Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege www.blfd.bayern.de ISSN 1863-7590 Nr. 158 · Juli 2014

DENKMALPFLEGE INFORMATIONEN

Schloss Weißenstein in Pommersfelden

Bayerische Denkmallandschaft und neue Energielandschaft

Stoff und Sinn: Kirchliche Denkmalpflege

Denkmalschutzmedaille 2014

Oben links: Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle verleiht die Medaille an Simone und Wolfgang Kuffner für die Instandsetzung des Moarhofs in Samerberg, Lkr. Rosenheim, Oberbayern (Foto: Peter Hemtza)

Mitte links: Burgruine Homburg, Gössenheim, Lkr. Main-Spessart, Unterfranken. Medaille für Erhalt der Ruine an Johann Popp (Foto: BLfD)

Unten links: Nördlingen, Bräugasse 8–12, Lkr. Donau-Ries, Schwaben. Medaille für Instandsetzung der Wohnhäuser an Günter Schwendner für den Verein Lebenshilfe Donau-Ries e. V. (Foto: Peter Herzig)

Oben rechts: Synagoge in Obernbreit, Lkr. Kitzingen, Unterfranken. Medaille für die Instandsetzung an Friedrich Heidecker für den Träger- und Förderverein der Synagoge (Foto: privat)

Mitte rechts: Medaille für die Mitglieder des Arbeitskreises Geschichte und Archäologie Coburg, Oberfranken (Foto: privat)

Unten rechts: Bergbauernhof Dreiwies, Markt Scharzach, Lkr. Straubing-Bogen, Niederbayern, vor der Instandsetzung. Medaille an Dr.-Ing. Norbert Bergmann (Foto: privat)

Impressum

Herausgeber
Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes:
Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil

Redaktion
Dr. Karlheinz Hemmeter (verantwortl. Redakteur), Dr. Doris Ebner
Tel. 089-2114-261/-358, Fax 089-2114-401
karlheinz.hemmeter@blfd.bayern.de
doris.ebner@blfd.bayern.de

Redaktionelle Mitarbeit
Ina Hofmann M.A., Renate Schiwall M.A., Angela Schürzinger M.A.

Layout
Dr. Doris Ebner, Susanne Scherff

Bildbearbeitung
Susanne Scherff, David Winckelmann

Titelbild
Augustusbrunnen in Augsburg – Augsburger Wasserkunst auf der Vorschlagsliste für das Unesco-Weltkulturerbe (Foto: BLfD, Eberhard Lantz)

Porträt Editorial
Christoph Vohler

Abkürzungen
AS = Angela Schürzinger, DE = Doris Ebner, DO = Dorothee Ott, Htr = Karlheinz Hemmeter, IH = Ina Hofmann

Gesamtherstellung
Fa. Kastner & Callwey Medien, 85661 Forstinning

Auflage
8500 Stück

Dienststellen der Denkmalpflege in Bayern

Dienststelle München (Zentrale)
Hofgraben 4, 80539 München
Postfach 10 02 03, 80076 München
Tel. (089) 2114-0

Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern
Alter Hof 2, 80331 München
Tel. (089) 210140-0

Dienststelle Regensburg (Niederbayern/Oberpfalz)
Adolf-Schmetzer-Straße 1, 93055 Regensburg
Tel. (0941) 595748-0

Dienststelle Bamberg (Oberfranken/Unterfranken)
Schloss Seehof, 96117 Memmelsdorf
Tel. (0951) 40950

Dienststelle Thierhaupten (Schwaben)
Klosterberg 8, 86672 Thierhaupten
Tel. (08271) 81570

Dienststelle Nürnberg (Mittelfranken)
Burg 4, 90403 Nürnberg
Tel. (0911) 23585-0

E-Mail-Adressen der Mitarbeiter im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege:
vorname.name@blfd.bayern.de
www.blfd.bayern.de

Sämtliche mit Verfasserangabe versehenen Beiträge stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion, des Herausgebers, des Amtes oder des Verlages dar.
© Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

EDITORIAL

Liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Freunde der Denkmalpflege!

Es wäre vermessen, die „100-Tage-Regel" der Politiker auf Beamte zu übertragen, denn wir werden ja nicht gewählt. Dennoch sind diese vergangenen 3½ Monate für mich im Amt des Generalkonservators ein Zeitabschnitt, der es mir erlaubt, ein erstes Resümee zu ziehen und, im Gegenzug, auch ein erstes Feedback zu erwarten.

Was das Feedback betrifft, werde ich mich überraschen lassen müssen, ein erstes Resümee dagegen kann ich selbst ziehen. In der Langfassung ist es dem Interview, das ich mit Herrn Hemmeter geführt habe, zu entnehmen, für die weniger geduldigen Leser erlauben Sie mir einige Aspekte hier an dieser Stelle zu benennen:

Denkmalschutz und Denkmalpflege in Bayern sind ein Synonym für Begriffe wie „Heimat" und „Geborgenheit", aber auch für Zukunftswünsche und Hoffnungen. In einer Zeit demografischen Wandels ist es unsere Aufgabe, das Gewohnte zu erhalten, ohne uns aber neuen Aufgaben zu verschließen. Ältere Menschen suchen mehr Geborgenheit als die jungen Generationen, viele unserer historischen Kernorte fallen leer. Diese beiden Aspekte des gesellschaftlichen Lebens einander zuzuführen wäre ein lohnendes Ziel; die Denkmalpflege kann dies aber nicht alleine bewältigen. Ressortübergreifende Ansätze sind gefragt. Ich bin allerdings der Überzeugung, dass die Denkmalpflege ein hervorragendes Instrument dafür ist, geeignete Wege aufzuzeigen.

Aber natürlich sind die „klassischen" Aufgaben der Denkmalpflege, der Erhalt unserer Bau- und Bodendenkmäler für nachfolgende Generationen, bereits Herausforderung genug. Gerade in Zeiten eines tiefgreifenden Wertewandels und verstärkten Drucks auf die Nutzung historischer Gebäude in zentralen Lagen nach rein immobilienökonomischen Aspekten ist es unser Auftrag, mit aller Kraft und Mühe „unsere" Werte zu vermitteln. Aufgaben gibt es also genügend, die Denkmalpflege ist aktueller denn je!

Ich sehe im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege den idealen Ort für die Vermittlung dieser Werte und finde mich inmitten einer überzeugten Schar von Kolleginnen und Kollegen, die alle durch denselben Geist beseelt bereit dazu sind, hierfür ihr Bestes zu geben – das erkenne ich bereits nach den ersten 3½ Monaten.
Ich bedanke mich sehr herzlich bei Ihnen!

Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil
Generalkonservator

Theater Bad Kissingen (S. 43). Foto: Staatsbad Bad Kissingen

Burgstall Wolfratshausen (S. 33). Foto: Markus Fagner

Landgestüt in Augsburg (S. 46). Foto: Georg Paula

Denkmalpflege Informationen im Internet unter:
www.blfd.bayern.de/denkmalerfassung/publikationswesen

Inhalt

Editorial 3
Mathias Pfeil

Im Brennpunkt

- Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil
  Die ersten hundert Tage als Generalkonservator 6
  Interview: *Karlheinz Hemmeter*
- Die bayerische Denkmallandschaft und
  die neue Energielandschaft 10
  Thomas Gunzelmann
- Vor 70 Jahren – Kultur im Bombenhagel
  Teil 2: München im Jahr 1944 13
  Karlheinz Hemmeter
- Spuren im Kriegsschutt – Die Archäologie
  als letzter Zeuge 17
  Christian Behrer

Aktuell

- Neue Prospektionen am Hinteren Berg
  bei Landersdorf. Eine befestigte Höhensiedlung
  der Chamer Kultur 19
  Markus Schußmann, Thomas Link, Markus Roth
- Kirchenbau und Herrschaftsgruft
  Radarmessungen in der Ortskirche von Obbach 21
  Thorsten Riese und Andreas Schäfer
- „Anbetung der Hirten“ von Franz Hagen 1717
  Konservierung und Restaurierung des Hochaltar-
  gemäldes in der Pfarrkirche St. Johannes in Pöttmes 25
  Cornelia Hagn und Georg Paula
- Marmor, Stein und … Stuck. Zur Restaurierung
  des Marmorsaals in Schloss Weißenstein
  in Pommersfelden 27
  Annette Faber
- Sanierung des Dachtragwerks der ehemaligen
  Klosterkirche – Hl. Kreuz in Donauwörth 29
  Nele Reichel und Markus Würmseher
- „Schutz vor jeglichem Übel“: Ein mysteriöser
  Fund vom Regensburger Donauufer 32
  Silvia Codreanu-Windauer

Denkmalforschung

- Die Burg Wolfratshausen – ein bemerkenswertes
  Bodendenkmal neu gesehen 33
  Markus Fagner, Magnus Kaindl, Bernd Päffgen
- 420 Jahre Augustusbrunnen in Augsburg 36
  Ina Hofmann
- Der Marienbrunnen in Eichstätt 38
  Ina Hofmann
- 150. Todestag des Architekten Leo von Klenze.
  Münchens großer Baumeister 40
  Angela Schürzinger
- Die Welt zu Gast in der Rhön –
  Das Königliche Theater Kissingen 43
  Christian Schmidt
- Das königliche Landgestüt in Augsburg 46
  Georg Paula

- Das Heilsgeschehen in Buntglas. Die katholische Kirche St. Michael in Poppenricht 49
  Mathias Conrad
- Stoff und Sinn. Zugänge zu einer kirchlichen Denkmalpflege 52
  Peter Steiner

Mehr als nur Steine ...

- Residenzschloss Oettingen: Barocke Schönheiten mit Stahlkorsett – eine preisgekrönte Instandsetzung 55
  Heike Jahnz
- Spätmittelalterliche Ortsbefestigung von Waal 58
  Sabine Mayer und Hanns Dietrich

Museum

- document Legionslagermauer 60
  Silvia Codreanu-Windauer

Recht

- Aktuelle Fragen zum Denkmalrecht 62
  Wolfgang Karl Göhner

Verkäufliche Denkmäler

Wolfgang Karl Göhner und Christine Schuller 64

Im Amt – Tel. 089/2114-0

- Methoden des Zentrallabors im BLfD Teil 2: Endoskopie 68
  Martin Mach
- Was am Ende übrig bleibt. Zur Problematik von privaten Fundsammlungen 73
  Martin Mach

Porträts 75

- Nachrufe:
  Dr. Georg Paula; Dr. Jannik Inselkammer
- Zum Abschied aus dem Dienst im BLfD:
  Klaus Eisele, Dr. Roland Linck, Mirjam Pfeiffer, Tobias Bobrowski
- Zum Abschied aus dem Dienst von
  Dr. Karl Schmotz, Lothar Bakker

Über den Zaun

- Baudenkmäler im Dorfkern – Bürger retten das Dorf Valendas in Graubünden 84
  Christian Läng und Walter Marchion
- Untertägige Steinbrüche in der niederländischen Provinz Limburg 87
  Martin Straßburger

Berichte 89

Aus dem Bildarchiv

- Schätze aus dem Bildarchiv
  Markus Hundemer 98
- Wer kennt das Denkmal? 100
  Markus Hundemer und Marion-Isabell Hoffmann

Termine 102

Literatur 105

Regensburg, *document Legionslagermauer* im Parkhaus Dachauplatz (S. 60). Foto: Peter Ferstl, Stadt Regensburg

2000 Jahre Kaiser Augustus: Augustusbrunnen in Augsburg mit Allegorie der Wertach (S. 36). Foto: BLfD, Doris Ebner

Mit der Annahme eines Beitrags zur Veröffentlichung erwirbt das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege als Verlag, Herausgeber und Redaktion alle ausschließlichen Vertragsrechte für die Zeit des Bestehens des Urheberrechts. Diese umfassen insbesondere auch das Recht zur Herstellung elektronischer Versionen und die Befugnis zur Einspeicherung des Beitrags in eine Datenbank, verbunden mit dem Recht zu deren Vervielfältigung und Verbreitung (online oder offline) zu gewerblichen Zwecken ohne zusätzliche Vergütung. Das ausschließliche Recht an einer elektronischen Version des Beitrags erwirbt das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege ohne zeitliche Begrenzung. Alle Urheber- und Verlagsrechte, ausdrücklich auch die Übersetzung in andere Sprachen, die Auswertung der Datenträger, die Vervielfältigung jeder Art oder der Nachdruck von Beiträgen bleiben vorbehalten; es bedarf in jedem Einzelfall der vorherigen Zustimmung der Redaktion.

IM BRENNPUNKT

Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil: die ersten hundert Tage als Generalkonservator

Am 17. Dezember 2013 wurde Dipl.-Ing. Mathias Pfeil von Kunstminister Dr. Ludwig Spaenle im Einvernehmen mit dem Bayerischen Kabinett zum neuen Leiter des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege berufen. Er ist dadurch Nachfolger von Generalkonservator Prof. Dr. Egon Johannes Greipl, der Ende November 2013 nach 14-jähriger Tätigkeit in den Ruhestand versetzt wurde. Mathias Pfeil hat seinen Dienst am 1. März 2014 angetreten. Er war zuletzt Leiter der Bauabteilung der Staatlichen Verwaltung der bayerischen Schlösser, Gärten und Seen und ist, wie der Minister betont, „aufgrund seines beruflichen Werdegangs mit sämtlichen Facetten dieser anspruchsvollen Aufgabe vertraut".

Mathias Pfeil, Jahrgang 1961, hat sein Abitur am Oskar-von Miller-Gymnasium in München erworben. Nach dem Grundwehrdienst studierte er an der Technischen Universität München Architektur mit Schwerpunkt Städtebau bei den Professoren Gebhard, Winkler und Meitinger, plastisches Gestalten bei Prof. König. Am Lehrstuhl Meitinger, der sich auch sehr stark mit Denkmalpflege und Bauen im Bestand beschäftigte und bei Pfeil erste Interessen für diesen Fachbereich weckte, arbeitete er als studentische Hilfskraft.

Parallel zur Arbeit in einem Architekturbüro bewarb er sich als Baureferendar und wählte die Richtung Städtebau, um das bayerische Baurecht kennenzulernen. Nach der 2. Staatsprüfung und einem Zwischenaufenthalt bei der Ortsplanungsstelle in Landshut fungierte er von 1991 bis 1994 als Gebietsreferent für Städtebauförderung bei der Regierung von Schwaben, wo sich erste berufliche Kontakte zur Denkmalpflege ergaben. Nach 2 ½ Jahren ließ er sich zum Stadtbaumeister der Stadt Waldkraiburg wählen und eignete sich dort Erfahrungen im kommunalen Bereich an. Eine seiner nach eigener Bekundung wichtigsten Aufgaben war der Umgang mit dem ehemaligen nationalsozialistischen Frauenlager Föhrenwinkel, wo es galt, mit Hilfe der Städtebauförderung und der Denkmalpflege ein Konzept für den Erhalt und die Nachnutzung zu entwickeln, ohne die Struktur des Denkmals zu verändern. 1997 wechselte Mathias Pfeil als Gebietsreferent für Städtebauförderung zur Regierung von Oberbayern und war hier wieder für denkmalpflegerische Aufgaben tätig, es gab zahlreiche Kontakte mit dem Landesamt für Denkmalpflege. Ab 1999 arbeitete er in der Obersten Baubehörde im Bayerischen Innenministerium, hier im Sachgebiet „Städtebauförderung". Sein Schwerpunkt war die bayernweite Koordinierung des neuen Städtebauförderungsprogrammes „Soziale Stadt". Nach weiteren zwei Jahren wurde Mathias Pfeil an die Staatskanzlei versetzt und war von 2001 bis 2006 als Referatsleiter in Brüssel tätig. Dort war seine Hauptaufgabe die denkmalgerechte Sanierung des belgischen Denkmalensembles ehem. „Institut Pasteur du Brabant", ein mikrobiologisches Forschungsinstitut, in dem herausragende Forscherpersönlichkeiten wie Pasteur oder Einstein gearbeitet hatten, zur neuen bayerischen Landesvertretung bei der EU.

Mathias Pfeil (Foto: Roland Hoffmann)

Eine wiederum sehr praxisorientierte Tätigkeit folgte dann ab 2006, als Pfeil die Leitung der Bauabteilung der Bayerischen Schlösserverwaltung übernahm. In diesen acht Jahren war er für die Restaurierung und Instandsetzung der ehem. Repräsentationsbauten des Königreichs Bayern zuständig, die seit dem Ende des 1. Weltkriegs verstaatlicht wurden. Wichtig waren bei dieser Aufgabe vor allem die Aspekte einer auf touristische Gesichtspunkte veränderten Folgenutzung der ehem. Schlösser und Residenzen. So muss heute Neuschwanstein, das „Schloss des Königs" Ludwig II., jährliche Touristenströme von bis zu 1,5 Mio. Besuchern verkraften. Es galt Lösungen zu finden, um die Interessen der Gäste mit dem Schutz des historischen Baubestands in Einklang zu bringen. Auch darf kein Unterschied in der Wertigkeit der Objekte gemacht werden: Die Probleme der kleinen Burg Prunn im Altmühltal müssen ebenso ernst genommen werden wie die der riesigen Anlage der Würzburger Residenz und erfordern entsprechendes Geschick und Fingerspitzengefühl bei dem Spagat zwischen Denkmalerhalt und touristischer Nutzung.

Ein weiterer wichtiger Schwerpunkt seiner Arbeit waren die UNESCO-Weltkulturerbestätten; sein nach eigener Bekundung größter Erfolg war hier die Eintragung des Markgräflichen Opernhauses Bayreuth in die Welterbeliste der UNESCO im Juni 2012.

Ziele für die Arbeit im Amt

DI: *Herr Generalkonservator, wieder einmal haben Sie beruflich eine neue Aufgabe übernommen. Aus Ihrer Vita aber sieht man, dass Sie in Ihren unterschiedlichen Arbeitsfeldern immer wieder mit der Denkmalpflege und verschiedenen Kollegen in Kontakt gekommen waren. Wie schätzen Sie aus Ihren Erfahrungen heraus und nach den ersten Wochen im Amt die Arbeit der Denkmalpflege in Bayern ein?*

Generalkonservator Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil: Bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Amtes liegen Fachwissen und Engagement auf höchstem Niveau vor – und zwar auf allen Gebieten: der Archäologie, der Baudenkmalpflege und der Inventarisation. Auch die Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen leistet bei ihrer Beratungstätigkeit ausgezeichnete Arbeit. Bei meinen bisherigen Tätigkeiten hatte ich oft Kontakt mit dem Landesamt, schon damals war mir der hohe Einsatz der Kolleginnen und Kollegen immer aufgefallen. Natürlich erfordern heute die veränderten Projekte – hier sei z. B. die leerfallende historische Bausubstanz in Kernorten genannt – auch entsprechend angepasste Vorgehensweisen. Daher ist es einfach unumgänglich, sich fachlich immer auf dem neuesten Stand zu halten. In technischer Sicht fungiert das Landesamt seit Jahren als „Thinktank", hier können private Bauherren von dem Wissensstand des BLfD in hohem Maße profitieren. Aber: Auch wir müssen uns immer wieder neu erfinden, denn veränderte Aufgabenstellungen erfordern neue Herangehensweisen. Ich denke hier z. B. an den bereits gut bekannten „denkmalpflegerischen Erhebungsbogen", der – vereinfacht ausgedrückt – eine sehr gute Erfassung des Denkmalbestands, der Topographie und der städtebaulichen Situation einer Gemeinde darstellt. Bereits für über 900 Städte und Gemeinden wurde dieses Instrument vom BLfD ausgearbeitet. Jetzt werden wir ihn für ausgewählte Gemeinden gezielt um eine Werte- und Mängelkarte und ein gemeinsam mit der Gemeinde entwickeltes Zielkonzept ergänzen. Das wird dann eine auf mehrere Jahre angelegte „denkmalpflegerische Road-Map", die in gemeinsamer Abstimmung zwischen Landesamt und Gemeinde entwickelt wird und eine strategische „Denkmalplanung" ermöglicht. Neue Aufgabenstellungen erfordern eben auch neue Methoden.

Natürlich gehören die herkömmlichen Untersuchungsmethoden weiterhin zum Repertoire, das ständig aktualisiert und verbessert werden muss. Das permanente Erforschen der Untersuchungsmethoden z. B. im Restaurierungswesen – auch und gerade durch den Umgang in der Praxis oder im Labor – ist heute selbstverständlich und notwendig, um z. B. zum Einsatz neuer Materialien oder neuer Technik angemessen Stellung beziehen zu können. Ich erwähne da nur die aktuelle Beschäftigung mit Latexreinigung, mit Kalk und unterschiedlichen Temperierungsmethoden in der Denkmalpflege, zu denen jeweils Publikationen erstellt wurden, aber auch die oft ungeheuer komplexen Untersuchungsverfahren archäologischer Funde. Aber vergessen wir nicht, das Amt ist eine Beratungsbehörde, die eben gerade auf diesen Gebieten gefordert ist.

DI: *Sie haben selbst jahrelang Erfahrungen in der praktischen Denkmalpflege gesammelt. Können Sie uns – ich weiß, das ist viel verlangt – ein paar grundsätzliche Aspekte zum Umgang mit den Denkmälern sagen?*

GK Pfeil: Die aktuelle Denkmalliste muss als Momentaufnahme verstanden werden, in der das aufgelistet ist, was uns heute erhaltenswert erscheint. Diese wird zur Zeit aktualisiert, wir werden uns auch mit den Denkmälern des 20. Jahrhunderts beschäftigen müssen. Und Denkmäler sind kein Selbstzweck. Denkmäler müssen leben, sie müssen zukunftsfähig sein – und das beinhaltet so lapidare Dinge wie z. B. moderne Infrastruktur, Haustechnik, Sanitäranlagen zu schaffen und – wenn nötig – auch einen behindertengerechten Zugang. Aber: Das oberste Ziel muss für uns natürlich immer bleiben, die originale Substanz, soweit dies möglich ist, zu schonen und in diese möglichst nicht einzugreifen. Allerdings darf man von den Denkmaleigentümern auch nichts Unmögliches verlangen, wir müssen genau die Schnittmenge finden, die beiden Seiten gerecht werden kann: dem Erhalt und der Innovation. Neben optimaler Beratung müssen wir natürlich auch die Situation der Denkmaleigentümer betrachten. Neben unserer qualifizierten Beratung geht es dabei selbstverständlich immer wieder auch um Geld. Es gehört zu unseren Beratungen, auch die Finanzierung und Finanzierbarkeit der Vorhaben nicht aus dem Auge zu verlieren und nach Möglichkeit auch Mittel zur Verfügung zu stellen. Eine Verstärkung der Denkmalmittel wäre natürlich dringend geboten! Eine ausgezeichnete Hilfe für Bauherren, um im Vorfeld kostenintensiver Maßnahmen Planungssicherheit zu erhalten, sind die Voruntersuchungen, die wir ja auch fördern können.

Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle, die neue Leiterin der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen Dr. Astrid Pellengahr, Generalkonservator Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil und der scheidende Leiter der Landesstelle Dr. Michael Henker beim Festakt zur Amtseinführung von GK Pfeil in der profanierten Allerheiligen-Hofkirche der Münchner Residenz (Foto: Peter Hemtza)

DI: *Wir haben seit den finanziellen und personellen Einsparungen nach der Jahrtausendwende mit dem Problem zu kämpfen, dass die Aufgaben im Landesamt eher immer mehr werden, die Personaldecke jedoch zu dünn ist, um die Service-Leistung für Objekte und Denkmaleigentümer in wünschenswerter Weise zu optimieren.*

GK Pfeil: Der Personalmangel ist natürlich ein Problem, aber wir dürfen uns nichts vormachen. Im öffentlichen Dienst wird es nur noch vereinzelt zu Stellenmehrungen kommen, deshalb müssen wir unsere eigene Arbeitskraft möglichst effizient einsetzen. Da ist bereits viel geschehen, dennoch dürfen wir uns auch hier nicht auf unseren Lorbeeren ausruhen und müssen nach weiteren Potentialen suchen. Auch deshalb wird es nötig sein, mit allen unseren Partnern, also den Unteren Denkmalschutzbehörden, den Städten und Gemeinden, Institutionen, Verbänden und Fachbehörden und in einem erweiterten Sinn mit allen gesellschaftlichen Kräften, die sich für unsere Belange interessieren, intensiv zusammenzuarbeiten. Unseren Informationsaustausch können wir sicher noch verbessern und uns gegenseitig unterstützen, ich denke hier z. B. an Konflikt- und Fachberatung, aber auch daran, uns und unsere Partner durch weitere Qualifizierung und Fortbildung auf einen gemeinsamen Wissensstand zu bringen.

DI: *Der Stand der Denkmalpflege in der öffentlichen Wahrnehmung schwankt gelegentlich, je nachdem welche Probleme, vielleicht auch nicht immer mit der nötig recherchierten Sorgfalt, in den Medien ausgebreitet werden.*
GK Pfeil: Natürlich berichten die öffentlichen Medien nach ihren eigenen Gesetzen. Darauf ist nur schwer Einfluss zu nehmen. Wir können uns aber auch nicht auf diese „Zufälle" in der öffentlichen Darstellung verlassen, sondern müssen selbst noch aktiver werden. Verstärkte Zusammenarbeit mit den Medien ist dabei ein wichtiger Punkt. Wenn wir von uns aus auf Themen aufmerksam machen, haben wir eine gute Chance, dass die gereichten Hände auch angenommen werden, ein qualifiziertes „aktives Miteinander" mit den Medien ist dabei mein Ziel. Dann kann die geleistete gute Arbeit auch entsprechend transportiert werden, denn die positive Rezeption in der öffentlichen und in der politischen Wahrnehmung ist enorm wichtig für unsere Arbeit, weshalb wir die Öffentlichkeit laufend von der Qualität unserer Anliegen und der Effizienz unserer Arbeit für die Gesellschaft überzeugen müssen.

DI: *Wie soll das in der Praxis aussehen?*
GK Pfeil: Sie haben selbst auf die Medien hingewiesen, das öffentliche Interesse an Information und die Gefahr von Verzerrungen. Öffentlichkeitsarbeit muss ständig an veränderte Situationen angepasst werden, hier sind die Medien sehr sensibel, denn sie spiegeln ja auch gesellschaftliche Bedürfnisse wider. Wir müssen deshalb als Fachbehörde die bereits bestehenden guten Kontakte zur Presse halten und weiterentwickeln, auch um unserem „Bildungsauftrag in Sachen Denkmalpflege" gerecht zu werden. Es muss unser Ziel sein, dass wir gefragt werden, bevor in der öffentlichen Darstellung ein durch Unwissenheit oder Fehlinformation verzerrtes, falsches Bild gezeichnet wird. Dabei können wir auch interessante Themen selbst belegen und forcieren, indem wir mit eigenen Pressedarstellungen und Publikationen – wie z. B. unserer Broschüre zur Solarenergie – an die Öffentlichkeit treten. Ein toller Erfolg war auch das Buch „Genuss mit Geschichte", mit dem wir für denkmalgeschützte Gasthäuser werben. Diese Initiative wollen wir mit schönen Themen weiterführen. Auch die neuen Medien müssen wir nutzen und neue Angebote vor allem jüngeren Menschen unterbreiten. Ich könnte mir hier eine Online-Beratung oder Antwortbörse vorstellen. Das ist sicher noch ein wenig Zukunftsmusik, aber erste Schritte in dieser Richtung sind mit dem BayernViewer-denkmal, der gerade verbessert wird, ja schon getan! Der nächste Schritt ist, dieses Angebot auch für Tablet-PCs und Handys möglich zu machen sowie Apps zu unseren Denkmaltopographien zu entwickeln, diese Gedanken nehmen heute bereits gute Formen an.

DI: *Öffentlichkeitsarbeit und ein reichhaltiges Publikationswesen werden im Amt seit Jahren intensiv gepflegt.*
GK Pfeil: Ja, das ist richtig. Die Veröffentlichungen des Landesamtes treffen heute schon auf ein breites Publikum. Aber das kann man noch verbessern und aktueller gestalten, denn wir müssen auf zahlreichen Gebieten Interessen abdecken, den Laien ebenso erreichen wie die Wissenschaft. Jeder Gesprächspartner und jeder Leser ist ein potentieller Mitstreiter und Multiplikator. Die gängigen Möglichkeiten der Öffentlichkeitsarbeit wie Tag des offenen Denkmals, Veranstaltungen, Ausstellungen, Kolloquien, Jahrestagungen, Preisverleihungen, Pressefahrten usw. müssen wir weiterführen und ausweiten, natürlich ohne den anerkannt hohen Standard der Publikationen des Landesamtes zu senken. So wird die Zeitschrift des Landesamtes, die „Denkmalpflege Informationen", mit ihrer Auflage von 8500 Stück zwar heute bereits wegen ihres breiten Spektrums geschätzt und hat sogar richtige Fangemeinschaften; das soll uns aber nicht daran hindern, sie moderner aufzubauen und zu gestalten, um ihr noch mehr Leserschichten zu erschließen. Die Fachpublikationen aus der Boden- oder Baudenkmalpflege, die Denkmaltopographien, Inventare, das Archäologische Jahr in Bayern, Bände aus der Schriftenreihe oder Themenhefte finden alle heute schon ein interessiertes Publikum – ja selbst die Jahrbücher mit ihrem Dokumentationscharakter sind als Medium der Selbstvergewisserung ein unschätzbarer Quell für Historiker. Allerdings müssen wir – neben diesem hochgeschätzten Fachpublikum – auch den „ganz normalen" Bürger gewinnen und ihm entsprechende Angebote unterbreiten.

DI: *Sie halten also Vermittlung der denkmalpflegerischen Belange über unterschiedlichste Medien für eine notwendige und wohl für die Zukunft entscheidende Aufgabe unserer Arbeit?*
GK Pfeil: Das Rühren der Werbetrommel ist zwar nicht alles, aber doch ein wichtiger Bestandteil in der Vermittlung nach außen. Kein Mensch stellt die fachliche Qualifikation des Landesamtes in Frage, aber die Vermittlung ist das A und O unserer Tätigkeit. Wenn die fachliche Qualität beim Bürger nicht ankommt, dann haben wir es schwer. Bürgerberatung wird heute extrem groß geschrieben. Und jede Art von Beratung bedeutet nichts anderes, als unsere Vorstellungen, Vorgehensweisen, Ziele zu vermitteln. Dazu müssen wir die geeigneten Mittel nutzen und auf der „Höhe der Zeit" bleiben, die reinen Fachbroschüren allein reichen da nicht mehr aus. Uns wird zwar in vielen Bereichen

ein Überschuss an Verständnis entgegengebracht, dieses Verständnis müssen wir aber auch entsprechend bedienen. Vergessen wir auch nicht, dass sich die Inhalte unserer Arbeit, die Materialien und Methoden ständig ändern, weiterentwickelt werden, auch neuen Erkenntnissen oder politischen Entscheidungen unterworfen sein können. Wie hat sich nicht allein der Denkmalbegriff in den letzten hundert Jahren ausgeweitet! Wir müssen darauf reagieren, Stellung nehmen, vermitteln und vor allem die Leute mitnehmen.

DI: *Denken Sie da auch an besondere gesellschaftliche Gruppen, die Heimatpfleger z. B. kommen ja von selbst oder „von Berufs wegen" auf uns zu?*
GK Pfeil: Ja natürlich gibt es eine Anzahl von Gruppen, mit denen wir immer schon regen Kontakt gepflegt haben – praktisch, wie Sie sagen, „von Berufs wegen". Da gehören die vom Gesetz aus mit der Denkmalpflege betrauten Personen an den Unteren Denkmalschutzbehörden ebenso dazu wie die praktisch Tätigen, die Architekten und Handwerker, Restauratoren, Grabungsfirmen, Museumsleute und die anderen Fachbereiche – und natürlich auch die Denkmaleigentümer, die politisch Verantwortlichen, die erwähnten Heimatpfleger usw. Enge Zusammenarbeit und beruflicher Austausch sind hier selbstverständlich.

Um diese Menschen zu erreichen, haben wir ein entsprechend geeignetes Instrumentarium entwickelt. Auch die Informationsveranstaltungen im Landesamt und vor Ort sind sehr anerkannt und werden gerne besucht, ich denke da zum Beispiel an die „Montagsvorträge" in der Säulenhalle der Alten Münze. Aber auch hier können wir uns natürlich noch weiterentwickeln und neue Angebote machen. So wurde vor Kurzem im Landesamt eine Publikation für die Ehrenamtlichen in der Bodendenkmalpflege herausgegeben, die sehr wertvolle Hinweise für unsere „Fans" bereitstellt. Die Arbeit dieser enorm engagierten gesellschaftlichen Gruppe ist nicht zu unterschätzen, hier wird in einer herausragenden Weise „verborgenes Potenzial" genutzt und werden neue Partner gewonnen. Natürlich sind auch die weniger spektakulären aber umso hilfreicheren Informationsbroschüren und Publikationen, mit denen die Arbeit bestimmter Bereiche erläutert wird, sehr wichtig – die Broschüre zur Solarenergie habe ich schon erwähnt, aber auch das im letzten Jahr herausgekommene Themenheft „Bodendenkmalpflege in Bayern" oder die Informationen zu steuerlichen Vergünstigungen, zum Umgang mit Baudenkmälern, zur Temperierung oder Merkblätter zu zahlreichen Arbeitsfeldern sind hier zu nennen.

DI: *Angesichts eng begrenzter Finanzmittel für die staatliche Denkmalpflege, eines eigentlich nicht ausreichenden Personalstands, des Demographiewandels mit seinen Folgen für die Denkmäler – die in zahlreichen Landstrichen nicht mehr benötigten historischen Wohn- und Kulturgebäude und den damit verbundenen Erhaltungsschwierigkeiten – bauen Sie also verstärkt auf die Einbeziehung von interessierten Laien, auf Heimatverbundenheit und ehrenamtliches Engagement?*

GK Pfeil: Gerade um jene Gruppen, die sich ehrenamtlich mit Denkmalpflege oder Heimatpflege beschäftigen, müssen wir uns besonders und verstärkt bemühen. Denn hier ist schon der Wille vorhanden, Denkmalpflege und Heimatpflege als wichtige Aufgabe in unserer weiteren gesellschaftlichen Entwicklung zu befördern. Wir sollten uns bei diesen Gruppen der gemeinsamen Quellen und Ziele viel mehr bewusst werden und diese Kontakte verstärken, denn Denkmalpfleger und Heimatpfleger verbinden gemeinsame Interessen: der Erhalt der heimatspezifischen Besonderheiten, der Natur, der Umwelt, der Dorf- und Baustrukturen und damit auch der lokalen Denkmäler. Das persönliche Bewusstsein der Menschen wird durch ihre Umwelt geprägt. Gerade in Zeiten immer weitergehender Globalisierung und damit einhergehend der Auflösung politischer Grenzen wird es immer wichtiger zu wissen, woher man kommt. Und dieses Bewusstsein manifestiert sich nun mal am besten in unserer gebauten Umgebung und ihren Eigenarten. Das ist „Heimat", gerade diese Besonderheiten sind es, die uns prägen und nach denen wir uns sehnen. Überlegen wir uns doch einmal, wonach wir uns sehnen, wenn wir aus dem Urlaub zurückkommen. Neben den sozialen Kontakten sind es die Gebäude, Straßen, Wege und Plätze, die uns Sicherheit und Wohlbefinden geben. Bayern ist ein Land, das immer noch stark heimatverbunden ist, und in Bayern ist noch viel Denkmalwertes vorhanden.

Aber diese gemeinsamen Interessen, die Heimat und ihre Denkmäler, sind heute von vielen Seiten bedroht. Da ist einmal die Landflucht zu nennen und mit dieser die drohende Verödung ganzer Landstriche. Aber auch die historischen Kernorte fallen – trotz erheblicher infrastruktureller und räumlicher Vorteile – leer, da hier häufig nicht die gewohnten Wohnstandards geboten werden, die der heutige Mensch nicht mehr aufzugeben bereit ist. Hier gilt es, geeignete Strategien zu entwickeln, um diesen Verfall aufzuhalten.

Gemeinsam dem entgegenzuarbeiten, gemeinsam Wege zu suchen, ist deshalb das Gebot der Stunde. Ein großer Aufgabenbereich in der Zukunft wird es deshalb sein, Netzwerke zu schaffen aus all jenen, die sich diesen Zielen verschrieben haben, und alle diejenigen zusammenzubringen, die sich für Heimatpflege und Denkmalpflege interessieren. Hierbei ist es gleichgültig, ob es sich um Fachleute oder Laien handelt. Entscheidend ist das gemeinsame Ziel. Das staatliche Engagement muss mit den positiven Kräften vor Ort zusammengebracht werden, Unterstützung gesucht und ausgebaut werden. Und das Landesamt kann bei dieser Entwicklung ein wichtiger Motor sein, es kann Ansprechpartner zur Verfügung stellen. Wir können das Wissen und die Glaubwürdigkeit vermitteln, denn das Verständnis für die Denkmäler – als Einzelbauten und im gebauten Zusammenhang – hängt vom Wissen über sie ab. Die Bereiche Heimat- und Denkmalpflege sind mit tiefen Emotionen verbunden. Diese müssen geweckt und unsere Mitstreiter motiviert werden, es wird darum gehen, gemeinsame Schnittstellen zu suchen und zu finden, Felder der Zusammenarbeit zu benennen und Konzepte für dauerhafte Strukturen und Wirkungsmöglichkeiten entwickeln.

Das Gespräch führte Karlheinz Hemmeter

Bayerische Denkmallandschaft und neue Energielandschaft

Die Diskussion um die Energiewende hin zu erneuerbaren Energien kocht in Bayern momentan hoch, sowohl auf politischer als auch auf bürgerschaftlicher Ebene. Die Denkmalpflege muss sich nicht in eine energiepolitische Grundlagendiskussion einmischen, sondern ihre fachliche Position beziehen und Ideen liefern, ob und wie neue großtechnische Elemente in die über Jahrtausende hinweg gewachsene bayerische Kulturlandschaft eingefügt werden können.

Die Kulturlandschaft ist Schnittstelle zwischen Natur und Kultur, in der sich das Netz der historischen Beziehungen zwischen dem Menschen und seiner Umwelt materiell und immateriell ausdrückt. Da der Mensch schon seit langer Zeit zusätzlich zur eigenen und zur tierischen Muskelenergie auch regenerative Energien wie Wasser, Wind und Holz nutzte, war die Kulturlandschaft immer auch schon Energielandschaft. Übertragen auf die aktuellen Verhältnisse ist daher vor allem die Frage der Maßstäblichkeit und der Dominanz neuer Elemente zu diskutieren. Wie dies aussieht und ob eine angemessene Einfügung überhaupt erreicht werden kann, ist für die Denkmalpflege die entscheidende Frage.

Beim Schutz der Kulturlandschaft steht die Denkmalpflege nicht allein. Was sich aber zunächst als sehr positiv anhört, entpuppt sich in der Praxis manchmal eher als lästig. Zuständigkeiten sind unklar, die Interessenlagen unterschiedlich. Kurz: Viele Köche können hier manchmal den Brei ganz schön verderben. Die Ambivalenz des Begriffs und seine positive Konnotation hat es mit sich gebracht, dass er in den letzten Jahren Eingang in eine Reihe von Politikfeldern geradezu als Leitbild der räumlichen Entwicklung gefunden hat. In der Raumordnung und der Agrarpolitik, aber auch in Naturschutz und Denkmalpflege hat er zudem Niederschlag in Gesetzestexten gefunden. Nicht vergessen werden dürfen die europäischen und internationalen Konventionen, insbesondere auch die Welterbe-Konvention der UNESCO, die ausdrücklich Kulturlandschaften in das Welterbe einbezieht.

Energieproduktion und Kulturlandschaft

Kulturlandschaftlich betrachtet war die Energieproduktion der Frühen Neuzeit eine tendenziell dezentrale, die bis heute anhaltende Energieerzeugung aus fossilen Brennstoffen eine eher zentralistische. Wenige Kraftwerksstandorte versorgen das ganze Land. Die Energieerzeugung der postfossilen Ära wird dagegen wieder eine dezentrale sein. Diese Umstellung bewirkt einen großen Teil der Brüche, die geradezu systemimmanent sind: Es geht um die Neuaushandlung vieler Standorte, aber auch noch mehr um die Neuverteilung dauerhaft und verlässlich fließender Finanzströme. Schon vorindustrielle Energiegewinnungssysteme konnten die Kulturlandschaft entscheidend prägen. Das weitverzweigte System der Oberharzer Wasserwirtschaft etwa sollte die Energieversorgung des Bergbaus sicherstellen. Es brachte mit vielen Teichen und verzweigten Kanälen, die zwischen 1560 und 1860 immer weiter ausgebaut wurden, erhebliche Eingriffe in die damalige Kulturlandschaft. Heute ist diese Energiekulturlandschaft mit dem Prädikat Welterbe ausgezeichnet. Auch in Bayern gibt es solche Energielandschaften, man denke an die Triftsysteme zur historischen Brennholzversorgung etwa im Bayerischen Wald, im Spessart oder im Fichtelgebirge, die in Teilen Denkmaleigenschaft besitzen.

Prägten schon die Produktionsstätten und Transportwege der Energie die historische Kulturlandschaft, so tun dies die aktuellen mit ihrer Tendenz zur Höhe und Ausdehnung erst recht. Schlagwortartig wird dieser Wandel von Kritikern als „Vermaisung“, als „Verspargelung“ und „Verspiegelung“ der Landschaft beschrieben.

Auftrag der Denkmalpflege ist allerdings nicht die ästhetische Reinhaltung der Landschaft, sondern die Bewahrung der Integrität von materiellen Geschichtszeugnissen. In erster Linie ist dieser Zeugniswert an ihre historische Substanz gebunden. Mit dieser Geschichtlichkeit geht zwangsläufig ihre Ortsgebundenheit einher. Wenn nun Denkmale nur an ihrem spezifischen Ort ihre Aussagekraft entfalten können, gehört notwendigerweise die Beziehung zu ihrer Umgebung zur Denkmalsubstanz dazu. Dieser Substanzbegriff ist also ein weiter: Er umfasst auch die Funktion des Denkmals in seiner und für seine Umgebung, für seine Gestalt und damit sein unversehrtes Erscheinungsbild aus Sicht des Umfeldes. Der Raum dieser Wechselwirkung zwischen Denkmal und Umgebung ist der „Wirkungsraum“, der sich in einen „visuellen“ und einen „funktionalen“ differenzieren lässt, die beide keine identische Ausdehnung haben müssen.

Leitlinie für den Umgang mit der Umgebung des Denkmals ist der Maßstab, den schon die Charta von Venedig von 1964, sozusagen die „Magna Charta“ der internationalen Denkmalpflege, feststellt. Will man im Umfeld eines Denkmals etwas hinzufügen, so muss der Maßstab eingehalten werden. Und genau darin liegt das Problem der neuen Energien. Die baulichen Anlagen lassen sich wegen ihrer Höhenentwicklung und ihres Flächenbedarfs eben nur selten in die gegebenen Strukturen der historischen Kulturlandschaft einfügen.

Dies gilt für die Energieerzeugung aus Biomasse, eine Form der regenerativen Energie, die gerade in Bayern, mit seiner hohen Wertschätzung der bäuerlichen Landwirt-

Giechburg, Lkr. Bamberg. Freiland-Photovoltaikanlagen und Windräder vermögen die Kulturlandschaft über große Entfernungen zu prägen (Foto: BLfD, Thomas Gunzelmann)

Denkmäler werden durch Windkraftanlagen erheblich beeinträchtigt, wenn diese den Hintergrund des Denkmals beherrschen oder wenn die Ansicht des Denkmals verstellt wird (Foto: BLfD, Rembrant Fiedler)

schaft, in den zurückliegenden Jahren eine hohe Förderung erfahren hat. Aber auch Freiland-Photovoltaikanlagen brechen viele Maßstäbe der überlieferten Kulturlandschaft. Die brennendsten Themen sind aber die Energieerzeugung durch Wind und der Transport des Stroms über neu anzulegende Leitungstrassen. Schon wegen ihrer schieren Größe sind Windkraftanlagen und Hochspannungsmasten immer landschaftswirksam und geraten leicht in Konflikt mit dem Wirkungsraum von Denkmälern. Die Gefahr ist daher hoch, dass bei unbedachter Standortwahl landschaftliche Situationen entstehen, die Denkmäler in ihrem Wesen und in ihrer Umgebung schwer beeinträchtigen. Zum Wesen vieler Denkmäler gehört nämlich ihr Landmarkencharakter, der eben nicht nur rein visuell ist, sondern eine historisch begründete Zeichensetzung darstellt: Die Burg ist ein weithin sichtbares, möglichst konkurrenzloses Zeichen der Herrschaft, die Wallfahrtskirche ein weit ausstrahlendes Zeichen des Glaubens, die Stadtsilhouette mit Mauern, Toren und Türmen ein Zeichen bürgerlichen Selbstverständnisses.

Optische Beeinträchtigungen solcher Landmarken können in der Kulissenwirkung entstehen, wenn der Hintergrund des Denkmals durch Energieanlagen beherrscht wird oder wenn sich die Ansicht des Denkmals gar mit einer solchen Anlage schneidet. Sie können aber auch vor Denkmalen häufig genutzte Blickbeziehungen schädigen, besonders wenn dabei historisch begründete Blickachsen verstellt werden. Windfarmen mit zehn und mehr Einzelstandorten können nicht nur einzelne landschaftsprägende Denkmale beeinträchtigen, sondern den Charakter eines größeren Kulturlandschaftsausschnitts tiefgreifend verändern. Handelt es sich dabei um eine historisch geprägte Kulturlandschaft, ist das Anliegen der Denkmalpflege betroffen. Heutige Windfarmen haben eine optische Reichweite von mindestens 10 km, die durch die Drehung der Rotorblätter sowie die farbliche Kennzeichnung als Flughindernis bzw. als in der Dunkelheit blinkende Anlage verstärkt wird.

Im Windenergieerlass Bayerns vom Dezember 2011 ist immerhin deutlich als Ziel formuliert, dass die „Umgebung landschaftswirksamer Denkmäler regelmäßig von WKA freizuhalten ist." Das Landesamt für Denkmalpflege hat diese Vorlage aufgenommen und in der ersten Jahreshälfte 2012 die landschaftsprägenden Bau- und Bodendenkmale sowie Ensembles kartiert. Unter landschaftsprägenden Denkmalen sind solche Bau- und Bodendenkmale zu verstehen, deren optische und/oder funktionale Wirkung in einen größeren, eben als Landschaft zu beschreibenden Raum hinausgeht. Sie dürfen also nicht nur ihre Nachbarschaft oder nähere Umgebung prägen, wie dies in der Regel etwa bei Baudenkmalen in Dörfern oder Städten der Fall ist, sondern sie müssen eine Fernwirkung besitzen, die über eine geschlossene Siedlung hinausgeht, oder einen Standort außerhalb von Ortschaften aufweisen. Schlicht, aber prägnant formuliert handelt es sich um ein landschaftsprägendes Denkmal, wenn der aufgeschlossene Betrachter eines Landschaftsausschnittes nicht eine „Landschaft mit Kirche", sondern eine „Kirche mit Landschaft" wahrnimmt. Die Stelle, an der diese Sichtweise im räumlichen Sinne umkippt, bezeichnet dann auch in etwa die Grenze des Wirkungsraumes des Denkmals. Dabei muss die Umgebung für Erscheinungsbild, Wesen und Wirkung des Denkmals von solcher Bedeutung sein, dass deren Veränderung zwangsläufig auch das Denkmal berührt. Dies ist der Fall, wenn das Denkmal in seiner Aussagekraft in hohem Maße auf seine Umgebung bezogen ist, etwa durch bewusst hergestellte Blickbeziehungen, durch zugehörige Wegebeziehungen oder eine spezifische topografische Lage, wie es bei Burgen oder Wallfahrtskirchen regelmäßig gegeben ist.

Landschaftsprägende Denkmäler und bestehende Windkraftanlagen im Energie-Atlas Bayern 2.0 der Bayerischen Staatsregierung (Ausschnitt, http://geoportal.bayern.de/energieatlas-karten)

Eine Schädigung tritt dann ein, wenn die bisherige optische Dominanz des Denkmals in seinem Wirkungsraum oder dessen funktionale Beherrschung nicht mehr aufrechterhalten werden kann. Das ist dann der Fall, wenn der Betrachter das Denkmal von wichtigen Blickpunkten aus nicht mehr ohne eine größer oder fast gleich groß wirkende neu errichtete Anlage sehen kann oder wenn sich Denkmal und die neue Anlage gar optisch überschneiden. Was bedeutet das aber in der Planungspraxis? Einigkeit besteht darin, dass eine pauschale Abstandsregelung von der Energieanlage zum Denkmal, analog etwa zum Regelabstand zu Wohngebieten, nicht angegeben werden kann. Aufgrund der optischen Wirkung aktueller 200-m-WKAs könnten Abstände von 10 km und mehr erforderlich sein. Nimmt man nun eine eigentlich wünschenswerte Pufferzone von 10 km an, könnte man in Bayern kein einziges Windrad aufstellen. Auch bei einem

Regelabstand von 5 km bliebe nicht mehr viel Raum, zumal der Denkmalbelang ja keineswegs der alleinig zu berücksichtigende ist. 3 km halten wir aber für die Ausgangsbasis, die erst einmal für jedes landschaftsprägende Denkmal einzuhalten wäre, und in begründeten Fällen entsprechend mehr je nach Bedeutung und Wirkungsraum des Objekts. Transparenz und frühzeitige Informationsmöglichkeiten halten auch wir für unabdingbar bei aktuellen raumwirksamen Planungen. Deswegen kann sich jeder Bürger wie auch jeder Investor selbst über die Betroffenheit landschaftsprägender Denkmale informieren und dies in seine Planungsüberlegungen einbeziehen. Die landschaftsprägenden Denkmale Bayerns können jederzeit im Bayern-Atlas (http://www.geoportal.bayern.de/bayernatlas) oder im Energie-Atlas-Bayern (http://www.energieatlas.bayern.de/) abgerufen werden.

Zum ästhetischen und historischen Wert bedeutsamer Kulturlandschaft

Bedeutsame Kulturlandschaften, definiert über einen hohen Anteil kulturhistorisch bedeutsamer Landschaftselemente bzw. historischer Landnutzungsformen, sind im bayerischen Windenergieerlass nur über den Faktor Landschaftsbild erfasst und damit über ihren ästhetischen, weniger ihren historischen Wert. Hier bleibt noch viel zu tun, um auch noch den historischen Zeugniswert von Kulturlandschaften stärker zu würdigen. Dies geschah bisher überwiegend in Einzelstudien. So hat zum Beispiel die Stadt Waldsassen eine Kulturlandschaftsinventarisation in Auftrag gegeben, die vom Landesamt für Denkmalpflege gefördert und fachlich betreut wurde. Die Fortschreibung des Regionalplans der Region 6 Oberpfalz-Nord sieht die größten Vorrangflächen für Windkraft in der Region, bedingt durch zahlreiche harte Ausschlusskriterien andernorts, ausgerechnet in den ehemaligen Klosterwäldern östlich von Waldsassen vor. Es gibt dort mit dem Kloster und seiner Wallfahrtskirche Kappl zwei bedeutsame landschaftsprägende Denkmale. Fast noch wichtiger ist allerdings, dass es sich um die eindrucksvollste und am besten überlieferte historische Klosterlandschaft in Bayern handelt. Gerade Zisterzienserklöster mit ihrer ordensmäßig begründeten Lage „in Tal und Einsamkeit“ und ihrer ernsthaften Erneuerung der benediktinischen Lebensweise nach dem Grundsatz „ora et labora“ haben die von ihnen beherrschte Landschaft in ganz besonderer Weise geprägt. Bei Waldsassen ist dies von noch stärkerer Wirkung als sonst, denn es war in seiner Blütezeit nicht etwa eine mediate Grundherrschaft, sondern es besaß als Reichsabtei eine eigenständige Landesherrschaft und konnte so das ihm eigene „Stiftland“ gestalten. Bis heute prägende Elemente sind die Rodungsdörfer mit ihren erhaltenen Hufen- und Gelängefluren, die dennoch großflächig erhaltenen ehemaligen Klosterwaldungen als wesentlicher ökonomischer Baustein, zu dem als weiterer, besonders maßgebender Bestandteil die Teichwirtschaft hinzukam. Seit dem späten Mittelalter, verstärkt aber nach der Wiedergründung des Klosters in der Barockzeit, legte sich über diese zisterziensisch begründete Wirtschaftslandschaft eine zweite Folie: die der Sakrallandschaft mit Wallfahrtskirchen, Wallfahrtswegen, Stationswegen und Bildstöcken mit dem Höhepunkt der Wallfahrtskirche Kappl, die ihr Patrozinium der Heiligen Dreifaltigkeit so wunderbar in ihrer

Waldsassen, Lkr. Tirschenreuth. Blick von Nordwesten auf Stadt und Kloster Waldsassen. In den historischen Klosterwäldern ist das größte Vorranggebiet für Windenergie in der nördlichen Oberpfalz geplant (Foto: Roland Boenisch)

Architektur ausdrückt. Zu diesen Höhepunkten der Sakrallandschaft besteht ein heute noch von großtechnischen Einrichtungen ungestörtes Netz von Blickbeziehungen, das zum Teil auch nach Böhmen hineinreicht. Es geht aber nicht nur um visuelle Zusammenhänge und Störungen, sondern auch um die Einfügungen von neuen Großanlagen in eine wertvolle Kulturlandschaft, die eben in dieser Qualität mit ihren überlieferten Elementen so nicht mehr erhalten ist, jedenfalls nicht in Bayern und auch weit darüber hinaus.

Um sich in kritischen Fällen ein fundiertes Urteil bilden zu können, sind Sichtbarkeitsanalysen auf Basis des digitalen Geländemodells erforderlich. Dabei sind vor der Errichtung von Energieanlagen Fotos der unbeeinträchtigten Landschaft aufzunehmen. Aufnahmen mit einer Brennweite von 50 mm (analog) entsprechen annähernd der realistischen Wahrnehmung des menschlichen Auges. Dieser Wert sollte verwendet werden. In jedem Fall sind Brennweite, Belichtungszeit, Kameramodell, Aufnahmezeitpunkt und Aufnahmedatum anzugeben. Mit geeigneter Software sind nun, am besten durch eine Fachfirma, die echten Höhen und Entfernungsverhältnisse einzurechnen und zu visualisieren. Die Blickstandorte sind dabei durch den Denkmalpfleger festzulegen. Damit ist zwar noch nicht der funktionale, aber vielleicht einigermaßen der visuelle Wirkungsraum des Denkmals in Bezug zur Windkraftanlage dargestellt.

Im Ganzen betrachtet geht es um die Konkurrenz und Koexistenz zweier im Grundsatz gleichberechtigter Anliegen: dem Kulturgüterschutz und dem Klimaschutz. Eine vollständige Vermeidung der Beeinträchtigung von Kulturgütern konnte bisher nicht gewährleistet werden und wird unter den derzeitigen Rahmenbedingungen erst recht nicht zu erreichen sein. Allerdings ist dafür zu sorgen, dass die Gleichrangigkeit der Anliegen ernst genommen wird und die Befürworter des Schutzgutes Kultur nicht von vornherein auf verlorenem Posten stehen. Zumindest was das Thema Windkraft betrifft, könnte nach den aktuellen Überlegungen der Bayerischen Staatsregierung der Druck auf die Denkmallandschaft jedoch erheblich nachlassen.

Thomas Gunzelmann

Vor 70 Jahren – Kultur im Bombenhagel

Teil 2: München im Jahr 1944

Tagsüber die Engländer, nachts die Amerikaner. In großer Regelmäßigkeit flogen die Bombengeschwader der Alliierten vor 70 Jahren, im Jahr 1944, ihre Einsätze. Immer mehr Städte in Deutschland kamen in den Fokus der Bombenangriffe, und immer mehr Orte in ganz Bayern fielen in Schutt und Asche, verloren neben Wohnraum, Industrie und Infrastruktur ihre Denkmäler, ihre architektonischen und kunsthistorischen Kleinode, ihre Kirchen und Schlösser, Stadttore und Rathäuser – und damit ihre Identität.

Im kleinen mittelfränkischen Leinburg z. B. brannte die Leonhardskirche aus (30.3.1944), in Kraftshof bei Nürnberg fiel das Schloss Kressenstein (9.9.) in Trümmer, im unterfränkischen Acholshausen brannte St. Bartholomäus (10.9.), im oberbayerischen Penzberg St. Barbara (16.11.), und im schwäbischen Lauingen zerstörte eine Bombe das Obere Faiminger Tor (12.10.). Die Industriestadt Schweinfurt war im Lauf des ganzen Jahres Angriffsziel, und nicht nur 80 % der Industrieanlagen wurden dabei vernichtet, auch die Kirchen St. Kilian, St. Salvator und St. Johannes erhielten schwere Treffer. Eher zufällig traf es wohl die Kaskade im Hofgarten von Veitshöchheim.

Regensburg, sonst relativ gut durch den Krieg gekommen, traf mit der Vernichtung des Obermünsters ein aus historischer und kunsthistorischer Sicht äußerst schmerzhafter Schlag. Aus dem frühen 11. Jahrhundert stammte die dreischiffige Pfeilerbasilika mit spätgotischen Gewölben und barocker Ausstattung, die bis auf den Turm, die westliche Chornische und Arkadenreste Sprengbomben zum Opfer fiel. Die Kirchenreste sind als Ruine erhalten. In der Endphase des Krieges im Frühjahr 1945 gab es in der Stadt noch ein paar wenige Totalschäden wie das Gartenhaus Theresienruh (1804–07, Emanuel Joseph d' Herigoyen) das frühgotische Haus „Zum Löwen im Gitter" in der Kallmünzergasse oder die Sprengung einiger Bögen der Steinernen Brücke durch die Wehrmacht selbst.

München

Besonders schwer jedoch traf es in jenem Jahr die bayerische Landeshauptstadt, als vor allem am 24. April 1944 und im Juli 1944 – aber auch infolge anderer der über 60 gezählten Luftangriffe – fast alle bedeutenden Gebäude ausbrannten und schweren Schaden davontrugen. Von den rund 60 000 Gebäuden in München rechnete man bei Kriegsende ein Drittel als Totalschaden bzw. schwer beschädigt. Nicht möglich ist es, auf alle auch nur kurz einzugehen – Georg Lill, der über den Krieg hinweg amtierende Direktor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, zählt allein 65 Kirchen und 57 Monumentalbauten, die dem Kriegsfuror zum Opfer gefallen sind. „München", schreibt Lill in seiner 1946 erschienenen Bestandsaufnahme „Um Bayerns Kulturbauten", „ohne Zweifel die schönste und architektonisch ausgeglichenste Großstadt Deutschlands, ist im Kern des eigenen Wesens getroffen …" Und besonders geht er auf die *Münchner Residenz* ein, die er neben denen in Würzburg, Aschaffenburg und Bayreuth als „die wirklich unersetzlichen Verluste dieser Katastrophe" sieht: „Ein Verlust für Europa, damit für die ganze Welt, bedeuten München und Würzburg, denn die Münchener Residenz stand gerade in ihrer Innenraumkunst von der Spätrenaissance über Barock, Rokoko, Klassizismus bis zum Spätempire und der Romantik des Königs Ludwig I. als ein einzigartiges Dokument europäischer Kulturentwicklung da. Gerade dies ihr Eigenstes, das Nebeneinander von Raumfolgen in einer überragenden Qualität, kann in keiner Weise und durch nichts mehr ersetzt werden …" Natürlich kann es heute kaum ein Besucher glauben, wandelt er durch die mit größtenteils geretteten Möbeln ausgestatteten Räume – deren originale wandfeste Ausstattung zerstört ist. Und wenn man Fotografien ansieht, welche die völlig ausgebrannte Ruine zeigen, grenzt der jetzige Zustand noch mehr an eine Art Wunder. Ein Wunder scheint es auch gewesen zu sein, dass das Antiquarium von einer Bombe bloß durchschlagen und nur zu einem Teil zerstört wurde. Die Entscheidung, die Räume mit Ausstattung des 19. Jahrhunderts nicht wieder herzustellen und modern auszubauen, ist natürlich gerade aus heutiger Sicht schwer nachzuvollziehen.

Siegestor, im Hintergrund die Akademie der Bildenden Künste nach Luftangriff (Foto: BLfD, Lis Römmelt, 1944)

Verlust historischer Bauten und Ausstattungen

Einfacher und schneller wäre es, die nur leicht beschädigten historischen und kunsthistorisch bedeutenden Gebäude Münchens aufzuzählen, die *Alte Münze* gehört z. B. dazu, der Sitz des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, die beiden wichtigen Flügel des Alten Hofes im Süden und Westen, die *Asamkirche* in der Sendlinger Straße und natürlich das *Neue Rathaus*, während das benachbarte *Alte Rathaus* mit seiner spätgotischen Holzdecke ausbrannte. Bei den vielen betroffenen Kirchen, die zumeist ihre gesamte Innenausstattung verloren haben, kann man hier nur auf ein paar besonders wichtige Beispiele hinweisen. – An erster

St. Anna im Lehel

Links: Fassade, nach Luftangriff

Rechts: Deckenfresko von C. D. Asam (Ausschnitt) vor Zerstörung

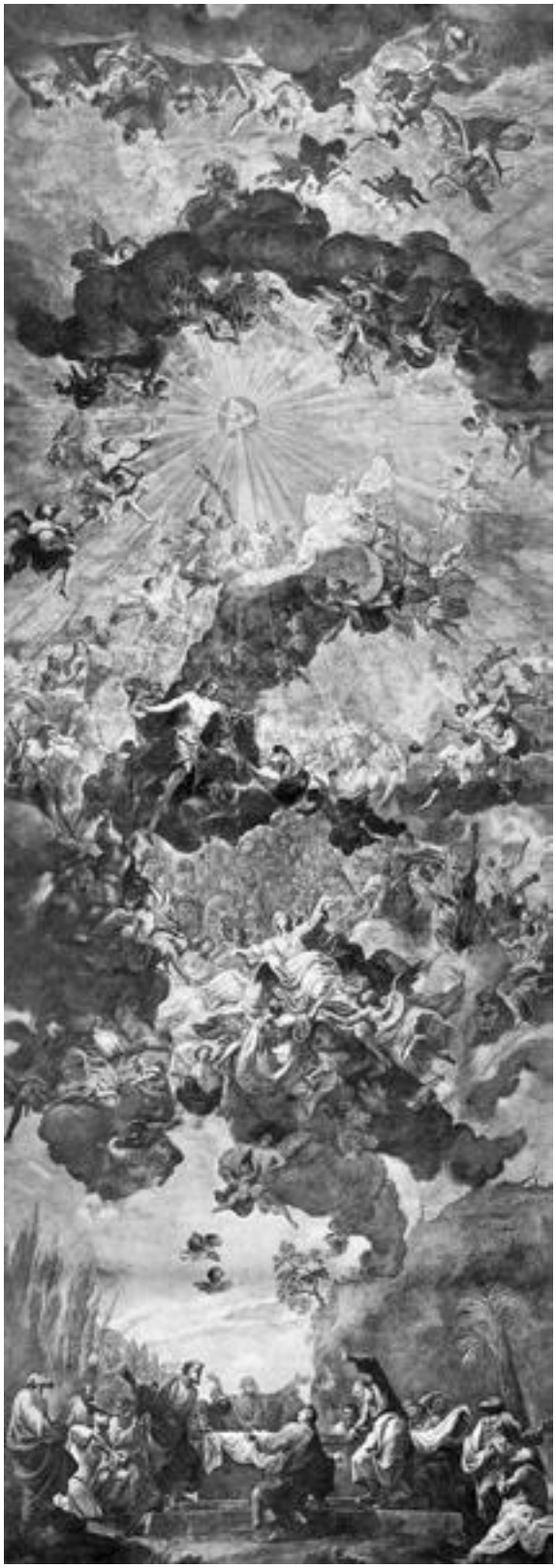
(beide Fotos: BLfD, 1944)

Stelle natürlich auf den *Dom*, *die Liebfrauenkirche,* des späten 15. Jahrhunderts, hier waren große Teile der Architektur zerstört: sämtliche Gewölbe bis zu den Widerlagern, fünf Mittelschiffpfeiler, die Chorumfassungsmauer, Portale, Fenstermaßwerke und Gläser. Verbrannt sind auch das Chorgestühl von Erasmus Grasser (von 1502) und 18 neugotische Altäre. Zwischen 1947 und 1953 erstand der Dom wieder, wenn auch aus Stahlbeton, -rippen, -schalen und -fertigteilen. (Die neugotischen Altäre hätte man vermutlich spätestens in den 1960er Jahren sowieso entfernt.)

Alte Pinakothek, Loggia mit Fresken von Peter Cornelius; vor der Zerstörung (Foto: Bayerische Staatsgemäldesammlungen München, um 1935)

Und wie erging es den barocken Kirchen, künstlerische Kleinode, mit denen München so reich gesegnet war! Hingewiesen werden muss auf einige unersetzliche Verluste wie *St. Anna Damenstift* und *St. Anna im Lehel*, in denen jeweils eine nahezu gesamte Ausstattung der Asam-Brüder zugrunde ging. In der 1732–35 durch Johann Baptist Gunetzrhainer errichteten *Damenstiftkirche* verschoben sich nicht nur die berstenden Mauern, auch das Fresko, drei monumentale Altäre, Kanzel und Stuckatur wurden vernichtet. Bereits 1956 unternahm man hier den durchaus gelungenen Versuch, das Fresko in Sepiamalerei nachzuempfinden (Josef Lorch und Franz Xaver Marchner) und baute die barocke Ausstattung nach. Auch die gleichalte, von Johann Michael Fischer errichtete *Franziskanerklosterkirche St. Anna* brannte nach einem Luftangriff aus. Bei der Wiederherstellung des Barockraumes wagte man sich hier 1972 außerdem an eine farbige Rekonstruktion der Deckenmalerei. – Karl Manninger, der ab 1971 auch die zerstörten Asamfresken in der *Spitalkirche Hl. Geist* und ab 1974 viele Jahre lang die Fresken von Johann Baptist Zimmermann in *St. Peter* rekonstruierte, wurde so ein versierter „Nachkriegs-Barockmaler“. Der frühen Phase einer Instandsetzung der Monumentalbauten und der Schließung der Kriegsschäden in moderner Form, für die Hans Döllgast bleibende Lösungen schuf, folgte später eine zunehmende Tendenz zur Rekonstruktion auf der Grundlage wissenschaftlicher Quellenforschung und handwerklicher Technik. Die um 1725 barock umgebaute gotische *Hl.-Geist-Kirche* hatte mit dem Gewölbe und mehreren Pfeilern zudem weitgehend die Innenausstattung verloren: u. a. den Stuck von Matthias Schmidtgartner und die Kanzel von Egid Quirin Asam. Noch schlimmer erwischte es die älteste Kirche

Münchens, *St. Peter*, romanisch, gotisch, schließlich zweimal barock umgestaltet: Man hatte in ihre Mauerruinen bereits die Bohrlöcher für die Sprengung angebracht – und der Protest der Münchner Bevölkerung soll diese verhindert haben. Auch hier ging die Ausstattung verloren, darunter



Bürgersaal, Obergeschoss, Deckenfresko vor der Zerstörung (Foto: BLfD, um 1935)

das Kurfürstentor von 1731. – Bis auf den Turm wurde die *Herzogspitalkirche St. Elisabeth* (16./17. Jh.) zerbombt – und als einzige nicht wieder aufgebaut. Auf die kleine *Spitalkirche St. Elisabeth* mit ihrer wertvollen Ausstattung wurde bereits hingewiesen (DI Nr. 156, S. 30–33). Beim Brand des *Bürgersaales* (1709 ff.) ging die Ausstattung von Ignaz Günther und das Fresko von Martin Knoller (1772–74) unter. Erbärmlich ging man letztlich mit dem schwer getroffenen Kirchlein des *Angerklosters St. Jakob* um, das, mit Resten des Baus von 1250 im Umbau von 1378 erhalten, beim Luftangriff seine Stuckierung und Freskierung von Johann Baptist Zimmermann verloren hatte, nach Sicherung der Ruine aber ab 1954 für einen Neubau abgetragen wurde.

Schlechter als den meisten Kirchen erging es einer ganzen Reihe von Profanbauten: Totalverluste durch Bombenschäden oder folgenden Abräumaktionen waren – bis auf einen erhaltenen Turm – die *Herzog-Max-Burg* (Ende 16. Jh. und 1866 ff.), die *Alte Akademie* (1585–97, Wendl Dietrich), das *Zeughaus am St.-Jakobs-Platz* (1491–93, Lukas Rottaler), das *Volkstheater am Isartor* (1812 f., J. E. d' Herigoyen), das *Wittelsbacher Palais* (1843–48, Friedrich von Gärtner), das *Café Luitpold* (1886–88, Otto Lasné), das *Café Prinzregent*, um aus den verschiedenen Jahrhunderten Beispiele zu nennen – ebenso viele historische Wohnhäuser, hingewiesen sei hier nur auf das bedeutende *Palais Piosasque de Non* in der Theatinerstraße (1726–32, François Cuvillier d. Ä.) oder das *Maffei-Palais* (1685–90) am Promenadeplatz. Einem göttlichen Wunder gleich kommt das Überleben des *Erzbischöflichen Palais'* in der Kardinal-Faulhaber-Straße, während ansonsten im Kreuzviertel die Paläste der städtischen Aristokratie und bedeutende Bürgerhäuer zusammenbrachen. Wenigstens hat man einige Fassaden gerettet.

Aderlass an der Kunst des 19. Jahrhunderts

Wer will angesichts solcher schrecklichen Verluste großer Kunstwerke aus barocken Fresko- und Skulpturenwerkstätten noch in jüngere Zeiten schauen? München aber ist gerade auch eine Stadt des 19. Jahrhunderts gewesen mit Denkmälern aus allen Jahrzehnten, die alle mehr oder weniger gelitten haben und zum Teil fast ausradiert wurden: Die *Allerheiligen-Hofkirche*, die König Ludwig I. 1826–37 durch Klenze in Erinnerung seines Neapelaufenthalts als byzantinisierendes Schmuckkästchen mit Malerei auf Goldgrund prächtig erbauen und ausstatten ließ, wird heute als – durchaus ästhetisch wirkendes – verschlemmtes Ziegelgehäuse genutzt, nachdem man ihm in der Nachkriegszeit ein Seitenschiff zur Kulissenlagerung für die nahe Oper abgezwackt hatte. Die nach frühchristlichem Vorbild 1835–47 durch Georg Friedrich Ziebland erbaute *Basilika St. Bonifaz* zerbarst zur Hälfte unter den Sprengbomben; heute ist der erhaltene Teil abgemauert und in die Lücke ein Betonkasten-Pfarrhaus gesetzt. Die 1831–39 durch Joseph Daniel Ohlmüller als erste neugotische Kirche errichtete *Mariahilfkirche* in der Au mit ihren zukunftsweisenden Glasfenstern im Nazarenerstil ist nach Rettung der Ruinenreste ein – interessanter – Neubau geworden. Die tonnengewölbte Wandpfeilerkirche *St. Joseph*, 1898–1902 von Johann Schnurr, mit monumentalen Wandgemälden von Gebhard Fugel, erstand wieder in rudimentärer Form.

Wie bei der Residenz hat das Postulat, das Verlorene nur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zu rekonstruieren, das klassizistische München in vielen Bereichen ausgelöscht und vor allem vielen Klenze-Bauten ihre Seele genommen. So gingen in der *Alten Pinakothek* (1826–36) die von Peter Cornelius (1830–40) ausgemalten Loggien zugrunde und wurden beim Wiederaufbau durch eine – zugegeben berauschend schöne – Schachttreppe ersetzt. Bei der *Glyptothek* (1816–30) hätte man gewünscht, dass man sich der zahlreichen Ausstattungsreste angenommen und nicht auch hier nach Jahren der Vernachlässigung eine in der reinen Architekturform wirkende verschlemmte Zimmerflucht erschuf – aber es war halt nicht die Zeit. Bei den Ruinen des *Odeons* (1826–28) hat man die Form des ehemaligen Konzertsaals als Innenhof erhalten, wobei München einen intimen Kammermusik-Konzertsaal gut brauchen könnte. Von der prächtigen klassizistischen Ausstattung des gegenüberliegenden *Leuchtenberg-Palais'* (1816–18) hat man gerade mal den Alexanderfries von Bertel Thorvaldsen gerettet und im Vestibül des neu erbauten *Herkulessaales* untergebracht. Der Rest ging beim Totalabbruch des Baus 1961 unter, weil man ein „atombombensicheres" Ministerium genau an diese Stelle bauen musste. Nur wenige Jahre zuvor hatte man auf Veranlassung der braunen Machthaber das weiter in Richtung Siegestor gelegene *Herzog-Max-Palais* (1827 ff.), ein grandioses klassizistisches Gesamtkunstwerk, wegen mangelnder Monumentalität niedergerissen. Da hätte eine Sicherung der Originalsubstanz am Odeonsplatz schon gut getan.

St. Peter, nach Bombardement (Foto: BLfD, Arthur Schlegel, 1945)

Werke jüngerer Epochen müssen angesichts dieser künstlerischen Schwergewichte unter den Tisch fallen, z. B. das *Kunstvereinsgebäude am Hofgarten* (1865), die Eingangshalle der *Technischen Universität* (1865 ff.), der *Justizpalast* (1891–97; Schäden), das *Armeemuseum* (1900 ff.), das *Verkehrsministerium am Bahnhof* (1905–16) oder die vielen Gründerzeit- und Wohnbauten.

Klage auf hohem Niveau

Natürlich klagt man angesichts der entstandenen Schäden und des Wiederaufbaus nach dem „Münchner Weg" im Sinne von Stadtbaurat Karl Meitinger auf hohem Niveau. Wo sonst sind denn Bauten wie das *Nationaltheater* (1811/1823) oder die „barocken" Ausstattungen vieler Kirchen wiedererstanden? Das entsprach sicherlich in manchem nicht der durchaus ehrlichen und puristischen Auffassung von Georg Lill, und es würde heute nicht dem gängigen Denkmalpflege-Ideal oder den Bauvorstellungen der Stadtverwaltung entsprechen. Denn ein ästhetischer Verlust, wie ihn der Verzicht auf einen Wiederaufbau der Vorkriegs-Dachform der *Akademie der Bildenden Künste* mit sich gebracht hat, schmerzt heute anscheinend ebenso wenig wie ein auch noch alle räumliche Restwirkung des großartigen Gebäudes zerschlagender Erweiterungsbau oder die „dachlosen" Neubauflügel des Alten Hofes oder der nach wie vor nicht schöner gewordene Kaufhof am Marienplatz. Seien wir der „konservativen" Entscheidung des Stadtrats von 1946 ff. dankbar! Seien wir Meitinger für seinen Einsatz und Sieg über die Modernisten dankbar und hoffen wir, dass es auf die Dauer kein Pyrrhus-Sieg wird. Aber wahrscheinlich dachten die Götter damals eher an Hitler und seine Kriege und nicht an den Wiederaufbau Münchens und die Folgezeiten, als sie im Juli 1944 gerade auf die Quadriga auf dem *Siegestor* den Blitz schleuderten, während der *Friedensengel* auf seiner Säule heil davonkam.

Karlheinz Hemmeter

Glyptothek, stark beschädigter Westflügel
(Foto: Foto Marburg, 1946)

Spuren im Münchner Kriegsschutt – Die Archäologie als letzte Zeugin

„Nicht ihr tragt die Verantwortung dafür, was geschehen ist, wohl aber dafür, dass es nicht wieder geschieht."

Max Mannheimer

Vor 70 Jahren erreichte der Krieg die Stadt München, die Stadt, in der das Unheil in den Hinterzimmern des Sterneckerbräus einst seinen zerstörerischen Lauf begonnen hatte. Das Sterben auf den Schlachtfeldern zog direkt zu Hause ein, der „totale Krieg" hatte sein vernichtendes Werk konsequent fortgeführt und in die Wohnzimmer der deutschen Bevölkerung getragen. In München kamen bei insgesamt 74 alliierten Luftangriffen 6632 Einwohner ums Leben; 15 800 wurden verwundet, ca. 300 000 obdachlos, 81 500 Wohnungen waren zerstört. Von der gesamten Stadtfläche war die Hälfte und die Altstadt sogar zu 90 Prozent zerstört. Längst sind fast alle Spuren dieses letzten Krieges verwischt, die Zeitzeugen sterben aus und mit ihnen die Erinnerung.

Erinnerungsarbeit ist Spurensuche, Erinnerungsarbeit ist Trauer, so wie sie Alexander Mitscherlich in „Die Unfähigkeit zu trauern" gerade für die deutsche Bevölkerung einfordert und empfiehlt. Die Spurensuche auch im denkmalpflegerischen Sinne ist für die Zeit zwischen 1933 und 1945 relativ neu, bekommt jedoch eine immer wichtigere Bedeutung im Umgang mit Relikten der NS-Zeit. Die Zeit der Generation, die aus den Kriegsjahren berichten kann, neigt sich zum Ende. So bleibt es wohl nur der Literatur, den Bildern und Filmen überlassen, die Aufklärungsarbeit unter dem Motto „Nie wieder Faschismus" zu leisten. Heutige Geschichtsvermittlung verharrt oftmals im mahnenden Fingerzeig und kann den eigentlichen Zweck nicht erreichen. Diese Aufgabe des letzten Augenzeugen kann die Archäologie fortführen. Sie kann den schriftlichen Quellen die nötige Anschaulichkeit geben. Archäologie kann Aufmerksamkeit erzeugen, das merken die Ausgräber vor Ort, wenn sie durch den Bauzaun angesprochen werden und auf immer gut besuchten Führungen und Vorträgen ihr Wissen vermitteln. Dieses Potenzial, das der Denkmalpflege innewohnt, ist gerade in der emotionalen Vermittlung der jüngeren Geschichte unersetzlich.

Eine Vielzahl von archäologischen Untersuchungen in der Münchner Innenstadt förderten neben Siedlungs- und Baubefunden des Mittelalters und der frühen Neuzeit auch immer wieder Spuren der letzten Kriegsmonate des Zweiten Weltkrieges ans Tageslicht. Bei früheren Grabungen oftmals als neuzeitlicher Schutt entsorgt, wurde mit den Untersuchungen im Innenhof der Firma Kustermann am Rindermarkt im Jahr 2000 begonnen, auch diese Zeitschicht bewusst zu dokumentieren.

Die ersten bewegenden Dokumentationen konnten im Rahmen einer Ausstellung zum Tag des offenen Denkmals 2005 (Motto: Krieg und Frieden) in der Säulenhalle der Alten Münze in München gezeigt werden. Fundstücke und Fundumstände können Schicksale widerspiegeln, die uns die damalige Situation begreifbar machen: Es sind die hitzeverbogenen Weinflaschen und zusammengeschmolzenen Werkzeuge, welche die unglaubliche Temperatur von über 1000 °C verständlich machen, welche die Phosphorbomben erzeugten. Es sind die bis zur Unkenntlichkeit verbogenen und zerdrückten Alltagsgegenstände, die einst in den Regalen gelagert, auf wenige Zentimeter zusammenschrumpften, sie lassen die Wucht der Detonationen der Sprengbomben erahnen. Es sind die verkohlten Briefe, die Tagesbefehle und Gerichtsurteile, die zusammen mit einer noch gefüllten Teekanne aus einem Keller auf dem Marienhof geborgen wurden und das Funktionieren des NS-Regimes bis in

Verkohltes Buch „Deutsche Siege" (oben) aus dem Lesesaal der Stadtbibliothek in der Weinstraße 13. Zerstört am 7.1.1945 (Fotos: Stadtarchiv München und ReVe, Büro für Archäologie Bamberg)

die letzten Tage verdeutlichen. Es ist die Krippenfigur aus einem um die Weihnachtszeit zerstörten Luftschutzkeller oder der noch gefüllte Bierträger in einem völlig zerstörten Keller eines Hauses an der Burgstraße, dessen Bewohner das Bombardement nicht überlebt haben.

Die Ausgrabungen förderten für jedes Haus seine individuelle Geschichte zu Tage, jedes Hausschicksal war dem Kriegsschutt zufolge ein völlig anderes.

Notausstieg des Luftschutzraumes in der Weinstraße 13. Zerstört am 7.1.1945 (Foto: ReVe, Büro für Archäologie Bamberg)

Café Deistler, Dienerstraße 11, Ecke Schrammerstraße, um 1930. Kaffeetassen, Milchkännchen, Serviertabletts. Vermutlich zerstört am 18.3.1944 (Fotos: Stadtarchiv München und ReVe, Bamberg)

Die Freilegungsarbeiten in den einzelnen Kellern waren sowohl für die Archäologen als auch für stetig wachsende Zahl an Zaungästen spannend und bewegend zugleich. Die archäologischen Untersuchungen auf der innerstädtischen Freifläche gaben nicht nur Einblick in die frühe Stadtgeschichte, sondern brachten auch Zeugnisse von dem Augenblick ans Tageslicht, an dem dieses Stadtviertel aufhörte zu existieren. Es sind die einzelnen individuellen Begegnungen mit dem Fund, dem Ort und der Geschichte, die einem nahe gehen.

Haben allein schon die Funde die Kraft, emotional zu bewegen, ist es zusätzlich noch der Fundzusammenhang, aus dem die einzelnen Stücke stammen. Die Zuordnung zu einzelnen Personen und historischen Ereignissen komplettiert das Bild einer Zeitepoche, deren Erinnerung niemals verblassen darf. Die Funde aus privaten Kellern halten die Erinnerung an persönliche Einzelschicksale fest, die Briefe und Akten aus dem Schutt dokumentieren das unerbittliche Funktionieren des NS-Machtapparates bis in die letzten Kriegstage. Die Funde geben den bisher anonym gebliebenen Opfern und Tätern des NS-Regimes ihren Namen zurück und tragen dazu bei, diese Zeit begreifbar zu machen.

Weinstraße 13/II, Schrammerstraße 11, Wohnungsamt, Amt für Wohnungsnachweis und Anwesenszwangsverwaltung. Teekanne, Metall emailliert mit eingehängtem Teesieb, verkohlter Brief mit Meldeunterlagen. Zerstört am 7.1.1945 (Fotos: Christian Behrer); Krippenfigur, Elastolin (Foto: ReVe, Büro für Archäologie Bamberg)

Die Aufgabe der Archäologie besteht in der Dokumentation bewusst ausgesuchter Stücke als Zeitzeugen, die sich in ihrer Aussagekraft exemplarisch für den Ort eignen. Da eine erfolgreiche Wissensvermittlung durch Zeitzeugen nicht mehr möglich ist, kann diese nur mehr durch die Sichtbarmachung von Spuren erfolgen. Der Fund und der Fundumstand müssen vom Leid und Schicksal berichten. Die in den Städten immer weniger werdenden Ruinengrundstücke, unter denen sich Zeugnisse dieser Jahre erhalten haben, mahnen zur Eile. Es ist Verpflichtung der Gesellschaft und Aufgabe der Denkmalpflege, die Funde auch dieser Epoche zu dokumentieren und die Geschichte zu bewahren.

Christian Behrer

AKTUELL

Neue Prospektionen am Hinteren Berg bei Landersdorf

Eine aufwendig befestigte Höhensiedlung der Chamer Kultur

Forschungen am Hinteren Berg

Die Erforschung des Hinteren Berges (Gemeinde Thalmässing, Landkreis Roth, Mittelfranken) begann 1941 mit einem Grabungsschnitt der Naturhistorischen Gesellschaft Nürnberg (NHG) durch die Reste der ottonischen Befestigung (Abb. Geländemodell, 6–7). Eine geplante weiterführende Untersuchung war durch den Krieg vereitelt worden und kam erst zwischen 1988 und 1991 wiederum durch die NHG zustande. Im Wesentlichen konnte dadurch ein weiterer, den mittelalterlichen Strukturen westlich vorgelagerter Graben ins Spätneolithikum datiert (5) und der östlich nachgelagerte, flache Wall der Urnenfelderkultur zugeschrieben werden (10). In einer 2005 von der NHG und der Universität Bamberg durchgeführten Magnetometer-Prospektion in diesem Teilbereich zeichneten sich unmittelbar östlich dieser Mauerruine weitere Grabenstrukturen (11–12) ab, die Anlass gaben, dort im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms „Fürstensitze“ im Jahr 2007 weitere Ausgrabungen durchzuführen. Dabei konnte der Aufbau der urnenfelderzeitlichen Fortifikation (10) abschließend geklärt werden.

Die Fortifikationen: Wälle, Gräben, Hindernisse

Es handelte sich demnach um eine 1,5 m breite, erdgefüllte Trockenmauer mit hölzerner Rückfront, die durch eine mit Quer- und Längsankern verbundene Doppelpfostenreihe stabilisiert wurde. Ein ^{14}C-Datum daraus datiert das Bauwerk in die erste Hälfte bis Mitte des 9. Jahrhunderts v. Chr. (Hallstatt B3). Nach einer auffällig breiten Berme von etwa 4 m ist der Mauer ein 3 m breiter und etwa 1,2 m in den Fels eingetiefter Graben vorgelagert (9). Demgegenüber stellten sich die oben genannten Grabenstrukturen (11–12) innerhalb dieser Befestigung eindeutig als Befunde der Chamer Gruppe heraus. Ihre Auswertung wurde 2013 im Rahmen einer Würzburger Abschlussarbeit in Angriff genommen, welche durch die erneute Magnetometer-Prospektion in allen zugänglichen Bereichen des Bergsporns entscheidend ergänzt wird.

Im Hinblick darauf gaben sich gewissermaßen als Nebenprodukt weitere Annäherungshindernisse (8) im Vorfeld der urnenfelderzeitlichen Abschnittsbefestigung zu erkennen, die sich eindeutig auf dieses Befestigungswerk beziehen. Es handelt sich um eine dicht aufeinanderfolgende Reihe von langovalen Anomalien, die in etwa 2–2,5 m Entfernung strahlenförmig vor dem Graben angeordnet sind. Sie weisen untereinander einen Abstand von ca. 1 m auf, wobei bei etwa gleicher Breite ihre Länge zwischen 2,5 und 4,5 m variiert. Fünfzehn derartige Strukturen lassen sich in der Plateaumitte sehr deutlich erkennen, während sie nördlich davon aufgrund von Lücken in der Messung und Erosion im Hangbereich nicht nachgewiesen werden können. Im Süden zeichnen sie sich zumindest als weniger deutliche Anomalien ab, bevor die Situation kurz vor der Plateaukante durch den Grabungsschnitt der NHG verunklart wird. Darin konnten sie nicht als in den Fels eingetiefte Strukturen erkannt werden, was für eine Befundtiefe von maximal 0,5 m spricht. Der Aushub aus den Gruben dürfte in den Zwischenräumen als dammartige Aufschüttung gelagert gewesen sein, wodurch ein ausgeprägt wellenförmiger Geländestreifen entstand.

Datierung der Annäherungshindernisse

Vergleichbare Annäherungshindernisse sind an mehreren bayerischen Wallanlagen noch im Gelände erhalten, werden dort allerdings als „Ungarnhindernisse“ interpretiert und ohne stichhaltigen Nachweis ins 10. Jahrhundert datiert. In Landersdorf liegen sie jedoch nicht nur innerhalb der ottonischen Befestigung, sondern nehmen eindeutig Bezug auf die Ha B3-zeitlichen Befunde, die, wie die Grabungen zeigten, nachweislich im Hochmittelalter eingeebnet worden waren. Zwar können dadurch ebensowenig alle „Ungarnhindernisse“ pauschal der späten Urnenfelderzeit zugerechnet werden, doch ist allemal bemerkenswert, dass von nahezu jeder dieser Anlagen urnenfelderzeitliche Funde vorliegen, während die ottonische Nutzung häufig nur postuliert ist.

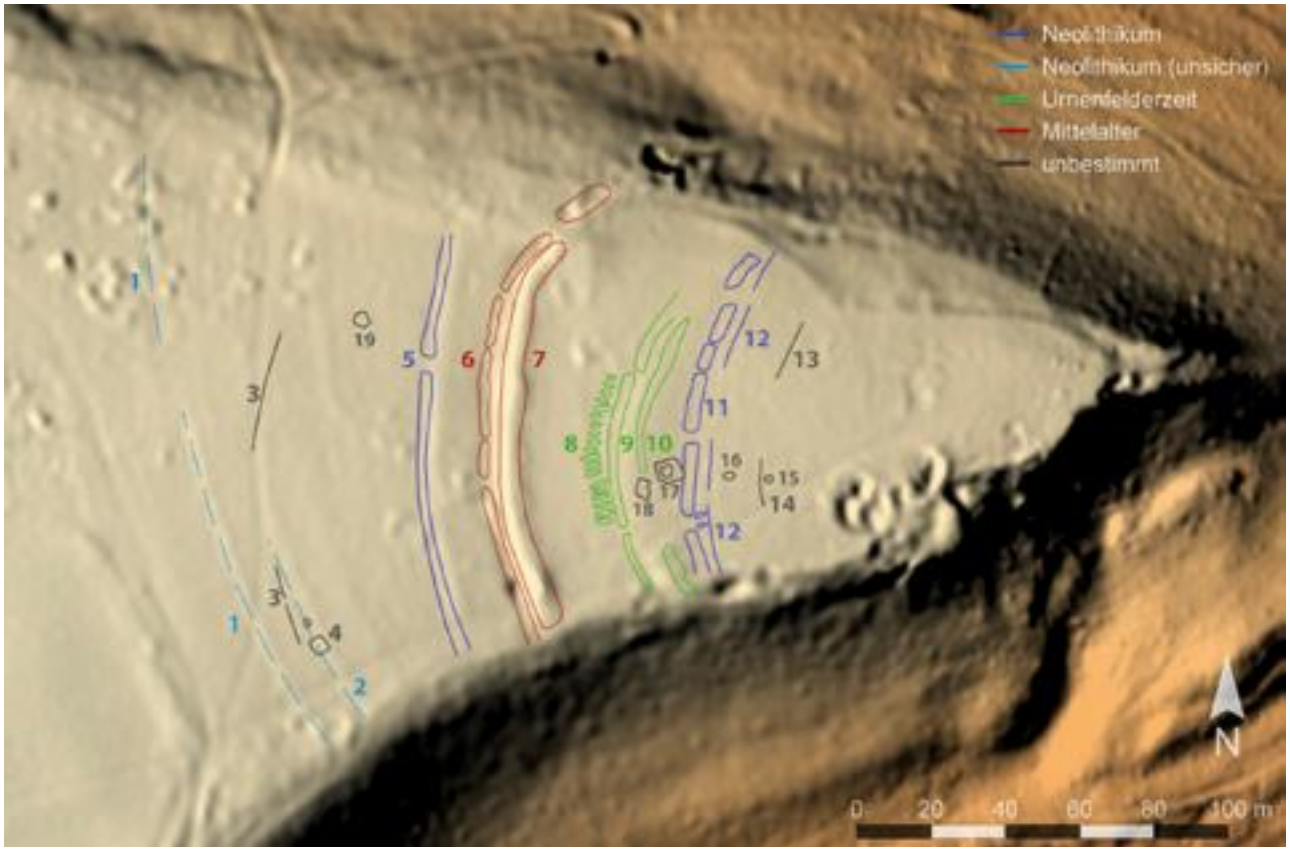
Da eine derartige Sperre für Infanterie nur bedingt ein Hindernis darstellt, sollten damit offenbar berittene Bogenschützen in größerer Distanz zur Mauer gehalten werden, um ihnen treffsichere Schüsse zu erschweren. Offen bleiben muss vorerst aber, ob die Verteidigungsmaßnahme einem autochthonen Feind oder vielleicht auch damals schon fremden „Pferdebognern“ wie etwa den Kimmeriern gelten sollte.

Markus Schußmann

Spätneolithische (?) Befunde im Magnetogramm

Auf der bislang unerforschten Fläche im Westen sind sowohl im digitalen Geländemodell als auch im Gelände und in einem Luftbild zwei Gräben auszumachen, die parallel zueinander in ca. 17 m Abstand leicht gebogen über den Bergsporn verlaufen (1–2). Im Magnetogramm zeichnen sich beide nur als sehr schwache Anomalien ab. Es könnte sich um zwei Abschnittsgräben der Chamer Kultur handeln, da aus der Fläche westlich des mittelalterlichen Walles bislang ausschließlich Funde dieser Zeitstellung zutage traten. Hinzu kommt eine schmale, ebenfalls leicht bogenförmig verlaufende Anomalie (3), die jedoch nicht mit den Geländebefunden deckungsgleich ist. Neben einer geologischen Erklärung ist auch die Deutung als ein mit der Grabenanlage in Verbindung stehendes Palisadengräbchen denkbar.

Landersdorf. Orthophoto des Hinteren Bergs mit Magnetogramm. Dual-Fluxgate-Gradiometer Bartington Grad 601-2, Dynamik ±12 nT in 256 Graustufen, Messpunktdichte 12,5 x 50 cm (interpoliert auf 12,5 x 25 cm), 20-m-Gitter
(Luftbild: © Bayerische Vermessungsverwaltung 2014; Geophysik: Lehrstuhl für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie Würzburg)



Digitales Geländemodell (1 m-Raster) des Hinteren Bergs mit Umzeichnung der magnetischen Anomalien und der im Modell sichtbaren Geländestrukturen (Geobasisdaten: © Bayerische Vermessungsverwaltung 2014; Geophysik: Lehrstuhl für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie Würzburg)

Ein bemerkenswerter Befund (4) befindet sich im Südwesten auf der Flucht des Grabens 2. Er besitzt eine rechteckige Form und misst ca. 4,5 auf 5,3 m. Form und Größe könnten auf ein Grubenhaus hindeuten. Entsprechende Befunde sind aus dem Spätneolithikum beispielsweise vom Alten Berg bei Burgerroth oder vom Goldberg im Nördlinger Ries bekannt. Eine mittelalterliche Datierung ist nicht auszuschließen, jedoch unwahrscheinlich, da sich der Befund weit außerhalb der Befestigungsanlage befindet. Die nordwestlich vorgelagerte, kleinere, ovale Anomalie stellt möglicherweise eine mit dem Haus in Verbindung stehende Grube dar. Des Weiteren scheint eine Überlagerung mit dem Graben 2 vorzuliegen.

Bereits durch die Ausgrabungen der NHG konnte ein auch im Gelände sichtbarer Graben (5) in das Spätneolithikum datiert werden. Er wurde im Magnetogramm fast vollständig erfasst und verläuft ebenfalls leicht gebogen in ca. 15–20 m Abstand zur ottonischen Befestigung (6–7). Bei einer Unterbrechung im nördlichen Abschnitt handelt es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um einen Tordurchlass.

Einen weiteren Abschnittsgraben der Chamer Kultur stellt Anomalie 11 dar. Die Deutung des Befundes und seine Zeitstellung wurden bereits durch die Ausgrabung 2007 geklärt. Sein Verlauf hingegen konnte erst durch die Magnetometer-Prospektion ermittelt werden. Analog zu den anderen Befestigungsanlagen verläuft der Graben leicht gebogen von Süden nach Norden. Er gliedert sich in mehrere Segmente, die durch Unterbrechungen voneinander abgesetzt sind, von denen zwei eindeutig als Tordurchlässe angesprochen werden können. Der südliche wird durch zwei längliche, an die Innenseite des Grabens angesetzte Gruben zu einer knapp 2 m breiten Gasse verengt.

In ca. 2 m Abstand verläuft parallel zur Innenseite des Grabens eine nur ca. 30–80 cm schmale Anomalie (12). Nach den Grabungsergebnissen handelt es sich um ein zweiphasiges Palisadengräbchen. Zwei Unterbrechungen korrespondieren mit denjenigen des Grabens 11 und unterstreichen den Zusammenhang beider Strukturen. Eine weitere Lücke im Süden ist durch den Grabungsschnitt bedingt. Auffällig und funktional schwer zu erklären ist, dass die Palisade ohne Unterbrechung unmittelbar hinter der südlichen Torgasse durchzieht. Zusammen mit dem Befund des zweiphasigen Palisadengräbchens spricht dies für eine mehrstufige Bauabfolge und ein Zusetzen des Durchgangs in einem späteren Nutzungsabschnitt.

Mit der Struktur 12 in Ausrichtung, Verlauf und Breite vergleichbar sind die zwei Anomalien 13 und 14, die sich möglicherweise zu einem weiteren Palisadengräbchen zusammenschließen. Ein geologischer Ursprung ist allerdings nicht gänzlich auszuschließen. Hingegen handelt es sich bei einigen Befunden (15–16, 18–19) mit einem Durchmesser von ca. 2,3–4 m wahrscheinlich um Siedlungsgruben, bei der knapp 7 × 7 m großen, annähernd quadratischen Anomalie 17 eventuell sogar um ein weiteres Grubenhaus.

Neben den beschriebenen, archäologisch deutbaren Befunden fallen im Magnetogramm zahlreiche weitere unregelmäßig verlaufende Strukturen ins Auge. Mit größter Wahrscheinlichkeit handelt es sich hierbei jedoch um Klüfte und Spalten im anstehenden Jurakalk.

Neben den bereits sicher datierten spätneolithischen Befunden (5, 11–12) erbrachte die Magnetometer-Prospektion einige interessante und unerwartete neue Erkenntnisse. Sollte sich die wahrscheinliche, aber bislang nicht bewiesene spätneolithische Zeitstellung der beiden äußeren Gräben (1–2) sowie des möglichen Palisadengräbchens (13–14) durch zukünftige Untersuchungen bestätigen, handelt es sich beim Hinteren Berg um eine äußerst aufwendig befestigte Höhensiedlung der Chamer Kultur. Die Ergebnisse der Magnetik eröffnen jedenfalls zahlreiche neue Fragestellungen, denen nur im Rahmen zukünftiger Feldforschungen nachgegangen werden kann.

Thomas Link und Markus Roth

Kirchenbau und Herrschaftsgruft

Radarmessungen in der evangelischen Ortskirche von Obbach

Das Dörfchen Obbach im Landkreis Schweinfurt, seit der Gebietsreform 1972 Teil der Gemeinde Euerbach, gehörte einst zu den freien Reichsritterschaften in Franken und war seit der Mitte des 17. Jahrhunderts der Sitz der Freiherren von Bobenhausen. Unter ihrer Herrschaft entstand hier eine zweiteilige Schlossanlage samt Park und zugehörigem landwirtschaftlichem Gut. Das Schlossgut prägt zusammen mit dem benachbarten spätbarocken Kirchenbau bis heute das Ortsbild im Zentrum des Altortes.

Die heutige Kirche ist ein Bau aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ihre Grundsteinlegung erfolgte am 6. Mai 1766 noch im Beisein des Freiherrn Friedrich Ernst von Bobenhausen (1695–1766), auf den auch der Erweiterungsbau am Obbacher Schloss (1746/47) zurückgeht.

Suche nach dem Vorgängerbau der Kirche

Von dem einstigen Vorgängerbau zeugen nur noch drei ältere Gegenstände im Innern der Kirche: der Taufstein von 1591, die kleinste Glocke des Geläuts von 1505 sowie die Turmuhr. Da sich die Gruft der Familie von Bobenhausen, kenntlich an einer im Boden eingelassenen Deckplatte und drei zugehörigen Grabsteinen von 1692, 1693 und 1699, im Inneren der heutigen Kirche befindet, dürfte die alte Kirche unmittelbar an derselben Stelle gestanden haben.

In der allgemeinen Pfarrbeschreibung (1914 von Pfarrer Gustav Winkler zusammengestellt) hat sich ein Bittschreiben von Pfarrer Ägidius Friedrich Stöhr vom 4. November 1717 an die „Reichsfrey Hochwohlgeboren Frau gnädigste

Frau“ Sophie Amalie von Bobenhausen erhalten. Sie war die Witwe von Georg Ludwig von Bobenhausen (Regierungszeit 1677–1707), dem Erbauer des Alten Schlosses und der (ersten) Kirchengruft. Aus diesem Schreiben lassen sich weitere Hinweise zu Alter und Größe der Vorgängerkirche entnehmen:

„Ach daß wir auch nur im Stande wären, unser nun schon 503 Jahre gestandenes, jetzt aber zum Einfallen sich neigendes allzu kleines und unproportionirtes Kirchlein, nach dem Exempel anderer Eyfrigen Christen in der Nachbarschaft und überall zu repariren, oder welches besser wäre abzubrechen und neu aufzubauen, die Materialen welche durch Abbrechung der alten Kirche gewonnen worden sind, sollen zur Grundlage neuen verwand worden seyn.“

Nach diesem Schreiben wäre die Vorgängerkirche bereits im frühen 13. Jahrhundert (1214) errichtet worden, als das Dorf wohl zum Besitz der Grafen von Henneberg gehörte, die zumindest für das Jahr 1275 urkundlich als oberste Lehensherrn von Oppach bezeugt sind. Freilich muss offen bleiben, auf welcher Quellengrundlage Ägidius Stöhr’s Altersangabe für den ersten Kirchenbau fußt und wie belastbar das von ihm gegebene Alter letztlich ist.

Untersuchungen zur Baugeschichte

Renovierungsarbeiten im Jahr 2013, 1200 Jahre nach der Erstnennung des Ortes „Oppahu“ in einer frühmittelalterlichen Urkunde, eröffneten nun erstmals die Möglichkeit, systematische Untersuchungen zur Baugeschichte im Innenraum der heutigen Kirche durchzuführen, um dem Vorgängergebäude auf die Spur zu kommen. 1964 waren bei Ausschachtungsarbeiten eines Kanals zum Einbau einer Heizungsanlage bereits menschliche Gebeine im Bereich des heutigen Chores sowie drei Grüfte im Hauptschiff erfasst worden. Vermessungsunterlagen, die der mittlerweile verstorbene ehemalige Schweinfurter Heimatpfleger Dr. Adolf Pahl dabei angefertigt hatte, haben sich trotz Nachforschungen nicht mehr auffinden lassen.

Der für Renovierungsarbeiten leergeräumte Innenraum der Obbacher Kirche nach der 1200-Jahrfeier des Ortes im Mai 2013. Blick vom Chorraum auf den ursprünglichen Haupteingang im Nordwesten (Foto: PZP)

Die evangelische Kirche neben der Schlossanlage der Freiherren von Bobenhausen im Zentrum des Altortes von Obbach, Gemeinde Euerbach, Lkr. Schweinfurt (Foto: Manfred Hock)

Im Gemeindebrief der evangelischen Kirchengemeinde vom Juli 1964 finden sich die einzigen Aufzeichnungen zu den Grabungsarbeiten im Kircheninneren aus der Feder des damaligen Pfarrers Paul Geißendörfer. Unter der Überschrift „Wertvoller Fund in unserer Obbacher Kirche?“, schreibt er darin: „Die Gruft ‚derer von Bobenhausen‘ in der Mitte der Kirche war bekannt. Bei den Grabarbeiten sind wir auf 2 weitere Gruften gestoßen, von denen die eine völlig unbekannt war. Plötzlich kamen Ziegelsteingewölbe zum Vorschein. Ein kleines Loch wurde in die Gewölbe geschlagen und die Grabkammern mit einem Licht ausgeleuchtet. In der einen Grabkammer sind drei Personen beigesetzt und in der andern nur eine einzige. Diese Entdeckung schien uns so wichtig, daß wir sie den zuständigen Fachleuten anzeigten. Herr Dr. Pahl aus Schweinfurt und Herr Dr. Kaiser vom Schloß sind der Meinung, daß es sich um etwas historisch wertvolles handeln könne. Die Kammern sind nicht kleine Räume, um nur die Särge abzustellen, sondern es sind richtige ‚Totenhäuser‘, die sorgsam gearbeitet worden sind. Die eine Kammer ist sogar mit unauffälliger Farbmusterung versehen. Diese Funde haben zwar am Dienstagmorgen [23. Juni 1964?] die Arbeiten sehr aufgehalten, aber wir sind froh, sie gemacht zu haben. Herr Dr. Pahl hat genaue Vermessungen vorgenommen und sie notiert. Er hat auch Skizzen angefertigt, die er noch genauer ausarbeiten und dem Pfarramt zur Verfügung stellen will. “

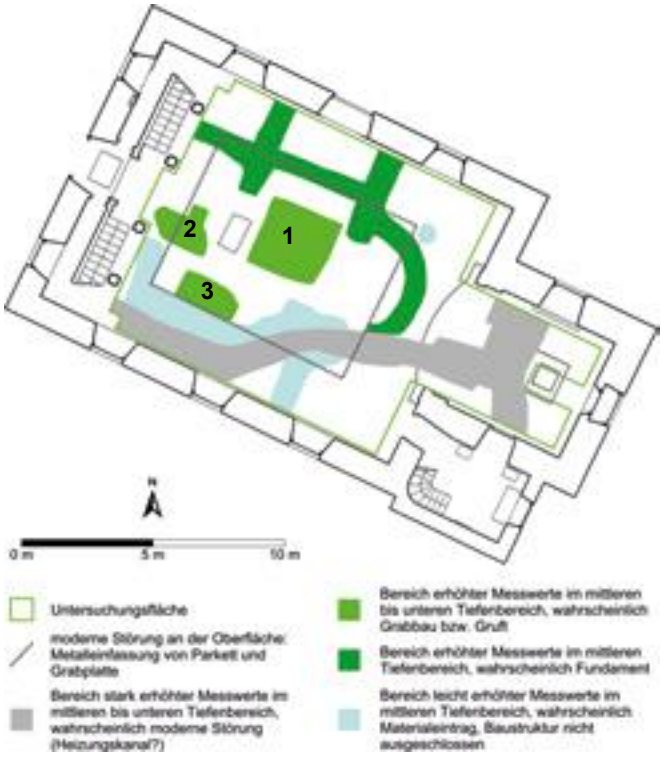
Nachdem der ehemalige Friedhof um die Kirche herum im Jahr 1784 aufgelassen worden war, lag es auf dieser Quellenbasis bereits nahe zu vermuten, dass sich die alte Kirche mit den Grüften unter dem Hauptschiff befand, während der Chorraum der heutigen Kirche als Erweiterung in den ehemaligen Friedhofsbereich ausgriff. Es bestand daher die Hoffnung, dass sich Überreste des

Vorgängerbaus unter dem heutigen Kirchenschiff erhalten hatten.

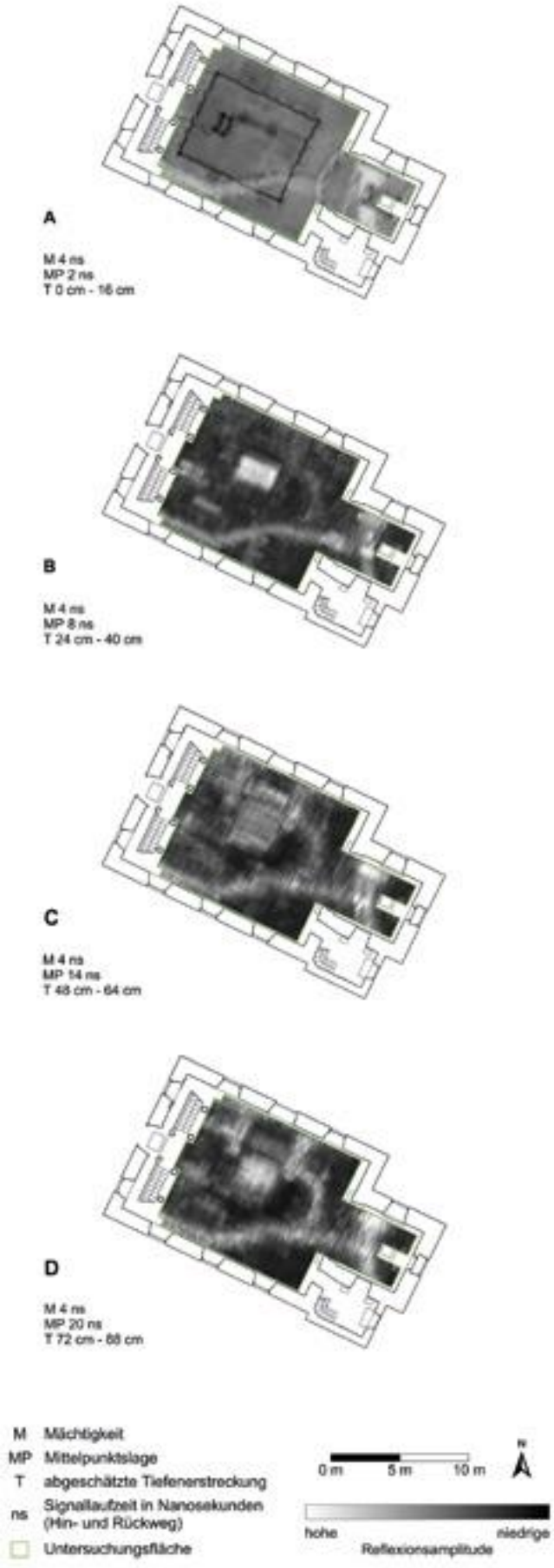
Geophysikalische Messungen im Innenraum der Kirche
Im vollständig leer geräumten Innenraum der Kirche konnte die Firma Posselt & Zickgraf Prospektionen GbR (Marburg) im Juni 2013 geophysikalische Messungen durchführen, für deren Erlaubnis der evangelischen Kirchengemeinde Obbach sehr zu danken ist. Sie erfassten den Chorraum und den größten Teil des Hauptschiffes bis zur hölzernen Abtrennung nach Nordwesten vor dem ehemaligen Haupteingang auf der Schlossseite. Als Messgerät kam hierbei das Bodenradar mit einer 400 MHz–Antenne zum Einsatz. Bei der Messung mit dem Bodenradar werden elektromagnetische Wellen in den Boden gesendet, um dann Laufzeit und Amplitude der reflektierten Signale zu registrieren. Die von einer Antenne auf der Oberfläche erzeugte Welle breitet sich mit ca. einem Drittel der Lichtgeschwindigkeit im Boden aus und wird an Schichtgrenzen zwischen unterschiedlichen Materialien reflektiert. Es werden auch tiefer liegende Schichten erfasst, da an den Materialgrenzen nur eine Teilreflektion stattfindet. Wird die Amplitude gegen die Laufzeit der Welle aufgetragen, kann eine vertikale Spur erstellt werden. Auf dieser auch als Profil bezeichneten Spur werden alle 2,5 cm 512 Werte in die Tiefe gemessen. Die Aneinanderreihung der im Abstand von 50 cm aufgenommenen Profile ermöglicht eine dreidimensionale Erfassung des Untergrundes. Wird die Messfläche zuerst längs und anschließend noch einmal quer dazu mit dem Bodenradar abgefahren, erhält man eine höhere und somit aussagekräftigere Datendichte. In der Obbacher Kirche wurde auf diese Weise eine Fläche von 144 m² längs des Kirchengrundrisses (einschließlich des Chores) und von 109 m² quer zum Kirchengrundriss untersucht.

Bodenradarsystem SIR-3000 (GSSI, USA) mit einer 400-MHz-Antenne im Einsatz (Foto: PZP)

Aus den Daten der dreidimensionalen Erfassung des Untergrundes, die bis in etwa 3 m errechnete Tiefe erfolgte, wurde ein 3D-Datenblock erzeugt, der anschließend in unterschiedlich tief liegende Tiefenscheiben geschnitten wurde. Neben den modernen Störungen, etwa durch den Heizungskanal aus dem Jahre 1964, sind darin auch historisch bzw. archäologisch relevante Strukturen zu identifizieren. Zum einen handelt es sich um die ungefähr im Zentrum der Kirche angelegte Gruft der Familie von Bobenhausen, deren Deckplatte etwas versetzt, nordwestlich der Gruft, im Boden eingelassen wurde (1). Eine weitere, jedoch kleinere Gruft ist westlich dieser Bodenplatte zu lokalisieren (2). Die dritte mögliche Gruftanlage (3) – der Größe nach vielleicht auch nur ein einfaches gemauertes Grab – befindet sich südöstlich der zuletzt genannten Gruft bzw. südwestlich der Familiengruft derer von Bobenhausen. In der nordöstlichen Hälfte des Kirchenschiffs zeigen sich darüber hinaus massive Baustrukturen, die ihrer Geometrie nach zu dem vermuteten Vorgängerbau der Obbacher Kirche gehören könnten. Demnach ist an dieser Stelle mit unterschiedlich tief reichenden Fundamentresten der durch Stützpfeiler stabilisierten nordöstlichen Wand des Hauptraumes und eines östlich daran anschließenden halbrunden Chorabschlusses zu rechnen. Potenzielle weitere Fundamentreste befinden sich auch in der südwestlichen Hälfte des Kirchenschiffs, jedoch sind sie in geringerer Tiefe zu finden und werden offenbar durch den Heizungskanal durchschlagen. Ihre Zugehörigkeit zum Grundriss der Vorgängerkirche bleibt vorerst fraglich.



Interpretierende Umzeichnung der archäologisch relevanten Strukturen aller Tiefenscheiben der Bodenradarprospektion (Grafik: PZP)



Graustufendarstellung ausgewählter Tiefenscheiben der Bodenradarprospektion (Messung und Grafik: PZP)

Die Grüfte

Für die beiden größeren Grüfte sind uns die Namen der darin Bestatteten überliefert. Ihre Anzahl stimmt offenbar auch mit der bei der Öffnung 1964 festgestellten Individuenzahl überein. In der zentral angelegten „Gruft derer von Bobenhausen“ (Beschriftung der Bodenplatte) sind neben dem Erbauer des Alten Schlosses und der Gruft, Georg Ludwig von Bobenhausen (1707), seine drei schon im Kindesalter verstorbenen Töchter Sophie Dorothea (1692), Christina Louise (1693) und Johanna Eleonore (1699) bestattet. 1744 kam der Leichnam von Henriette Esperance Amalie, der Gemahlin seines ältesten Sohnes und Nachfolgers Friedrich Ernst von Bobenhausen hinzu. Als jener 1766 in Meiningen in Thüringen verstarb, wurde nur sein Herz in einer Zinkschatulle nach Obbach überführt und als letztes in der Gruft beigesetzt.

In der späteren Gruft, gestiftet 1762 von Philipp Ludwig von Bobenhausen, dem jüngeren Bruder Friedrich Ernsts, waren vor dem Stifter (gest. 1767) bereits dessen Nichten Charlotta Johanna Amalia von Maldiß (1764) und Christiana Dorothea von Maldiß (1766) bestattet worden. Unverheiratet geblieben, hatten die beiden die Kinder ihres Cousins Friedrich Ernst im Alten Schloss Obbach großgezogen, während sich deren Eltern zumeist in Römhild, am Hof der Herzogin von Sachsen-Meiningen aufhielten.

Wer in der dritten, einzelnen Gruft bestattet wurde, ist nicht gesichert. Sie war bis zu ihrer Entdeckung 1964 überhaupt nicht bekannt. Erzählungen sprechen von einem „Soldaten mit einem Säbel“, den man am Kriegsende (1. Weltkrieg?) schnell hätte begraben müssen. Die sorgfältige und gleichartige Ausführung der beiden jüngeren Gruften, wie sie im Zuge der Baumaßnahmen von 1964 beschrieben wurde, weist dagegen eher darauf hin, dass hier ein weiteres, vielleicht ein letztes Mitglied der Familie von Bobenhausen die letzte Ruhestätte gefunden hat. Zu denken wäre an Sophie Luise von Bobenhausen, die Tochter des letzten Freiherrn Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin Helene, geborene von Laminit. Das Mädchen verstarb am 12. Oktober 1804, nur zwei Tage nach ihrem zwölften Geburtstag. Der frühe Tod ihres wohl einzigen Kindes dürfte maßgeblich dazu beigetragen haben, dass das Ehepaar von Bobenhausen das Obbacher Schlossgut später verkaufte und nach dem Tod Veit Ludwig von Laminits 1813 in die Heimatstadt Helenes nach Memmingen zurückkehrte.

Ergebnis

Die Ergebnisse der Radaruntersuchungen in der Obbacher Kirche sind ein eindrucksvoller Beleg für das Potenzial von zerstörungsfrei und damit denkmalerhaltenden Prospektionsmaßnahmen auch auf kleiner Fläche innerhalb eines vorhandenen Baubestands. In der Zusammenschau mit den Schriftquellen sowie mit den Beobachtungen im Zuge jüngerer Baumaßnahmen ergibt sich nunmehr ein sehr konkretes Bild der im Untergrund verborgen liegenden frühen Zeugnisse der Obbacher Kirchen- und Ortsgeschichte.

Thorsten Riese und Andreas Schäfer

„Anbetung der Hirten“ von Franz Hagen 1717

Konservierung und Restaurierung des Hochaltargemäldes in der Kath. Pfarrkirche St. Johannes in Pöttmes

In Pöttmes 1955 geboren, war Georg Paula, der im März unerwartet verstarb, dem Ort nicht nur durch das Elternhaus verbunden, das er als Denkmal pflegte und bewohnte. Er hatte auch großes Interesse an den Denkmälern des Ortes wie der Johanneskirche im Ortszentrum. Hier war es ihm ein Anliegen, dass das dorthin transferierte Gemälde „Anbetung der Hirten“ erhalten blieb und legte mir in Gesprächen nahe, eine Restaurierung im Auge zu behalten. Eine solche wurde 2008 zunächst durch eine Voruntersuchung in die Wege geleitet und 2011 dann umgesetzt.

Beides wurde von Georg Paula mit großem Interesse und wertvollen Anregungen begleitet. Der Bitte, dem Restaurierungsbericht ein paar Informationen zum Maler des Altarbildes und zur Komposition ein paar Worte voranzustellen, ist er sehr gerne nachgekommen. Wir werden diese Zusammenarbeit sehr vermissen. CH

Altargemälde nach der Restaurierung, 2012 (Foto: AG Schoeller/Vogel)

Franz Hagen und das Altargemälde „Anbetung der Hirten“

Im Jahr 1684 hatte Ignaz Franz von Gumppenberg in der kath. Pfarrkirche St. Peter und Paul zu Pöttmes im Landkreis Aichach-Friedberg einen neuen Hochaltar mit einem Gemälde des Memminger Malers Johann Heiß aufstellen lassen. Nachdem dieses 1704 im Zuge des Spanischen Erbfolgekrieges von den Engländern entwendet worden war und seitdem als verschollen gilt, erging 13 Jahre später der Auftrag für das Ersatzbild mit der „Anbetung der Hirten“ an den Neuburger Hofmaler Franz Hagen, für das er 300 Gulden erhielt.

Die Herkunft Hagens, der am rechten unteren Rand seine Signatur und die Jahreszahl 1717 hinterlassen hat, ist noch weitgehend ungeklärt. Möglicherweise stammt er aus dem niederländischen Delft, da dort 1686 ein „Franciscus Hagen“ in die St.-Lukas-Gilde aufgenommen wurde. Sicher ist, dass er als Kammerdiener des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm August 1691 die Tochter des pfalz-neuburgischen Hofmalers Christoph Schalk heiratete. Die folgenden Jahre verbrachte er im nordböhmischen Reichstadt (Zákupy), ab 1704 scheint er ohne Unterbrechung mit seiner ständig wachsenden Familie wieder in Neuburg gewohnt zu haben, wo er am 13. Februar 1734 starb und zwei Tage später auf dem Friedhof der Heilig-Geist-Kirche beigesetzt wurde.

Das Altarblatt „Anbetung der Hirten“ in Pöttmes entstand zu einer Zeit, als Hagen den Zenit seines Schaffens erreicht hatte. Ruhig und unter weitgehender Vermeidung damals gängiger Pathosformeln schildert er das nächtliche Geschehen. Rechts unten führt ein Rückenakt in die stimmungsvolle Szene ein und leitet unvermittelt zu den stolzen Eltern über, die mit spitzen Fingern ein weißes Leinentuch ausbreiten, um den zarten Körper des Neugeborenen vor den sperrigen Halmen des Strohs zu schützen. Bedeutungsvoll ist im Vordergrund ein an den Füßen gefesseltes Lamm platziert, um damit auf die Rolle Christi als Erlöser hinzuweisen. Der Hirte mit dem Dudelsack am Rücken wendet sich zu einer Magd um, die mit dem Knaben, der eine Taube herbeigebracht hat, der alten Frau an der Krippe und den beiden jugendlichen Adoranten im Mittelgrund eine parallele Linie zur Hauptgruppe links bildet und somit diese von den Hirten unter und vor dem Torbogen rechts trennt. Darüber schwebt ein munterer Reigen von Putten, neben denen ein Engel ein Rauchfass schwingt.

Hagen erweist sich als typischer Vertreter des frühen 18. Jahrhunderts, wirkt doch seine Malerei aufgrund verschiedener retrospektiver Details ausgesprochen altertümlich. So erinnern seine kräftigen, wenig durchgezeichneten Figuren an die derben, bäuerlichen Gestalten niederländischer Meister des 17. Jahrhunderts, deren Werke er aus eigener Anschauung gut gekannt haben dürfte. Andererseits lassen die genauen anatomischen Kenntnisse und die flüssige Einbindung der verschiedenen Figuren in eine Handlungsebene die Schulung an einer Akademie oder in einer renommierten Werkstatt erkennen, wodurch er auch imstande war, in

einer einzigen Komposition Ruhe und verhaltene Bewegung, aber auch Erzählfreude und Pathos zu vermitteln.

Mit der Regotisierung der Pfarrkirche und der Aufstellung eines neuen, zeitgemäßen Hochaltars 1894 wurde der barocke Aufbau abgebrochen. Die mächtigen Seitenfiguren der Kirchenpatrone übernahm das Heimatmuseum in Aichach, das Gemälde Hagens kam in die Johanneskirche am Marktplatz, wo es sich noch heute befindet. Dort steht es, in einen ornamentierten und vergoldeten Rahmen montiert, auf der Altarmensa. Der Rahmen ist nicht entstehungszeitlich mit dem Gemälde; wann beides zusammengefügt wurde, ist ungeklärt.

Georg Paula

Konservierung und Restaurierung

Mit der baulichen Instandsetzung der kath. Kirche St. Johannes 2011 kam der Wunsch der Kirchenstiftung auf, auch die Restaurierung des mit 4,80 m Höhe und 3,00 m Breite großformatigen zentralen Bildwerks der „Anbetung der Hirten“ durchführen zu lassen. Erste Bestrebungen dazu gab es bereits 2008. Damals führte Restaurator Roland Vogel aus Gempfing eine Voruntersuchung durch und gab eine Kostenschätzung für die Konservierung und Restaurierung ab. Ergebnis dieser Voruntersuchungen war, dass zwar die Darstellung noch erkennbar ist, der technische Zustand jedoch starke Veränderungen und Schäden aufweist, die im Wesentlichen im Zusammenhang mit der Transferierung des Gemäldes in die Johanneskirche Ende des 19. Jahrhunderts stehen: Bei jenem Standortwechsel stellte sich heraus, dass das große, auf einen Spannrahmen montierte Leinwandgemälde nicht durch die Tür der Johanneskirche passte. Deshalb musste der Spannrahmen mittig auseinandergesägt und geklappt werden. Anschließend wurde der Rahmen rückseitig wieder durch Querstreben stabilisiert. Gleichermaßen muss der wohl im 19. Jahrhundert entstandene Zierrahmen in Einzelteile zerlegt in die Johanneskirche gebracht und dort wieder zusammengesetzt worden sein.

Das Gemälde ist (vermutlich im 19. Jahrhundert) mit einer Kleisterdoublierung stabilisiert worden. Allerdings führte die Doublierung dazu, dass die Nähte der Leinwandbahnen des Bildträgers beim Trocknen des wässrig gebundenen Doubliermaterials durch Schwinden aufgingen. Trotzdem haben der originale wie der neue, doublierte Leinwandträger heute eine gute Spannung. Die stark krakelierte Malerei ist in Öltechnik in unterschiedlicher Stärke aufgetragen und mit Überkittungen und Übermalungen teils großflächig abgedeckt worden. Ein originaler Überzug war nicht mehr erhalten; ein jüngerer, gegilbter Überzug war teils in dicken braunen Tropfen zusammengelaufen.

Insgesamt wirkte das Gemälde recht stabil, doch der nähere Einblick zeigte, dass die Malschicht großflächig gelockert und teilweise schon verloren gegangen war. Der in Partien bereits krepierte letzte Überzug, die Übermalungen und gedünnten Farbflächen störten die Ablesbarkeit der Darstellung und der künstlerischen Aussage stark. Zudem war die Oberfläche verschmutzt und von einigen Kalkläufern durchzogen.

Der Wunsch der Kirchenverwaltung, diesen beklagenswerten und dem Gemälde nicht angemessenen Zustand zu beheben, war deshalb gut nachvollziehbar. Allerdings konnte während der Voruntersuchung 2008 nicht endgültig geklärt werden, wie weit man in vertretbarem Umfang mit der Abnahme des Firnis und der Übermalungen gehen sollte und welche Techniken und Materialien anzuwenden seien. Um diese offenen Fragen zu klären und ein festes Konzept für die Angebotseinholung zu entwerfen, legten die Restaurierungswerkstätten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege Arbeitsmuster an. Auf dieser Basis und nach gründlicher Abwägung beauftragte dann die Kirchenverwaltung die Arbeitsgemeinschaft Thomas Schoeller, München, und Roland Vogel, Gempfing.

Die Größe des Gemäldes machte eine Ausführung der Restaurierung vor Ort erforderlich. Die Schwerpunkte lagen auf den substanzerhaltenden Maßnahmen wie Festigung mit sanftem Niederlegen der aufstehenden Krakeleeränder sowie Reinigung und Stabilisierung des Leinwandträgers. Dabei war die größte restauratorische Herausforderung das Schließen der aufgegangenen Nähte. Um von hinten an die geöffneten Nähte heranzukommen, musste dazu zunächst die Doublierleinwand geöffnet werden. Die Kollegen entwickelten dafür eine Methode, bei der die teils mehrere Millimeter klaffenden Nähte unter kontrolliertem Zug vorsichtig einander angenähert wurden. Allerdings verblieb noch ein Schlitz von einigen Millimetern, da die originale, durch die Doublierung fixierte Leinwand sich nur bedingt zusammenziehen ließ. Der verbliebene Schlitz wurde in der

Links: zwei Bahnen der Leinwand, Detail der klaffenden Naht, vor der Maßnahme.
Mitte: während der Vernähung auf der Rückseite.
Rechts: nach dem Schließen der Naht
(Fotos: AG Schoeller/Vogel)

Detail mit Kopf der Maria: links vor, rechts nach der Restaurierung (Fotos: AG Schoeller/Vogel)

originalen Technik genäht und dabei durch den Nähfaden horizontal überspannt. In vertikaler Richtung eingezogene Fäden stellten wieder einen Leinwandraster her. Im nächsten Schritt erfolgte die sehr differenzierte Abnahme des letzten Überzuges, der braunen Tropfen und von Übermalungen. Dadurch konnten einige Details der Malerei besser ablesbar gemacht wie auch eine deutliche Aufhellung der Farbigkeit erreicht werden. Nach Kittung zahlreicher Fehlstellen und deren Retusche sowie dem Auftrag ausgleichender Lasuren an gedünnten Farbflächen, bekam das Gemälde einen seidenmatten Abschlussfirnis. Am Schmuckrahmen ergänzte man nach der Konservierung die stark dezimierte Vergoldung am unteren Rahmenschenkel. Durch diese Maßnahmen haben das Gemälde und der Rahmen trotz Spuren der Alterung und Veränderungen ein sehr homogenes und aussagekräftiges Erscheinungsbild wiedergewonnen.

Cornelia Hagn

Marmor, Stein und … Stuck

Zur Restaurierung des Marmorsaals in Schloss Weißenstein in Pommersfelden

Rechtzeitig zum Jahresende 2013 war die lange vorbereitete Konservierung des Marmorsaals in Pommersfelden im Landkreis Bamberg fertiggestellt – eine Arbeit, die zweifellos als Höhepunkt im Leben eines Denkmalpflegers bezeichnet werden darf.

Der Marmorsaal und seine Entstehungsgeschichte unter Lothar Franz von Schönborn

Der Marmorsaal macht seinem Namen in der Tat alle Ehre, aber man muss seine Geschichte von Anfang an erzählen. Am 21. April des Jahres 1710 hatte Lothar Franz von Schönborn (1655–1729), der mächtige Kurfürst von Mainz und Fürstbischof von Bamberg, eine Erbschaft angetreten: 20 Kilometer südlich von Bamberg fielen ihm nach dem Tod seines in unrühmlichen Verhältnissen verstorbenen Kammerherrn Friedrich Ernst (1685–1710), dem letzten Truchsess von Pommersfelden, das schön gelegene Rittergut samt Wasserschloss zu. Hier verwirklichte er seinen privaten Traum von einer Residenz – an welchen er dienstlich keinen Mangel hatte. Bezahlen konnte er sein Bauvorhaben mit der großzügigen Dotation von 150 000 Gulden, die ihm der Habsburger Karl VI. (1685–1740) für seine Vermittlung bei der Kaiserwahl 1711 gewährte und die Lothar Franz alsbald in sein gewaltiges Projekt steckte. Noch im gleichen Jahr wurde der Grundstein des um einen Ehrenhof gruppierten Schlosses, das er „Weißenstein“ nannte, gelegt. 1715 standen die Außenwände des Mittelbaues. Hier konzentrierte der kunstsinnige Bauherr alles, was ihm wichtig war und innovativ erschien: im Erdgeschoss zum Garten hin gelegen den Grottensaal, die sala terrena, das berühmte Treppenhaus und eben den riesigen Marmorsaal.

Für Letzteren holte er die besten Künstler in die fränkische Provinz, wo sie unter der Leitung des Bamberger Hofarchitekten Johann Dientzenhofer (1665–1726) und unter ständiger Einflussnahme des Bauherrn samt seiner Berater ein einmaliges Ensemble schufen: Der längsrechteckige Saal an der Gartenseite des Schlosses ist 15 m hoch und verfügt über fünf Fensterachsen; die Schmalseiten sind mit Kaminen geziert**.** Die Wandgliederung des querformatigen Raums steht letztlich in der Tradition der korinthischen Säle, d. h. einer über beide Geschosse gehenden Gliederung mit Pilastern und Säulen. Diese sind durch runde oder volutenartige Bögen verbunden, ein strenges Gesims hat sich in Ornament aufgelöst. Ein Spiegelgewölbe überspannt den Raum. Es hatte die Ingenieurkunst Dientzenhofers vor große Herausforderungen gestellt, die letztlich 300 Jahre später den Anlass für aufwendige Reparaturen gaben.

Mit dem Deckenfresko beauftragte Lothar Franz den Wiener Hofmaler Johann Michael Rottmayer (1654–1730), der mit seiner Entourage Weihnachten 1717 in Pommersfelden eintraf und in wenigen Monaten die Apotheose der Kaiserin Elisabeth und ihres Gemahls inszenierte. Daniel Schenk (gest. 1718), der Stuckateur, wurde eigens nach Wien geschickt, wo ihn der dort als Reichsvizekanzler installierte Lieblingsneffe des Bauherrn, Friedrich Karl von Schönborn (1674–1746), in alle Geheimnisse der aktuellen Stuckierkunst einführen ließ. Das Bandelwerk – wenig später aus der Dekorationskunst Frankens nicht mehr wegzudenken, brachte er von dort mit und setzte es virtuos um. In der komplizierten, gleichermaßen dem Kaiserhaus wie dem Haus Schönborn und dessen Familienoberhaupt gewidmeten Ikonografie des Saals waren auf den Gesimsen auch die Vertreter der vier antiken Weltreiche unterzubringen – die eindrucksvollen Figuren schuf Burkard Zamels (um 1690–1757). An die Wände ließ Lothar Franz 28 Gemälde applizieren. Die Bilder, mit Ausnahme der bestellten Porträts des Kaiserpaars und seiner Familie, ließ er in Italien kaufen und in die architektonische Dekoration einfügen. Ein Raum ent-

stand, in dem man sich nicht satt sehen konnte und auf den der Bauherr besonders stolz war. „Mein Saal“ nennt er ihn in den zahlreichen erhaltenen Quellen. Der erst jüngst vollständig entschlüsselten Ikonografie nach eigentlich als „Kaisersaal“ ausgestattet, fällt indes dieser Begriff nie.

Als „Marmorsaal“ bezeichnet erstmals der Galeriedirektor und Hofmaler Rudolf Bys (1660–1738) den Festsaal 1719 in seinem „Fürtrefflichen Gemähld- und Bilderschatz“, dem ersten gedruckten Katalog zur Bildersammlung von Schloss Weißenstein. Auch wenn der Kurfürst sparen muss und deshalb bei der Wandgliederung „… nur zwei seiten jedes piedestals von guten und die andere seiten, welche anstehen, von falschen marbel gemacht werden … dann auch der inwendige stock von jeden piedestal nur ausgemauert werden soll ...“, ist der Bauherr auf seinen echten Marmor besonders stolz. An den Kaminen und der prunkvollen Tür zum Treppenhaus lässt er den eleganten rötlichen Lahn-Marmor aus Katzenellenbogen verwenden. Gegenüber dem Neffen in Wien schwärmt er 1718: „… dass sie [die Kamine] wahrhaftig uhnvergleichlich undt was ganz besonders seint, glaube auch nicht, dass dergleichen schönen marbre der Prinz Eugene [1663–1736] aus dem Tirol bekommen wirdt und wüsste nicht, wann er dergleichen gesehen hette, ob ihn nicht der lust kähme, ein undt ander cammin allhier machen undt per axe bis auf Regensbirg, sodann per aqua bis auff Wien führen zu lassen.“ Unverholen spricht er hier von seinem „musischen“ Wettkampf mit den „Prahlhänsen“ in Wien und dem kaiserlichen Hof, den er behaglich, teuer und mit großem Ehrgeiz von der fränkischen Provinz aus führt.

Auch für den Fußboden greift Lothar Franz auf echten Marmor zurück, der in einem auffälligen Muster aus schwarz-weiß-roten Platten verlegt wird.

Pommersfelden, Lkr. Bamberg. Schloss Weißenstein, Marmorsaal, Ansicht gegen den Garten. Stich von Salomon Kleiner, 1728 (Repro: BLfD)

Veränderungen in der Barockzeit

Schon zu Lebzeiten beginnt Lothar Franz jedoch mit ersten Veränderungen „seines Saals“, denn er lässt die teuer gekauften Porträts des Kaiserpaars über den Kaminen wieder abhängen und durch Porträts von Familienmitgliedern ersetzen – möglicherweise hat es ihn dann doch enttäuscht, dass Kaiser Karl VI. nie den Weg nach Pommersfelden gefunden hat.

Auch Friedrich Karl, sein Nachfolger, ließ den Marmorsaal nicht unberührt. Er modernisiert 1740 den inzwischen „altmodisch“ gewordenen Bandelwerk-Stuck der Supraporten. Nach Entwürfen Johann Michael Küchels (1703–69) ersetzt die legendäre Bamberger Werkstatt des Franz Jacob Vogel (1698 – gest. nach 1747) diesen mit zeitgemäßen Rocaillen, und auch die aus der Mode gekommenen Imperatorenköpfe

Pommersfelden, Lkr. Bamberg. Schloss Weißenstein, Marmorsaal. Deckengemälde von Johann Michael Rottmayr, 1718 (Foto: BLfD, Dieter Komma)

werden durch Schönborn-Porträts ersetzt. Sparsam wie man dennoch auch in diesen Kreisen manchmal sein musste – der Neffe hatte mit dem Schloss auch den enormen Schuldenberg von 860 000 Gulden geerbt –, wird kurioserweise ein Bein der Fama über der Tür zum Treppenhaus wiederverwendet. Dokumentiert ist dieses erstmals 1728 auf dem Stich Salomon Kleiners (1703–61) und trotz der Neuinterpretation der Supraporte heute noch an Ort und Stelle.

Radikale Eingriffe im 19. und 20. Jahrhundert

Doch diese kleine Veränderung ist zu verschmerzen, denkt man an die radikale Veränderung, die dem Marmorsaal 100 Jahre später bevorstand. Damals war der Besitz an Erwein von Schönborn (1812–64) übergegangen, der wie seine Vorfahren zeitgenössische Kunst sammelte und sich ab 1840 bemühte, Schloss Weißenstein dem interessierten Publikum zu öffnen. Er ließ fast alle barocken Gemälde aus dem Saal entfernen und allen Stuck an den Wänden radikal abschlagen, nur in den Fensternischen zum Garten hin blieb er erhalten. Die kolossalen Stuckmarmorsäulen gliederten nun einen entleerten Saal, in dem nur noch fünf Familienporträts hingen. Das duftige Smalte-Blau, mit dem die Wandflächen des Marmorsaals in der Bauzeit getüncht worden waren, musste nun einem Anstrich in kräftigen Blautönen weichen – es herrschte eine leuchtende Monochromie, von der neuen Verglasung der Fenster besonders betont. Statt der engen Bleisprossen und dem schlierigen Glas von 1717 ließen größere Glastafeln zwischen Holzsprossen deutlich helleres Licht in den Saal, der wohl kaum mehr für Festivitäten genutzt wurde. Vor einer Zerstörung der Deckenfresken Rottmayrs schreckten die Auftraggeber und die Bamberger Tüncherfamilie Clemens zurück, als sie den Marmorsaal restaurierten. Sie wurden nur geringfügig retuschiert, denn sie hatten sich beinahe makellos erhalten: Im ungeheizten Saal standen die Malereien in unveränderter Farbenpracht.

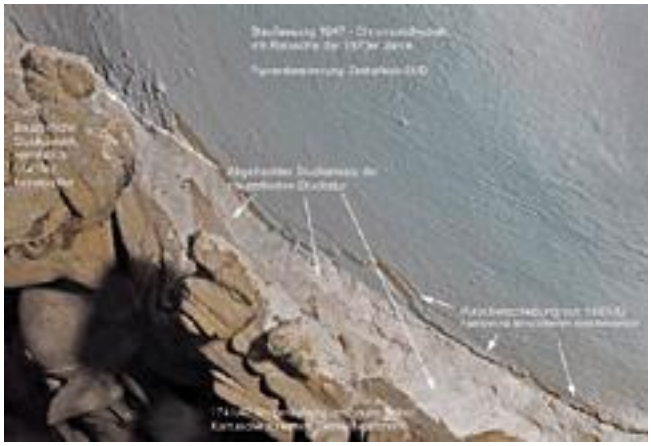
Erst mit Beginn des 20. Jahrhunderts kamen unter Ernestina Gräfin Schönborn (1880–1965) die Gemälde zurück in den Marmorsaal. An den leeren Wänden im leeren Saal konzentrierte sie sich auf die Ovalrahmen, in die sie den noch vorhandenen Bilderbestand einfügen ließ – Methoden, die den modernen Denkmalpfleger erschaudern lassen: Die barocken Gemälde wurden mit ungeahnter „Großzügigkeit“ für das vorgegebene Format verstümmelt, zurechtgeschnitten und übermalt.

Zur aktuellen Restaurierung

Im Rahmen der abgeschlossenen Restaurierung blieb der Firma ARGE Minor/Patterson, Forchheim, nur, die Bilder zu reinigen und wieder einzufügen. Die Restaurierung des Marmorsaals war durch die Befunduntersuchung der ARGE Turek &Achternkamp, Forchheim, hervorragend vorbereitet und begleitet worden – ihr sind nicht nur das bemerkenswerte Restaurierungsergebnis, sondern auch die hier vorgestellten Erkenntnisse zu verdanken.

Den Marmorsaal, den sich Lothar Franz von Schönborn bis 1718 einrichten hat lassen, bilden nur noch die Stiche Salomon Kleiners ab, die man angesichts der gravierenden Veränderungen lange für recht phantasievoll gehalten hatte. Dass der junge Künstler jedoch mit fast fotografischem Auge einen originalen Zustand festgehalten hat, konnten erst die jüngsten Befunduntersuchungen eindeutig belegen. Ein Besuch im 2013 konservierten Marmorsaal und überhaupt in Schloss Weißenstein müsste – mit diesem Wissen im Gepäck – eigentlich ab jetzt wieder zum Pflichtprogramm jedes Denkmalpflegers und Kunsthistorikers gehören.

Annette Faber



Marmorsaal, Befund (Foto: ARGE Turek &Achternkamp, Forchheim)

Stabiler Schutz für eine der ältesten Herrenreliquien Bayerns

Sanierung des Dachtragwerks der ehemaligen Klosterkirche Hl. Kreuz in Donauwörth

Das mittelalterliche Kreuz Christi im barocken Gewand – ein Kurzaufriss des Baus

1028–1802: Eine fast siebenhundertjährige Verehrungsgeschichte der Heilig-Kreuz-Partikel, die der Legende nach als Geschenk aus Byzanz ins schwäbische Werd kam, begründete die Errichtung der Klosterkirche Hl. Kreuz in Donauwörth zwischen 1717 und 1722. Dieser erste bedeutende Sakralbau des Wessobrunner Architekten Joseph Schmuzer (1683–1752) diente einer seit der Barockzeit florierenden Doppelwallfahrt, die ein um 1500 gearbeitetes Vesperbild in der Gnadenkapelle miteinschloss. Dann die Säkularisation (1802) – und ein knappes Dreivierteljahrhundert ohne Bauunterhalt reichte aus, um den Bestand der bedeutenden Kirche grundlegend zu gefährden. 1875 erwarb der aus Neuburg zugezogene christliche Bildungsreformer Ludwig Auer (1839–1914) die maroden Gebäude von Kirche und Kloster aus dem Besitz des Fürsten Karl-Friedrich von Oettingen-Wallerstein. Und mit der von ihm veranlassten Sanierung der Klosterkirche (1875–83), die

Donauwörth, Hl. Kreuz, Blick in die Kuppel vor 1936
(Foto: Stadtarchiv Donauwörth)

wirtschaftlich von der Einrichtung leistungsfähiger Betriebe wie Druckerei, Buchbinderei und der zugehörigen Buchhandlung in den Räumlichkeiten des ehemaligen Klosters gesichert wurde, konnte er eine der bedeutendsten baulichen Anlagen innerhalb der früheren freien Reichsstadt erhalten.

Vorprogrammierte Schäden – Eingriffe vor und während des Zweiten Weltkriegs

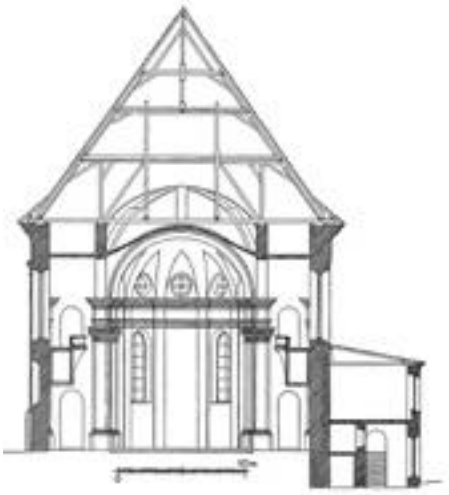
Von den umfangreichen Sanierungsmaßnahmen der Gründerzeit (bei denen vor allem die Gewölbe im Bestand gesichert werden konnten) blieb einzig die gemauerte Flachkuppel über der Vierung ausgenommen. Sie überdauerte noch einige Jahrzehnte in desolatem Zustand und musste schließlich aus statischen Gründen 1936 abgetragen werden. Die Malereien in der Vierung waren von dem aus der Schweiz stammenden und vor allem für Benediktiner im Bodenseeraum arbeitenden Jacob Karl Stauder 1719/20 in Al-secco-Technik ausgeführt worden. Von ihm stammen auch die sieben Gewölbebilder und weitere 40 Darstellungen in den oberen Zonen des Kirchenbaus. Über einer zweigeschossigen, auf das reichhaltigste profilierten Balustrade, die als Trompe-l'œil-Malerei auf den ersten Blick an die illusionären Decken römischer Barockkirchen erinnerte, öffnete sich der Blick in die von Engeln und Ordensheiligen gefüllte Himmelsgloriole in der Kuppel. Ursprünglich war für diese Arbeiten an Cosmas Damian Asam gedacht worden, der jedoch den bereits an ihn vergebenen Auftrag zugunsten einer Arbeit in Schloss Schleißheim wieder abgab. Das Kuppelgemälde war zweifellos der Höhepunkt des Stauder'schen Schaffens in Heilig Kreuz gewesen. Während aber die moderne Kunstgeschichtsschreibung Stauders Arbeit zurückhaltend beurteilt (Onken, S. 51), liest sich ein Empfehlungsschreiben des Auftraggebers Abt Amandus Röls (reg. 1691–1741) unmittelbar nach der Erbauung durchaus begeistert: „… dass ermelter Künstler Carolus Stauder nit nur allein die Kirchen-Kuppel auf eine besondere arth und kunst in das perspectiv und allwo alles und an allen orthen aufrecht- und gerade stehet in kurzer zeit verfertiget, sondern und noch yber das alle Kürchen Velter und Kunstgemähler …" (Onken, S. 258).

Anders als die barocke wurde die nach 1936 neu errichtete Kuppel nicht direkt auf den Vierungspfeilern aufgesetzt, sondern von einer hölzernen Konstruktion aus mehreren Fachwerkträgern über eiserne Bänder abgehängt. Dieses System ist von der Dachkonstruktion unabhängig und steht mit seinen Ecken wieder auf den Vierungspfeilern. Die Form der Kuppel resultiert aus zahlreichen, radial verlaufenden, gebogenen und dann verputzten Latten. Bereits in den Anfangsjahren des Krieges 1940/41 – die folgenreiche Bombardierung Donauwörths am 19. April 1945 ließ Kirche und Kloster unversehrt – schuf Prof. Franz Klemmer, seit 1926 Inhaber des Lehrstuhls für kirchliche Malerei an der Akademie für Bildende Künste in München, das heute noch bestehende Deckengemälde. Er verließ dabei das von Stauder bekannte, an der Gründungslegende orientierte Hauptthema der Verehrung des Heiligen Kreuzes und schuf eine in Ikonographie, stilistischen Mitteln und Kolorit vom restlichen Bestand stark abweichende Darstellung der Hl. Dreifaltigkeit mit den zwölf Aposteln und der Passion Christi (s. Das Münster, 1. Jg. [1947], S. 94 f.).

Die Konstruktion des Dachstuhls

Der dreischiffige, sechs Joche lange (davon ein quadratisches Vierungsjoch) und mit einem eingezogenen halbrunden Chor schließende Grundriss erstreckt sich über eine Länge von 58,50 m (gemessen am Langhaus) bei einer Breite von 25 m. Die Traufkante befindet sich mehr als 14 m über der Geländehöhe. Über 50 Gespärre bilden das steil aufragende Dachtragwerk, dessen Höhe (die Sparren sind über 20 m lang!) von einer dreistöckigen Stuhlkonstruktion mit liegenden Stuhlsäulen bewältigt wird. In den beiden unteren, nach oben niedriger werdenden Dachgeschossen wurden, etwa in der Feldmitte der Zerrbalken, zusätzliche Hängesäulen eingebracht. Ungewöhnlich sind die überaus starken Windverbände, deren Streben im untersten Dachgeschoss dreifach, darüber liegend zweifach und im obersten Stockwerk noch einfach gekreuzt sind. Da sich die Vierungskuppel bis in den Dachraum hinein wölbt, fehlen in diesem Bereich die ansonsten durchlaufenden Zerrbalken. Die normalerweise von den Zerrbalken aufgenommenen Zugkräfte werden hier über die Kehlbalken umge-

Schnitt durch die Kirche, Bestandsplan 1845 (Fürstlich Oettingen-Wallersteinsches Archiv Harburg, Bau-Cataster 1845, Rentamt Heiligkreutz, Heiligkreutz, Blatt VII)



Querschnitt durch die Kirche und den nördlichen Kreuzgangflügel (Zeichnung nach: Adam Horn, Die Kunstdenkmäler von Bayern, III, Lkr. Donauwörth, München 1951, S. 110)

Dachwerk, Windverband (Foto: Nele Reichel, Büro Obel und Partner)

leitet. Die gewaltige Menge an Bauholz, die für einen solch aufwendig gezimmerten Dachstuhl nötig ist, kam als Flößholz nach Donauwörth. Geschlagen in den waldreichen Allgäuer Bergen, gelangte es über Iller, Wertach oder Lech donauabwärts. Am Zielort fügte man die vor der Kirche am Boden liegenden Balken zu einer Binderkonstruktion zusammen und markierte sie an den Knotenpunkten („Abbundzeichen"), bevor sie wieder auseinandergenommen, in Einzelteilen nach oben gezogen und zusammengebaut wurden. Die Bauhandwerker der Vergangenheit konnten zwar die für die Dachbalken nötigen Querschnitte nicht genau bestimmen, weshalb man sie aus Vorsicht – wie auch an Heilig-Kreuz – meist überdimensionierte, sie hatten jedoch die Erfahrung, die Dachstühle so elastisch aufzubauen, dass sie die Windlasten, die auf die gewaltigen Dachflächen einwirkten, aushielten. Auch konnte damit etwaigen statischen Mängeln begegnet werden.

Das Schadensbild und der Eingriff zur Sicherung

Eine in den Jahren 1976–86 durchgeführte Restaurierung bezog sich im Wesentlichen auf die bedeutende Innenausstattung von Hl. Kreuz. Eine Sanierung der Dachkonstruktion wurde dagegen nur unsachgemäß und nicht im nötigen Umfang ausgeführt. Bereits vorgezeichnete Schäden verschlimmerten sich dadurch weiter. Zur Erbauungszeit war auf eine allseitige Durchlüftung des engen Raumes an den Dachfüßen Wert gelegt worden. In der Zwischenzeit hatte man jedoch die auf den Mauerkronen ursprünglich frei aufliegenden Mauerlatten durch eine Schuttschicht, an anderen Stellen durch einen Betonverguss geradezu diffusionsdicht eingepackt. Dadurch konnte die auch im intakten Dachstuhl eindringende Feuchtigkeit (etwa durch Flugschnee oder Kondensat) nicht mehr entweichen, breitete sich von den Mauerlatten ausgehend auf Zerrbalken und Sparrenfüße aus und verursachte Fäulnis. Zudem lösten sich dadurch zahlreiche Zapfenverbindungen des Gefüges. Bei früheren Arbeiten hatte man außerdem die Anschlüsse einiger Windverbände gekappt. Diese Eingriffe und die Fäulnis erforderten schnelles Handeln. Der erste Bauabschnitt 2009 bestand darin, die schlimmsten, die Substanz bedrohenden Feuchteschäden zimmermannsmäßig zu beheben. Betroffen waren vor allem die Anschlusspunkte des Dachwerks an den Kirchturm und die Dachfüße zu beiden Seiten des Turms. Im Vorlauf der jüngsten Sanierungsarbeiten (2010–12) stellte sich heraus, dass der Gewölbeschub für teils weit auseinanderklaffende Längsrisse zwischen den beiden Mauerlatten im Bereich der Mauerkrone verantwortlich war. Da die Mauerlatten infolge der Reibungskräfte die Mauerkrone in ihrer Position halten und dabei wie ein Ringanker funktionieren, werden die horizontalen Belastungen aus dem Gewölbeschub über schwächere Stellen durch Biegung ausgeglichen. Deshalb entstanden dort, wo statt eines durchgehenden Zerrbalkens ein offenes Dachwerk existiert, bis zu 6 cm breite Risse. Das massive Traufgesims hatte sich von der Außenwand gelöst und musste mit Metallnadeln rückverankert werden. Im

Hl. Kreuz, Blick zum Chor (Foto: Nele Reichel, 2013)

Bereich der Kuppel wurden die Schubkräfte in der Ebene des Dachwerks mit Spannankern umgeleitet und damit einer weiteren Deformation entgegengewirkt. Im Juli 2010 beobachtete man zudem Putzablösungen an der Mittelkuppel, die daher rührten, dass beim Einbau der Holzkuppel 1936 der Rand der früheren gemauerten Steinkuppel stehen gelassen und darauf eine Einfassung betoniert worden war. Infolge des Materialwechsels Holz/Beton waren dort Risse und Ausbrüche entstanden. Als äußerst bedenklich erschien der Zustand der Bockshaut, der von unten durch die Lattenzwischenräume gepresste Putz, der ein Ablösen des Malputzes an der Kuppelunterseite verhindert. Der zu Kriegszeiten aufgetragene Kalkputz war bindemittelarm gewesen und äußerst mürbe. Glücklicherweise hatte man damals bereits vorsorglich einen zusätzlichen Putzträger aus einem Drahtgittergewebe angebracht. Der sandige Putz der Bockshaut wurde durch einen Restaurator von der Kuppeloberseite aus abschnittsweise durch einen faserverstärkten Kalkputz ersetzt. Die Ausbrüche am Malputz des Kuppelfußes wurden ergänzt, die Risse geschlossen. Das Kuppelgemälde musste gereinigt und an den Ergänzungen retuschiert werden. Die Maßnahmen sind Teil einer Strategie, mit der das spätbarocke Baudenkmal mit seinen Veränderungen für die Zukunft erhalten werden kann.

Nele Reichel und Markus Würmseher

Literatur: Ludwig Auer: Die Wiederherstellung der Heilig-Kreuz-Kirche in Donauwörth, Donauwörth 1880; Thomas Onken: Jacob Carl Stauder. Ein Konstanzer Barockmaler, Sigmaringen 1972; Heilig Kreuz in Donauwörth, hrsg. von Werner Schiedermair, Donauwörth 1987; Gabriele Deibler: Das Kloster Heilig Kreuz in Donauwörth von der Gegenreformation bis zur Säkularisation, Weißenhorn 1989

„Schutz vor jeglichem Übel“: Ein mysteriöser Fund vom Regensburger Donauufer

Der Dienststelle Regensburg wurde gemäß Art. 8 DSchG von zwei ca. zehn Jahre alten Mädchen ein Bodenfund vorgelegt, den sie in der Regensburger Altstadt, am Donauufer auf Höhe des Weißgerbergrabens, zwischen den Steinen entdeckt hatten. Es handelt sich um einen sehr gut erhaltenen Bronzegegenstand von 13 × 13 cm Größe. An ein gegossenes kreuzförmiges Mittelteil sind vier durchbrochene blütenförmige Arme angesetzt. Stilistisch gesehen ist es ein sehr interessantes Stück, denn der Formenschatz der Ornamentik reicht von einem etwas länglich geratenen Eierstab- und Perlrandmuster auf dem Mittelteil, der an römischen Vorbilder denken lässt, bis hin zur vegetabilen Gestaltung der vier Stege der blütenförmigen Arme, die an renaissancezeitliche oder barocke Zierelemente anklingt. Wie ein Krönchen sind die Enden der Arme mit einem spitz zulaufenden Zierknopf versehen, in der Art wie bei einfacheren spätrömischen Zwiebelknopffibeln.

Trotz der klaren Kreuzform findet das Stück nicht ohne weiteres Entsprechungen im Formenschatz liturgischer Geräte, denn es fehlen Hinweise auf eine Trage- oder Aufhängungsvorrichtung. Vielmehr zeigt die detaillierte Analyse des Gegenstandes, dass er besonders am Mittelstück eindeutige Abnutzungsspuren aufweist, die darauf hindeuten, dass er dort oft angefasst wurde. Seiner Fundlage nach – zum einen im Bereich des mutmaßlichen römischen Hafens, zum anderen unmittelbar neben der Oswaldkirche – könnte es sich sowohl um einen antiken Gegenstand als auch um ein christliches Objekt handeln, allerdings sind analoge Fundstücke aus beiden Wirkungsfeldern nicht bekannt.

Um der wissenschaftlichen Akribie Rechnung zu tragen, war die Autorin bemüht, auch weitere weltumspannende Zusammenhänge dieses Fundes abzuchecken, und – siehe da: Im asiatischen Raum wurden wir fündig! Offensichtlich handelt es sich um ein Vajra (sprich *Watschra*), einen ursprünglich hinduistischen kultischen Gegenstand, der in den Veden als Wurfwaffe des Indra genannt ist. Der Name stammt aus dem Sanskrit und bedeutet Donnerkeil und Diamant (im Sinne von „unzerstörbar“). Mit diesen Bedeutungsebenen wurde der Vajra auch in einer der drei wichtigsten

Fundort Regensburg: Bronzegegenstand vom Donauufer (Foto: M. Beiersdorf, BLfD)

buddhistischen Lehren, dem Vajrayana, übernommen. Das Regensburger Fundstück ist ein so genannter Viswa-Vajra (sprich *Wischwa-Watschra*), der besonders im tantrischen Buddhismus rituell eingesetzt wird, als Symbol für die physische, materielle Welt, und der Schutz vor jeglichem Übel gewährt. Mangels archivalischer Quellen oder archäologischer Befunde zu buddhistischen oder hinduistischen Kultanlagen an der Donau wird man den Lesefund in modernen, ja sogar zeitgenössischen Zusammenhang rücken müssen.

Der Fundort an sich, zwischen dem kontrovers gesehenen „Denkmal“ Eiserner Steg und der Kreuzung, an der auf Wunsch der Regensburger Stadtspitze die Busse auf die umstrittene Westtrassen-Brücke abbiegen sollen, ist von besonderer denkmalpflegerischer Brisanz! Wollte ein engagierter Regensburger Bürger durch die kultische Deponierung des Vajras die Westtrasse verhindern?

Das Regensburger Viswa-Vajra, das, wie Analogien zeigen, aus Nepal stammen dürfte, soll im modernen westeuropäischen Gebrauch „… die Energie im Raum bündeln und wird häufig als Schutz gegen negative Energien verwendet“ (siehe unter „Doppeldorje“ (tibetischer Name): https://www.sound-spirit.de/shop/p461_Doppeldorje_(Nepal)_11,5_cm.html). Gerade Letzteres hätten wir dringend nötig!

Silvia Codreanu-Windauer

PS: Bei weiteren denkmalpflegerischen Problemen empfehlen wir das Ausprobieren dieser kostengünstigen Lösung.

DENKMALFORSCHUNG

Die Burg Wolfratshausen – ein bemerkenswertes Bodendenkmal neu gesehen

Die Burganlage, von der heute nur noch auf einem Geländesporn der Loisachhochterrasse oberhalb der Stadt Wolfratshausen im Wald die Wall-Graben-Anlagen sowie einige Schuttkegel zu erkennen sind, war der Sitz der Grafen von Wolfratshausen, einer Seitenlinie des Geschlechts der Grafen von Dießen-Andechs. Vom späten 11. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts gehörte die Burg zu den wichtigsten festen Plätzen im Herzogtum Bayern.

Geschichte der Burg

Der Name Wolfratshausen ist erstmals 1003 als *Wolveradeshusun* in einer Urkunde König Heinrichs II. nachweisbar und bezeichnet einen Begrenzungspunkt im Jagdbezirk des Grafen Adalbero im Sundergau des Grafen Friedrich. Die Ortsbezeichnung bezieht sich aber wohl noch nicht auf die Burg, sondern eine benachbarte Siedlung, nämlich den heutigen Ort Dorfen, dessen Kirche ca. 350 m entfernt liegt. Um 1100 ging der Name auf die von Graf Otto II. von Dießen-Andechs erbaute Burg *(Castrum Wolveradeshusun)* über. Später übertrug man den Ortsnamen Wolfratshausen auf die Flößer- und Handwerkersiedlung an der Loisach.

Graf Otto II. nannte sich in der Zeit zwischen 1098 und 1116 nach Wolfratshausen. Das Geschlecht der Grafen von Wolfratshausen starb mit Heinrich II. 1157 aus, und die Grafschaft fiel an die Stammlinie zurück. Die Burg spielte in den Auseinandersetzungen der Andechser mit den Wittelsbachern eine bedeutende Rolle. 1248 kam die Burg Wolfratshausen nach dem Tod von Herzog Otto II. von Andechs-Meranien in den Besitz der Wittelsbacher Herzöge. Die Anlage wurde zwar Sitz eines herzoglichen Pflegers und Landrichters, bemerkbar ist jedoch ein deutlicher Bedeutungsverlust. Für das Haus Wittelsbach war die Wolfratshausener Burg vor allem zur Ausrichtung von Jagden am Starnberger See von Interesse.

Der frühneuzeitliche Zustand ist u. a. durch eine Ansicht von Michael Wening aus dem Jahr 1701 überliefert. Ihr jähes Ende fand die Burg von Wolfratshausen, als am 7. April 1734 ein Blitz in den Pulverturm einschlug und 350 Zentner Schwarzpulver zur Explosion brachte. Die Anlage blieb ruinös und ging schließlich ganz ab. Heute ist es nicht ganz einfach, den dreigliedrigen Burgstall im Gelände zu erkennen. Erhalten ist der Name „Schlossberg“, der auf diesen Bezug nimmt.

Vermessung und Zustandserfassung

Das Bodendenkmal wurde 1951 erstmals vermessen. Die Topografie ist markant: Das Gelände fällt östlich zur Loisach bis zu 65 m steil ab. Gegen Westen wird das Areal durch den Rauschergraben gesichert, der im Bereich der Burganlage einen 25–40 m tiefen und bis zu 100 m breiten Geländeeinschnitt darstellt. Die Nordspitze des Geländesporns stellt sich ebenfalls steil abfallend dar. Der etwa 80 m langen Hauptburg sind im Südwesten zwei Vorburgen mit massiven Abschnittsbefestigungssystemen vorgelagert.

Angeregt durch neuerliches Interesse am Burgstall fand sich eine Arbeitsgruppe zusammen, um zu klären, wie sich das Bodendenkmal heute, d. h. über 60 Jahre nach der erfolgten Vermessung im Gelände darstellt. Für einen Vergleich mit der topografischen Aufmessung wurde im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege ein digitales Geländemodell erstellt, das aus Airborne-Laserscandaten der Bayerischen Vermessungsverwaltung im 1-m-Raster generiert wurde. Die alte topografische Karte und das neue digitale und GPS-referenzierte Geländemodell bildeten die Grundlage für eine systematische Begehung des Burgstalls.

Wolfratshausen. Blick auf den Schlossberg von Nordwesten (bewaldeter Sporn in der Bildmitte). Am linken Bildrand fließt die Loisach (BLfD Luftbilddokumentation; Aufnahmedatum 15.02.1998; Fotograf Klaus Leidorf)

Ansicht des Churfürstlichen Schlosses zu Wolfertshausen. Kupferstich von Michael Wening, 1701

Im Gelände ließ sich sehr bald feststellen, dass sich die Denkmalsubstanz in den vergangen 60 Jahren weitgehend unverändert erhalten hat. Diesen Umstand verdanken wir der teils dichten Bewaldung innerhalb der Anlage. Lediglich an der äußeren Abschnittsbefestigung setzt ein schleichender Denkmalverlust ein, der durch Viehweidewirtschaft (Viehtritte) verursacht wird. Ebenso gefährdet sind die jeweiligen Randbereiche des Geländesporns zum Rauschergraben und Loisachtal, wo immer wieder Hangerosion und Abrutschungen festzustellen sind.

Äußere Vorburg

Nach Süden schützt ein mächtiges Wall-Graben-System die Anlage. Es verläuft auf einer Länge von ca. 130 m quer über den Schlossberg und riegelt die äußere Vorburg vom Hinterland ab. Der Graben nutzt dabei natürliche Erosionsrinnen in den Hängen, die durch den Grabenbau künstlich überprägt zu sein scheinen. Der vermutlich als Sohlgraben angelegte Graben ist bis zu 12 m breit und hat heute noch eine Tiefe von bis zu 2,20 m. Der auf der Innenseite angeböschte Wall schließt unmittelbar nördlich an den Graben an. Mit einer Breite zwischen 11 und 15 m und einer Höhe von bis zu 3,20 m ist er ebenfalls sehr mächtig. Der Wall weist einen Durchbruch auf. Zu beiden Seiten, insbesondere auf der Ostseite, ist ein nach innen biegender Wallfortsatz zu beobachten, sodass man hier einen burgenzeitlichen Durchgang mit Torsituation annehmen kann.

Der Innenbereich mit einer Größe von ca. 120 × 130 m (ca. 1,4 ha) ist in mehrere großflächige podest- bzw. terrassenförmige Aufschüttungen an der West- und Ostflanke gegliedert, deren Funktion unbekannt bleibt. Unklar bleibt auch, ob es sich bei den quer über die Fläche verlaufenden Wall- und Grabenresten ursprünglich um fortifikatorische Einbauten handelt, die später vielleicht überprägt bzw. eingeebnet wurden.

Weitere Bebauungsspuren finden sich auf der Westseite. Der Plateaurand zum Rauschergraben war offensichtlich mit einer Mauer gesichert. Die heute noch sichtbaren Wallstümpfe sind bereits zum Großteil der Hangerosion zum Opfer gefallen. An der Nordwestseite liegen zwei Eintiefungen, die vermutlich auf ausgebrochene Gebäudereste hinweisen.

Innere Vorburg

Zwischen äußerer und innerer Vorburg erstreckt sich ein weiteres Abschnittsbefestigungssystem mit 30–45 m Breite und einer Tiefe bis zu 10 m. Der Graben ist durch einen Wall geteilt, der ein kleineres Plateau westlich der inneren Vorburg anbindet.

Der südliche Abschnittsgraben zieht auf einer Länge von 200 m quer über den Bergsporn und bezieht dabei wieder natürliche Erosionsrinnen in die Befestigung mit ein. Der nördliche Abschnittsgraben verläuft bogenförmig um die innere Vorburg herum und biegt im Westen nach Norden in ein Seitental des Rauschergrabens um. Durch dieses führte vermutlich der Hauptzugang zur Anlage. Der Zwischenwall wird demnach als mutmaßlichen Wehrgang gedeutet. Das kleine Westplateau ist folglich als eine Art Vorwerk zur besseren Verteidigung der Burg zu verstehen. Auf ihm befindet sich ein künstlich überprägt wirkendes Geländepodest sowie eine Ausbruchgrube (evtl. Reste eines Turmes).

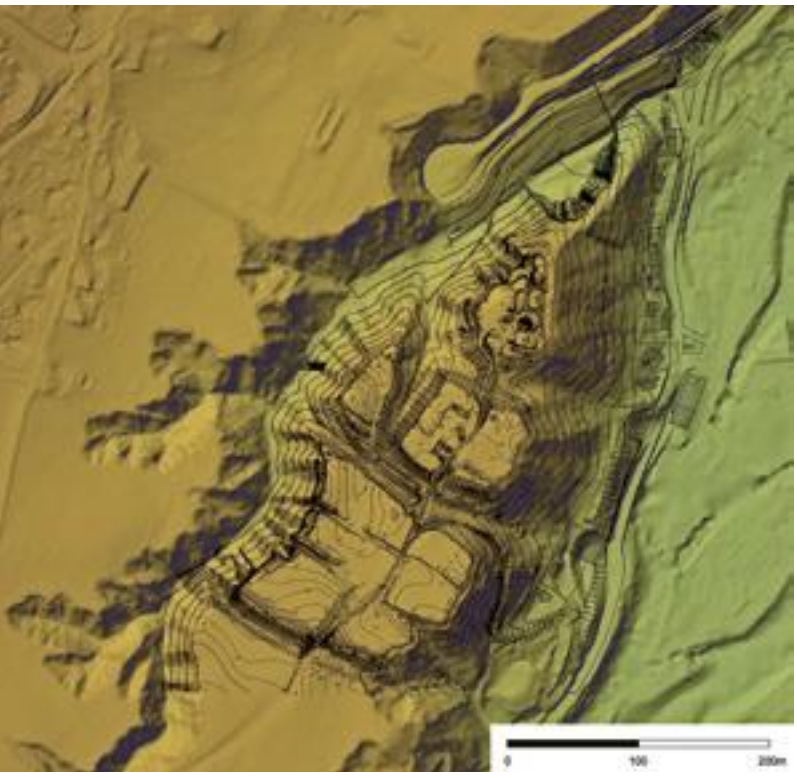
Die innere Vorburg trägt nur auf der Südostseite erkennbare Reste eines Abschnittswalles. Die restlichen Plateauränder scheinen unbefestigt gewesen zu sein.

Die etwa 65 × 80 m große Innenfläche weist mehrere Bebauungsspuren auf. Auffällig ist ein Schuttkegel, der sich zu beiden Seiten des heutigen Weges befindet und an den südöstlichen Wall anschließt. Zu vermuten ist hier ein Torbau. Etwa 40 m nordöstlich davon liegt ein weiterer Schuttkegel, der mit der zweiten Burgkapelle auf dem Schlossberg in Verbindung zu bringen ist, wie sie auch auf dem Wening-Stich dargestellt ist. Auf der Westseite des Weges befinden sich mehrere Eintiefungen – darunter eine größere, etwa L-förmige Struktur –, die auf weitere Gebäude in der inneren Vorburg schließen lassen.

Hauptburg
Die Hauptburg ist durch einen bis zu 40 m breiten und 10 m tiefen Abschnittsgraben von der inneren Vorburg getrennt, der wiederum natürliche Erosionsrinnen in die Befestigung mit einbezieht. Auf dem Wening-Stich ist eine Holzbrücke zu erkennen, deren Fundamente noch an den Grabenrändern erkennbar sind.

Eine Befestigung der Hauptburg ist heute nur noch auf der Westseite des Sporns nachzuvollziehen. Dort liegt im Steilhang ein ca. 20 m langer Wallstumpf, der wahrscheinlich zur mittelalterlichen Burg zu rechnen ist. Die jüngeren Nutzungsphasen bis ins 18. Jahrhundert haben die Anlage im Lauf der Zeit stark überformt. So ist z. B. bei einer ursprünglich zu postulierenden Umfassungsmauer auf der Südseite der Hauptburg auf dem Wening-Stich ein Garten mit Baumbestand verzeichnet.

Das Areal der Hauptburg umfasst ca. 0,4 ha. Im Gelände lassen sich deutliche Ausbruchspuren und Schuttkegel von ehemaligen Gebäuden fassen. Dem Wening-Stich nach zu urteilen, handelt es sich um die Burgkapelle und den Palas auf der Ostseite der Spornspitze und dem Torgebäude im Süden. Das Plateau ist heute stark durchwühlt und sehr unruhig. Auf der gesamten Fläche liegen immer wieder Baureste wie Tuff-, Ziegel-, Mörtel- , Kachelofen- und Verputzreste sowie Keramikfragmente. Das Areal ist nahezu von allen Seiten durch Erosion gefährdet und teilweise bereits abgerutscht. Auffällig ist eine tiefe kreisrunde Struktur im Bereich des Palas, die evtl. als Zisterne zu interpretieren ist.



Schlossberg Wolfratshausen. Digitales Geländemodell der dreifach gestaffelten Anlage mit integriertem topografischen Vermessungsplan von 1951. DGM-Rasterweite 1 m. Norden ist oben (Geodaten: Landesamt für Vermessung und Geoinformation München; Top. Plan BLfD; Bearbeitung: P. Freiberger, BLfD)

Altwege
Zu erwähnen ist noch eine Reihe von Altwegen, die vermutlich direkt mit der Anlage auf dem Schlossberg in Zusammenhang stehen. Von der äußeren Vorburg zieht ein bis zu 10 m breiter und bis zu 0,8 m tiefer Altweg auf dem Geländesporn weiter Richtung Südwesten und biegt nach ca. 200 m in den Rauschergraben ab. Dort befindet sich ein älterer Hohlwegstrang, der bereits zum Großteil abgerutscht ist. Im Bachbett liegen mehrere bearbeitete Tuffquader, die vermutlich auf eine ehemalige Brückenkonstruktion in diesem Bereich schließen lassen, ehe der Weg auf der Westseite des Rauschergrabens wieder den Hang hinaufzieht und Richtung Meilenberg und Münsing weiterläuft.

Zwei Hohlwegstränge vereinigen sich im östlichen Steilhang des Schlossberges und führen nördlich von Wolfratshausen bogenförmig von der Loisach in die äußere Vorburg. Der Aufgang könnte noch zum Ende des 13. Jahrhunderts zusammen mit der Marktgründung Wolfratshausen entstanden sein, bildet er doch den kürzesten Zugang von dort aus auf den Schlossberg.

Der eigentliche Hauptzugang zur Burg ist dem Gelände nach zu urteilen auf der Westseite des Schlossberges in einem Seitental des Rauschergrabens zu suchen. Nur an dieser Seite ermöglicht ein mäßiger Anstieg einen geregelten Verkehr. Hierfür spricht auch die massive Befestigung mit Vorwerk und doppelten Abschnittsgraben in diesem Bereich.

Alles in allem zeigt sich die dreigliedrige Anlage auf dem Schlossberg seit den Jahren ihrer ersten Vermessung als Geländebefund in nahezu unveränderten Zustand. Dennoch ist dem weiteren Schutz dieses für Südbayern herausragenden Bodendenkmals weiterhin höchste Priorität beizumessen. Durch Prospektionsmethoden wie der topografischen Vermessung und der Auswertung des digitalen Geländemodells gelingt eine fundierte Beschreibung der Geländebefunde, die Grundlage für weitere zerstörungsfreie Untersuchungen bilden können. Das mittlerweile umfassend vorliegende Lesefundmaterial vom Schlossberg kann die Entwicklung der Burg weiter schlaglichtartig erhellen. Eine Herausforderung für den Erhalt wird auch zukünftig sein, die Besonderheit dieses Platzes in der Öffentlichkeit zu verankern und darzustellen, ohne dabei das Bodendenkmal durch Ausgrabungen, Sondengänge oder den Versuch der Rekonstruktion zu zerstören.

Markus Fagner, Magnus Kaindl und Bernd Päffgen

Ausflug-Tipp:
Wer das beeindruckende Bodendenkmal auf dem Schlossberg bei Wolfratshausen besuchen möchte, kann mit der S-Bahn (S 7) anreisen. Von der Haltestelle Wolfratshausen erreicht man die Anlage über die Bahnhofstraße, Untermarkt, Münchner Straße und Rauschergrabenweg in ca. 20 Minuten bequem zu Fuß. Bei der Anreise mit dem Auto empfiehlt sich der kleine Parkplatz bei der Floßlände an den Schlederleiten (direkt an der Loisach). Von dort aus sind es ca. 10 Minuten Fußmarsch auf den Schlossberg.

Splendore et magnificentia – der Kaiser auf dem Wellenkamm

420 Jahre Augustusbrunnen in Augsburg / 2000 Jahre Kaiser Augustus (63 v. Chr.–14 n. Chr.)

Der Rathausplatz in Augsburg hat etwas ganz besonderes zu bieten: einen sogenannten „Hingucker“. Man könnte ihn auch als „Hinsetzer“ bezeichnen, kann man doch an lauschigen Sommerabenden auf den Stufen dieses ersten Augsburger Prachtbrunnens, dem Augustusbrunnen, um das kühle Nass herumsitzen. Eine richtige Abkühlung bekäme der „Denkmalinteressierte“ aber nur, überstiege er das umgebende schmiedeeiserne Gitter von Georg Scheff. Dahinter, am viereckigen, mit Mittelausbuchtungen versehenen Brunnenbecken, steht man „dunklen“ Gestalten gegenüber. Aber keine Angst, es handelt sich um die Personifikationen der vier Flüsse Augsburgs: Der bärtige Lech sitzt entspannt mit dem Ruder in der Linken auf einem der vier Volutenbänke des Brunnens. Die muskulöse Erscheinung des Flussgottes Brunnenbach ist – fast schon unzureichend – nur mit einem Fischernetz bedeckt. Er sieht einem direkt ins Auge, dieser Übermensch, während er dem Quell förmlich gerade entsteigt. Die anmutige Wertach mit Mühlrad und Ähre, athletisch in ihrer Erscheinung, ist in einem Entwurf von Hubert Gerhard im Pariser Louvre noch deutlich weiblicher zu sehen. Auf der vierten Volutenbank ruht halb liegend Göttin Singold, mit einem Füllhorn an ihrer linken Seite. Sie scheint mit den Gedanken dem Irdischen entrückt und auch der Betrachter kann sich dem Bann dieser göttlichen Schönheit nicht entziehen. Die Benennung der Flussgötter geht aus den historischen Quellen nicht hervor. Neuere Forschungen ziehen die bisherige Ansprache wohl zu Recht in Zweifel. Die Analyse, besonders der Attribute ergab, dass es sich bei dem Brunnenbach um die fischreiche Wertach, bei der jungen Singold aber um den Brunnenbach handeln muss. Die ursprünglich als Wertach angesprochene Figur ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Singold, der Mühlenfluss.

Inmitten des Wasserbeckens erhebt sich der (1749/50 erneuerte) Brunnenpfeiler aus rotem Salzburger Marmor, bevölkert von weiblichen Hermen, wasserspeienden Delfinen und spielenden Putti. Oberhalb davon verweisen vier feuervergoldete Kupfertafeln u. a. auf den Anlass des Baus,

Vorkriegsaufnahme des Perlachplatzes (Foto: BLfD)

Augustusbrunnen, Kupferstich von Lukas Kilian, 1598
(Städt. Kunstsammlung, Graphische Abt. Augsburg)

den amtierenden Kaiser Rudolf II. und die Stadtpfleger – Johannes Welser ist einer davon. Wandert der Blick weiter aufwärts, streift man einen Steinbockkopf: Ein Hinweis auf das Sternzeichen des über allem stehenden Herrschers. Überlebensgroß in Bronze gegossen schaut er mit festem Blick in die Menge. Es ist Augustus, der erste Kaiser des römischen Reiches. In Rüstung und mit Lorbeerkranz weist er mit ausgestrecktem rechten Arm und nach unten geöffneter Hand auf den Kaisererker des Rathauses. Der Herrscher und Friedensbringer, denn so kann diese Geste – *habitus pacificatoris* – interpretiert werden, wendet sich in einer Ansprache gerade an seine Stadt. Anscheinend erinnert er eben daran, dass seine Stiefsöhne Drusus und Tiberius den Landstrich nördlich der Alpen, Raetien, vor über 2000 Jahren eroberten. Später wurde Augsburg Hauptstadt der Provinz Raetien.

Stadtjubiläum und neuer Glanz

Der Grund für das Erscheinen des Augustus ist das 1600-jährige Stadtjubiläum Augsburgs. Schöpfer des Bronzebildnisses ist der Niederländer Hubert Gerhard. Als herzoglich bayerischer „Hof-Stuccador“ hat er schon die Statue des Erzengels Michael an der Jesuitenkirche zu München geformt und gegossen und ist auch an der Ausgestaltung des Grottenhofes in der Münchner Residenz beteiligt gewesen. Die noch laufenden Arbeiten daran unterbrach er am 17. April 1594, um am Eröffnungsfest des Augustusbrunnens in Augsburg

teilzunehmen. Der Richtwein sprudelte für ein ganzes Heer von Menschen, die an den Arbeiten beteiligt waren: darunter die Goldschmiede Gregor Bayr, Jakob Schönauer und David Altenstetter, der Gieser Peter Wagner, Bildhauer, Steinmetze, Schlosser und andere Werkmeister mit ihren Gesellen. Am 4. Mai 1594 sprudelten dann auch erstmalig die Wasserfontänen – der Anblick muss prächtig gewesen sein! Der Stadtrat beschrieb ihn mit den Worten „splendore et magnificentia" – Glanz und Herrlichkeit. Der Anblick ließ die schweren letzten Jahre vorübergehend vergessen – hatte doch 1592 die Pest Angst und Schrecken verbreitet, und abgesehen von der schwierigen sozialen Lage vieler Stadtbewohner gab es seit der Einführung des Gregorianischen Kalenders zusätzlich Spannungen zwischen Katholiken und Protestanten. Darüber hinaus war die Stadt noch Mitte des 16. Jahrhunderts hoch verschuldet und das Budget für öffentliche Bauprojekte äußerst klein gewesen. Erst der harte Sparkurs hatte ab dem Ende der 1580er Jahre Erfolg gezeigt, sodass 1588 auch mit den Arbeiten zum Brunnen begonnen werden konnte.

Große Vorbilder

Die Figuren halb liegend darzustellen war relativ neu: Der Italiener Benvenuto Cellini hatte 1546 für den französischen König einen Brunnen mit den vier Personifikationen der Künste als Liegefiguren geplant. Zwar kam der Entwurf nie zur Ausführung, Hubertus Gerhard kannte jedoch den Neptunbrunnen in Florenz, den Bartolomeo Ammanati mit Liegefiguren ausgestattet hatte. Der belgischstämmige Jean Boulogne, alias Giovanni Bologna, schuf auf der Piazza Maggiore in Bologna eine Anlage, welche mit Delfinen spielende Putti und Hermen zeigt, die – dem Zeitgeschmack entsprechend – aus ihren Brüsten Wasser geben: augenscheinlich ein Anregung für die Augsburger Skulptur. Aber nicht alle fanden an dem neuen Wasserspiel gefallen: Der württembergische Hofbaumeister Heinrich Schickhardt befand den Platz insgesamt als zu klein und die Gesamtanlage als zu wenig verziert, daher zu nackt. Der Augsburger Jurist Dr. Hieronymus Fröschel notierte in seiner Hauschronik: „da auf oberst in der höhe kaiser Oktavianus Augustus, herunden vier gotlos wassergötzen … zwei man und zwei weiber."

Allegorie der Wertach mit Putti und Hermen von 1930 (Foto: BLfD)

Sucht man die Verbindung zwischen den Wassergöttern und dem Stadtgründer Augustus, findet man sie in der Absicht, auf den Reichtum der Stadt hinzuweisen. Der Herrscher ist Friedensstifter und Wohlstandsbringer. Die vier Flussgötter zeigen diesem Wohlstand durch ihre Attribute: Füllhorn, Ährenstrauß, Wolfsfell, Fischernetz usw. Hier auf dem Perlachplatz, Zentrum des öffentlichen, damit politischen und ökonomischen Raumes, veranschaulicht Augsburg seinen Besuchern auch seinen Rechtsstatus: Die Freie Reichsstadt war nie einem Fürsten, sondern immer schon direkt dem Kaiser unterstellt. Der römischen Wurzeln war man sich bewusst, u. a. durch den Märtyrerkult um die heilige Afra, aber auch durch die Arbeiten von Conrad Peutinger, bekannt durch die „Tabula Peutingeriana" oder des Stadtpflegers Marcus Welser mit seinem historischen Werk „Rerum augustanarum vindelicarum libri octo".

Abtransport des Augustus am 5. März 1940 (Foto: BLfD)

Der Brunnen bleibt nicht das einzige Bauprojekt jener fruchtbaren Epoche. Um die Konjunktur anzukurbeln, werden in der Folge Aufträge für den Bau des Beckenhauses (1602), den Neuen Bau (1614) oder den Umbau des Perlachturmes (1614–16) vergeben. Auch das Rathaus wird nach Plänen des Stadtbaumeisters Elias Holl zwischen 1615 und 1620 neu errichtet.

In den kommenden 300 Jahren erfreuen sich Jung und Alt an diesem spätmanieristischen Wasserspiel. Die vielen Jahre des Plätscherns aber hinterließen ihre Spuren. Schon 1670–72 erfolgte eine erste Restaurierung. Eine Inschrift am Brunnensockel verweist mit den Worten „imminentem ruinam" auf eine 1749 erfolgte Erneuerung des Mittelpfeilers durch Johann Wolfgang Schindel. 1786 fertigte der Steinmetz Emanuel Jakob Schwarz neue Stufen für den Brunnen.

Schicksalhaftes 20. Jahrhundert

Obwohl Augustus seine Hand schützend über die Stadt hielt, konnte auch er die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges nicht verhindern. Der Kaiser und die Flussgötter wurden

zwar im Schloss Roggenburg in Sicherheit gebracht und die anderen Bronzefiguren in einer Kasematte am Roten Tor, die umgebende Bebauung aber litt schwer. Ausgebrannt waren das Beckenhaus und die klassizistische Börse und wurden zur Verbreiterung des Rathausplatzes abgeräumt.

Nach dem Krieg wird der Brunnen 1950 wieder eingeweiht, jedoch schon 1963 wieder abgebaut, um den Platz neu zu gestalten. Der Brunnen fand sich 7 m westlich seines ursprünglichen Standortes wieder aufgestellt – leider ohne den Bezug zum Rathaus und zum Perlachturm zu beachten.

Der Kaiser jedoch, jetzt als Kopie, und darunter seine vier Flussgötter, nebst Putti und Delfinen – seit der Restaurierung in den Jahren 1992–2000 unter der fachlichen Aufsicht des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in neuem alten Glanz – verweilt noch immer unerschütterlich in friedenbringender Geste.

Ganz links: Allegorie des Brunnenbachs

Links: Kaiser Augustus thront auf dem Brunnen

(Fotos: BLfD, Doris Ebner)

Ina Hofmann

Literatur:
Bushart, Bruno: *Die Augsburger Brunnen und Denkmale um 1600*, in: Städtische Kunstsammlungen Augsburg/ Zentralinstitut für Kunstgeschichte München (Hrsg.): Welt im Umbruch, Augsburg 1981, S. 82–94.
Kühlenthal, Michael (Bearb.): *Der Augustusbrunnen in Augsburg*, München 2003.
Larsson, Lars Olof: *Die großen Brunnen und die Stadterneuerung um 1600*, in: Baer, Wolfram/ Kruft, Hanno-Walter/ Roeck, Bernd (Hrsg.): Elias Holl und das Augsburger Rathaus, Regensburg 1985, S. 135–146.

„Allmorgendliches goldenes Hereinleuchten“ auf dem schönsten Barockplatz in Deutschland

Der Marienbrunnen in Eichstätt

War das ein toller Mitarbeiterausflug 2013 ins schöne Eichstätt! Besonders der von Elisabeth Graf geführte und mit Bonmots gefüllte Stadtrundgang wird mir im Gedächtnis bleiben, und so möchte man die daheimgebliebenen Amtsangehörigen und noch nie Dagewesenen am Vorgeführten teilhaben lassen. Aber nun ist Eichstätt quasi übervoll an wunderschönster Denkmalsubstanz, und man hat so seine Qual mit der Wahl. Doch eine sei herausgegriffen: der Marienbrunnen auf dem Residenzplatz.

Der Dreißigjährige Krieg hatte die Stadt im Jahr 1634 desaströs getroffen: Große Teile lagen zerstört. In der Folgezeit erschufen Baumeister aus Graubünden und Italien Eichstätt gewissermaßen neu, und es entstand eine von Zerstörungen des 20. Jahrhunderts verschont gebliebene, barock geformte Stadt. Jakob Engel (1632–1714), seit 1688 „Hochfürstlicher Bau- und Maurermeister“, erhielt den Auftrag, die neue Fürstbischöfliche Residenz als Dreiflügelanlage zu errichten. Nach seinem Tod übernahm Gabriel Gabrieli (1671–1747) den noch fehlenden Südflügel nach den Vorgaben seines Vorgängers.

Der Platz vor der Residenz aber blieb schmucklos, auch nach dem Tod von Gabrieli, bis am 5. Juli 1757 Raymund Anton Graf von Strasoldo (1718–81) das Amt des neuen Fürstbischofs antrat. Als pflichtbewusst wurde er beschrieben, auch als fürsorglich: öffnete er doch während der Hungersnot 1770/71 die bischöflichen Getreidevorräte und sorgte sich um Waisen und Arme. Da der Bischof auch Fürst und dementsprechend Repräsentant war, ließ er u. a. Schloss Hirschberg zum Jagdschloss ausbauen, die städtische Residenz im Innern verschönern – und den Platz vor der Residenz aufwerten: Er beauftragte seinen Hofbaudirektor Mauritio Pedetti (1719–99), der Muttergottes auf diesem Platz ein Ehrenmal zu errichten, um so das Bild der unbefleckten Jungfrau von seinen Gemächern aus betrachten zu können.

So bekam der Platz im Jahr 1777 einen ganz besonderen Schmuck: Pedetti hatte sich eine zweiteilige Brunnenanlage vor einem Lindenrondel erdacht. Von dem kleinen Brunnen im Westen des Platzes aus (Gestaltung Johann Jakob Berg, 1727–86, und Steinmetz Rupert Renner) schaute ein kleiner Putto über seinen eben aus den Fluten springenden tierischen

Eichstätt, Residenzplatz. Lithographie von M. Maurer um 1820 (BLfD)

Gefährten hin zur Muttergottes. Auch der Fürstbischof, der seine Audienz- und Privatgemächer im 1. Stock der Residenz hatte, musste seinen Blick weit nach oben richten, um die hl. Maria auf einer immerhin „77 Schuh“ hohen Säule zu sehen. Diese wiederum befand sich vor dem Lindenhalbrund in dem zweiten Brunnen, einem geschweift-dreipassförmigen Becken, in dem sich weitere Putti, Delfine und kleine, starke Tritonen tummelten.

Besonders interessant ist die Gestaltung des Großsteinpflasters: Zwölf strahlenförmige Linien verliefen vom Lindenrondel gen Osten. Die äußersten Linien bildeten dabei einen rechten Winkel. Folgte man nun zur feierlichen Eröffnung des Kunstwerkes am 23. 7. 1777 (14 Jahre nach Beendigung des 7-jährigen Krieges), zu Beginn der 7. Stunde, genau um 6.05 Uhr der Flucht des 7. Pflasterstrahls, so stand die Sonne in der Mittelachse der Mariensäule. Hatte man die Möglichkeit, vom 1. Obergeschoss der Kavaliershöfe aus dem

Residenzplatz mit Mariensäule (Foto: BLfD)

Ereignis beizuwohnen, erschien die Sonne zu diesem Zeitpunkt genau über der feuervergoldeten Muttergottes: Welch Schauspiel im „Theatrum sacrum“! Gute Beobachter konnten weitere symbolische Bilder und Belege für die mariologische Siebenzahl entdecken: Setzte man zum Beispiel den 7. Strahl unter dem Marienbrunnen fort, führte er auf die Giebelfigur der Marienkirche „Notre Dame de Sacre Coeur“ hin; der 12. Strahl richtete sich auf den Marienhochaltar des Domes. Die versteckte Symbolik ging höchstwahrscheinlich auf den Einfluss der Jesuiten zurück, die der Bischof unter seinen Schutz genommen hatte.

Wie schnell aber ändert die Zeit den Geschmack: Nur 40 Jahre später, Bayern war eben Königreich geworden und Eugène-Rose de Beauharnais, Stiefsohn Napoleons, hatte den Ehrentitel Fürst von Eichstätt und zugehörige Ländereien bekommen, da waren die Gestaltungselemente Pedettis

Residenzplatz mit Mariensäule (Foto: Eberhard Lantz 1985, BLfD)

schon nicht mehr „en vogue“: Der kleine Brunnen, genauso wie das strahlenverzierte Pflaster, wurden entfernt bzw. verdeckt, da man den gesamten Platz im Stil eines englischen Gartens bepflanzte. Dem Brunnen war nun nicht mehr ein im barocken Sinne festliches Rauschen, sondern ein verschlafenes Murmeln zugedacht. Etwa 100 Jahre später standen die Bäume so dicht, dass Eichhörnchen mühelos zwischen Mariensäule und Baumwipfeln umherspringen konnten.

1930 – tempora mutantur – fielen alle Bäume bis auf einen der Axt zum Opfer. Eine Grasfläche wurde angelegt und blieb, bis man den Rasen in den 1970er Jahren zur Hälfte entfernte und mit Kies auffüllte. Die vollständige Wiederherstellung im Sinne Pedettis dauerte noch bis 1985. Aber seitdem gibt es wieder ein „allmorgendliches goldenes Hereinleuchten“ auf den schönsten Barockplatz in Deutschland.

Ina Hofmann

Literatur:

Historischer Verein Eichstätt in Zusammenwirkung mit dem Landratsamt Eichstätt (Hrsg.): *Die Erneuerung der ehemaligen Fürstbischöflichen Residenz in Eichstätt 1976/77*, Eichstätt 1977. Landbauamt Eichstätt (Hrsg.): *Festschrift. Zur Wiederherstellung des Residenzplatzes in Eichstätt*, Eichstätt 1985. Rauch, Alexander/Petzet, Micheal (Hrsg.): *Stadt Eichstätt. Ensembles – Baudenkmäler – Archäologische Geländedenkmäler*, München/Zürich 1989 (Denkmäler in Bayern, Bd. I.9/1).

„Klenze, te saxa loquuntur“

Zum 150. Todestag des Architekten Leo von Klenze – Münchens großer Baumeister

Frei übersetzt: „Klenze, die Steine verkünden deinen Ruhm“, so schrieb es König Ludwig I. von Bayern 1824 an seinen Baumeister. Und tatsächlich: Die Bauten Leo von Klenzes sind etwa aus dem heutigen München nicht wegzudenken! Egal ob bei einem Spaziergang im Englischen Garten am Monopteros, ob beim Entlangschlendern an der Ludwigstraße oder beim Museumsbesuch in der Alten Pinakothek – überall trifft man auf die Spuren des Baumeisters. Sie erzählen von der Glanzzeit klassizistischen Bauens und vom Wirken eines der erfolg- und einflussreichsten Architekten im 19. Jahrhundert. Als Karrieremensch mit viel diplomatischem Geschick und als langjähriger Günstling des Kronprinzen und späteren Königs Ludwig I. gelang es Klenze, seine Konkurrenz weitestgehend auszustechen und alle hohen Ämter im bayerischen Bauwesen unter seine Kontrolle zu bringen. Doch war er nicht nur Architekt und Stadtplaner. Er betätigte sich auch als Maler und Zeichner und nicht zuletzt – während seiner Tätigkeit in Athen – als einer der ersten Denkmalschützer im moderneren Sinn.

Herkunft und Studienjahre

Franz Leopold Karl Klenze kam am 28. Februar 1784 im heutigen Buchladen bei Schladen in Niedersachsen zur Welt. Als ältester Sohn der Familie wuchs er zusammen mit drei Brüdern und drei Schwestern in einem großen Haushalt auf. Zunächst von Hauslehrern erzogen, besuchte er ab 1789 für knapp zwei Jahre das Collegium Carolinum (heute TU Braunschweig). Schon hier widmete er sich dem Studium der Architektur und Zeichenkunst. Doch wollte sein Vater Gotthelf Friedrich Klenze zunächst, dass sein Sohn beruflich in seine Fußstapfen trat, weshalb dieser im Alter von 16 Jahren nach Berlin kam, um ab dem Spätsommer 1800 Rechtswissenschaften zu studieren. Schon bald wechselte er aber an die dortige, erst ein Jahr zuvor gegründete Bauakademie, wo er unter David Gilly (Geheimer Oberbaurat, führender Landbauarchitekt Preußens und Mitbegründer der Bauakademie) und Aloys Hirt (ebenfalls Mitbegründer der Bauakademie, Altertumswissenschaftler und Vertreter des Berliner Architekturklassizismus) lernte. Zweieinhalb Jahre später, im Frühjahr 1803, schloss Klenze das Studium ab, was ihm den Titel „Conducteur“ einbrachte. Auch ein erstes Arbeitsangebot ließ nicht lange auf sich warten: Minister Graf von der Schulenburg (Förderer der Bauakademie und Gönner des Gillykreises) bot ihm an, in den preußischen Staatsdienst zu treten und Baubeamter zu werden. Der junge Klenze lehnte jedoch ab und begab sich stattdessen noch im selben Jahr auf eine Studienreise nach Paris. Hier erhielt er eine entscheidende Prägung für sein späteres Schaffen durch Jean-Nicolas-Louis Durand (einer der damals einflussreichsten Lehrer an der École Polytechnique) und dessen Rastersystem für Bauentwürfe. Nach diesem Frankreichaufenthalt folgte seine erste Reise nach Italien. Auf dem Rückweg nach Deutschland wurde der Einundzwanzigjährige auf Empfehlung hin nach Kassel berufen, der Hauptstadt des (nach der Besatzung durch die Franzosen) neu gegründeten Königreiches Westfalen. Hier sollte er für König Jérôme Bonaparte, den jüngsten Bruder Napoleons, arbeiten, was ihm eine gut bezahlte und aussichtsreiche Tätigkeit versprach, weshalb er dem Ruf gerne folgte.

Hofbaumeister in Kassel 1808–1813

1808 zum Hofarchitekten ernannt, übernahm er in Kassel zunächst kleinere Arbeiten und errichtete ab 1809 neben dem Wilhelmshöher Schloss (damals Napoleonshöher Schloss) mit dem Hoftheater seinen ersten eigenständigen Bau. Weitere Projekte waren etwa der Umbau des Fridericianums, der Ausbau von Schloss Schönfeld, der Bau der Bellevue-Marställe oder der Ausbau der Residenzstadt Kassel. Während dieser Zeit lernte Klenze seine Frau, die Turinerin Felicitas Blangini, kennen, die er am 28. August 1813 in der Kirche St. Elisabeth in Kassel heiratete.

Nach der Niederlage Napoleons und dem Sturm russischer Kosaken auf Kassel Ende September 1813 brach das Königreich Westfalen zusammen, der französische Hof und Jérôme mussten fliehen. Auch Klenze geriet dadurch in eine missliche Lage: Noch Jahre später wurde er wegen seiner französischen Vergangenheit als „Kollaborateur“ angefeindet. Klenze floh zusammen mit seiner Frau und seinem Schwager, dem Hofkomponisten Felix Blangini, nach München, wo dieser von 1805–06 bereits als Kapellmeister für Max I. Joseph gearbeitet hatte. Hier suchte er Kontakt zum bayerischen Kronprinzen, dem er durch Graf Rechberg empfohlen wurde.

Begegnung mit dem bayerischen Kronprinzen

„Also doch ein Teutscher. So rief mir der Kronprinz von Bayern einen Büschel meiner blonden Haare ergreifend zu, als ich ihm zum ersten mal vorgestellt ward.“ Klenzes erste Begegnung mit Kronprinz Ludwig am 26. Februar 1814 verlief also, wie von ihm selbst dargestellt, so schlecht nicht, teilten beide doch die Begeisterung für die Antike.

Die Ludwigstraße in München. Historische Ansicht nach einem Aquarell von Heinrich Adam, 1839 (Reproduktion: BLfD, © Deutsche Bundesbank)

Allerdings war Klenzes erster Audienz beim Kronprinzen kurzfristig doch kein Erfolg beschieden. So reiste er auf der Suche nach einem neuen Arbeitgeber weiter nach Wien, während sich seine Frau nach Paris begab (wo im Mai 1814 der erste Sohn Hippolyt geboren wurde). Klenze folgte ihr im Dezember 1814 und traf hier sieben Monate später den Kronprinzen von Bayern wieder, der anlässlich des zweiten Pariser Friedens in der französischen Hauptstadt weilte. Und dieses Mal fand Ludwig so viel Gefallen an Klenze, dass er ihn als Privatarchitekten für sich und als Hofbaumeister für seinen Vater König Max I. Joseph verpflichtete. Klenzes erster Auftrag wurde die Glyptothek – ein Gebäude für die Skulpturensammlung des Thronfolgers. Ludwig hatte ihm unter der Hand den Erfolg beim eigentlich öffentlich ausgeschriebenen Wettbewerb fest zugesichert. So reiste Klenze mit seiner Familie nach München ab.

Ein neuer Baustil für München

Der Bau der Glyptothek war für Leo von Klenze der erste große Schritt auf der Karriereleiter in der bayerischen Hauptstadt. Zu jener Zeit, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, war München eine Kleinstadt mit etwa 40 000 Einwohnern. Der klassizistische Baustil, der sich an der griechischen und römischen Antike sowie der Renaissance orientierte, war für München neu und kam mit Klenze zu seiner vollen Ausprägung. Dieser sah in der griechischen Baukunst den Ursprung aller Architektur: „Es gab und gibt nur eine Baukunst und wird nur eine Baukunst geben, nämlich diejenige, welche in der griechischen Geschichts- und Bildungsepoche ihre Vollendung erhielt“. Dennoch sind Klenzes Bauten keine simple Nachahmung klassischer Vorbilder. Vielmehr passte er die antike Formensprache den Bedürfnissen der Gegenwart an. Mit seinen Bauten veränderte er das Stadtbild entscheidend. Schließlich wollte der Kronprinz München zu einer neuen europäischen Kunstmetropole und zum Isar-Athen ausbauen.

Die weitere Karriere

Schon im Jahr 1818 stieg Klenze vom Hofarchitekten zum bayerischen Hofbauintendanten auf und löste damit seinen bisherigen Vorgesetzten, den 74-jährigen Andreas Gärtner ab. Im Oktober desselben Jahres wurde ihm zusätzlich das höchste staatliche Bauamt übertragen – er war nun Oberbaurat am Oberbaukommissariat des Ministeriums des Innern. Im Laufe der Jahre werden zahlreiche Projekte unter Klenzes Federführung verwirklicht, darunter viele Prachtbauten, die Anlage der Ludwigstraße und die Monumentalplätze Königs-, Odeons- und Max-Joseph-Platz. Bis 1837 entstehen u. a. das Leuchtenbergpalais, der Marstall, das Kriegsministerium, die Ludwigsbrücke, das Odeon, der Königsbau der Residenz und die Allerheiligenhofkirche. Doch in der Bevölkerung und unter den Abgeordneten ist man verärgert über die hohen Kosten, die die Projekte verschlingen. Der Monumentalbau der Glyptothek etwa wurde als „narrisches Kronprinzenhaus“ bespöttelt. Und Ludwig war ein schwieriger Bauherr, der sich oft zum Verdruss des Architekten und entgegen Klenzes Vorstellungen von Architektur und Kunst in die Planungen einmischte. „O! Es ist wahr, ich habe dem Herrn fast alles zu verdanken, was ich materiell geleistet habe, und was ich bin, aber glaubt es mir (…) ich habe bittre! bittre Augenblicke mit ihm verlebt …“, so Leo von Klenze in seinen Memorabilien. Oft bis zur letzten Minute verlangte der Monarch, dass Klenze seine Änderungswünsche erfüllte. Zudem übertrug Ludwig, nachdem er 1825 zum König gekrönt war und seine Interessen sich immer mehr der Romantik zuneigten, Projekte zunehmend an Konkurrenten. So beauftragte er etwa den jüngeren Friedrich von Gärtner mit dem Bau der Staatsbibliothek, der Feldherrenhalle oder der Universität.

Dennoch hatte Klenze auch weiterhin großen Einfluss auf das Baugeschehen im Königreich Bayern und dessen Hauptstadt. 1830 rief er die Oberste Baubehörde ins Leben (den Vorläufer der heutigen Bayerischen Staatsbauverwaltung), der das gesamte staatliche Bauwesen in Bayern unterstand und zu dessen Leiter ihn der König ernannte. Nun konnte er das gesamte Baugeschehen Bayerns zentral leiten. In München entstehen in der Folge der Monopteros im Englischen Garten (1832–36), der Festsaalbau der Residenz (1832–42), die Ruhmeshalle auf der Theresienwiese (1843–54) und die Propyläen am Königsplatz (1846–60). Von 1830–42 errichtete er die Walhalla bei Donaustauf (Lkr. Regensburg) nach dem Vorbild des Parthenon in Athen als „Ruhmestempel“ für bedeutende deutsche Persönlichkeiten, die dort mit Büsten und Gedenktafeln geehrt werden. Außerdem übernahm er nach dem Tod Friedrich Gärtners 1847 den Bau der Befreiungshalle in Kelheim, die er 1863 fertigstellte.

Nach der erzwungenen Abdankung Ludwigs I. 1848 nach der Affäre mit Lola Montez setzte Ludwig durch, dass er seine noch laufenden Projekte fertigstellen konnte. Von dessen Sohn und Nachfolger Maximilian II. erhielt er jedoch keine Aufträge mehr, sodass er sich neben seinen letzten Bauaufträgen dem Verfassen seiner Lebenserinnerung und des architektonischen Traktats „Architektonische Erwiederungen und Erörterungen über Griechisches und Nichtgriechisches von einem Architekten“ widmete.

Klenze international

Zwar liegt ein Schwerpunkt von Klenzes Schaffen in Bayern, doch war er auch in anderen Ländern kein Unbekannter. 1834 schickte König Ludwig ihn nach Athen an den Hof seines Sohnes König Otto von Griechenland. Dort sollte er die Neugestaltung der griechischen Hauptstadt planen und organisieren sowie diplomatischen Aufgaben nachkommen. Klenze entwarf einen neuen Stadtplan, Regierungsbauten, die Residenz König Ottos und ein Museum. Davon wurden nur seine Entwürfe zur Kirche St. Dionysius später ausgeführt. Besonders hervorzuheben ist während dieser Zeit sein Einsatz für Schutz, Erhaltung und Konservierung der antiken Kunstdenkmäler Griechenlands, die damals ständigen Plünderungen und dem Verfall ausgesetzt waren. Er ließ die Hauptdenkmäler durch eine regelmäßige Aufsicht schützen und die „Restaurierung“ alter Gebäude in Angriff nehmen. Sein Einsatz bewahrte unter anderem die Ruinen auf der Akropolis, die durch Pläne einer neuen militärischen Befestigungsanlage bedroht waren.

Klenzes Ruf hatte sich weit verbreitet. Mit der Glyptothek (1816–30) und der Alten Pinakothek (1826–36) waren zwei wegweisende und in vieler Hinsicht vorbildhafte öffentliche Museumsbauten entstanden. Sie begründeten seinen inter-

Kelheim. Die Befreiungshalle auf dem Michelsberg oberhalb der Stadt (Foto: BLfD)

nationalen Ruhm als Museumsarchitekt und brachten ihm attraktive Folgeaufträge ein. Der bedeutendste davon war der Bau der Neuen Eremitage in St. Petersburg, nachdem der alte Winterpalast 1837 abgebrannt war. 1838 hatte der Architekt Zar Nikolaus I. bei dessen Aufenthalt in München durch die beiden Museen geführt, und im Jahr darauf, 1839, holte ihn der Zar, um einen neuen Bau für die kaiserliche Sammlung zu errichten. Mit der Eremitage entstand so von 1839 bis 1851 einer der größten Kulturbauten des Klassizismus. Auch in England und Frankreich war Klenze gefragt. Unter anderem wurde er 1852 bei einer Reise nach Paris zu Unterredungen über den Louvre-Ausbau einbezogen. 1853 wurde er als Fachmann zu den Planungen für den Bau eines Nationalmuseums in London in das britische Parlament geladen und gehört.

Donaustauf, Lkr. Regensburg. Außenansicht der Walhalla von Süden (Foto: Walhalla-Verwaltung Donaustauf)

Gedenken zum 150. Todestag

Trotz der heftigen Kritik, die Leo von Klenze von den verschiedensten Seiten immer wieder einstecken musste, erfuhr er schon zu Lebzeiten zahlreiche Ehrungen. So wurde er etwa 1833 in den bayerischen Erbadel aufgenommen und 1862 Ehrenbürger der Stadt München. Zwei Jahre später verstarb er hier am 27. Januar 1864 im Alter von fast 80 Jahren an einer Lungenentzündung. Zum Gedenken an den Architekten, dessen Todestag sich dieses Jahr zum 150. Mal jährt, legte die Stadt an seiner Grabstätte im Alten Südfriedhof im Glockenbachviertel einen Kranz mit Stadtschleife nieder.

Wer sich heute in München auf die Spuren des berühmten Architekten begeben möchte, dem sei der 2009 (anlässlich Klenzes 225. Geburtstages) vom Referat für Stadtplanung und Bauordnung sowie der TU München erarbeitete „Leo-von-Klenze-Pfad“ empfohlen. Der Volltext ist online verfügbar (www.baufachinformation.de/literatur/Leo-von-Klenze-Pfad/3000000000004) und bietet einen Rundgang durch die Münchner Innenstadt mit den wichtigsten Informationen zum Künstler und seinen Werken.

Angela Schürzinger

Die Welt zu Gast in der Rhön – das Königliche Theater Kissingen

In den Sommermonaten entfaltete sich im Kurviertel der damals noch kleinen Landstadt Kissingen ein mondänes Badeleben. Mit der steigenden Zahl und dem wachsenden Anspruch der Kurgäste gehörten seit 1788 sommerliche Theateraufführungen zum Programm.

Erste Pläne und erster Theaterbau

Dem Aufstieg Kissingens zum königlich bayerischen Badeort und schließlich zum Weltbad im 19. Jahrhundert sollte mit einer festen Spielstätte Rechnung getragen werden. Erste Pläne, den bislang für die Aufführungen genutzten Festsaal

Bad Kissingen, Königliches Theater. Ansicht des ersten Theaterbaus (rechts im Bild) und des Theaterrestaurants (links), 19. Jahrhundert (Stadtarchiv Bad Kissingen)

umzubauen und zwei Projekte für klassizistische Neubauten (davon ein Entwurf von Friedrich von Gärtner, 1834) wurden nicht umgesetzt. Der erste Kissinger Theaterbau entstand schließlich 1855–56 nach den Plänen des Würzburger Stadtbaumeisters Joseph Scherpf. Der Saal war auf drei Seiten von Balkonen umgeben, in die Treppen zur Erschließung der Ränge im Obergeschoss integriert waren. Den Baukörper mit flach geneigtem Satteldach konstruierte der Architekt wie das gleichzeitig errichtete benachbarte (purifiziert erhaltene) Theaterrestaurant als Fachwerkbau. Während aber das Restaurant in den Detailformen dem Schweizer Stil folgt, war das Theater, wie zeitgenössische Stiche und Fotografien belegen, mit klassizistischen Formen geschmückt. Die schmale, nach Nordwesten zum Theaterplatz gerichtete Schauseite zierten eine gemalte große Skulpturengruppe im Tympanon und antikisierende Dachbekrönungen. Der Zuschauerraum bot 500 Personen Platz.

Zweiter Neubau durch Max Littmann

Den abermals gestiegenen Ansprüchen der Kurgäste des Weltbades an einen angemessenen Theaterbau mit Aufenthaltsräumen und zeitgemäßen technischen Einrichtungen konnte der „bretterne Musentempel“ um die Wende zum 20. Jahrhundert nicht mehr genügen. So erhielt der berühmte Münchener Architekt Max Littmann im Februar 1904 von der bayerischen Regierung den Auftrag zur Planung eines neuen Theaters auf dem Grundstück des alten. Im Mai 1904 lag die Planung vor, der Architekt und die Baufirma Heilmann & Littmann erhielten den Auftrag zur Ausführung. Diese fand von Juli 1904 bis zur Einweihung im Juni 1905 über den Winter statt, um die theaterlose Zeit neben der auf die Sommermonate beschränkten Kursaison zu nutzen.

Konzeption des Theaters

Littmann zählt neben Schinkel und Semper zu den wichtigsten deutschen Theaterarchitekten. Er beschäftigte sich insbesondere mit der Anordnung der Zuschauerplätze und entwickelte das Reform-Theater als Kombination von Logen- und Amphitheater. Er veröffentlichte Publikationen zur Theaterarchitektur und ließ 1905 sein „variables Proszenium für Oper, Tondrama und Schauspiel“ patentieren. Er plante zwölf Theaterneubauten, darunter das Prinzregententheater und das Schauspielhaus in München, die Hoftheater in Weimar und Stuttgart und weitere Stadt-, Volks- und Künstlertheater. Die Erklärung, warum sich in der Konzeption des Theaters in Kissingen von den Reformideen allein das wie im Amphitheater stark ansteigende Parkett findet, gibt Littmann 1905 in seinem Aufsatz über Amphitheater: „Kein Zweifel, dass überall da, wo höfische Etikette eine Trennung nach Rang und Klassen verlangt, Theater mit Rängen und Logen gebaut werden müssen, wie in früheren Jahrhunderten.“ Zu den ungeliebten Logen führte er im selben Jahr aus: „Auf die Anlage der von uns seit Jahren bekämpften Prosceniumslogen glaubte man mit Rücksicht auf die Wünsche vieler, insbesondere auch ausländischer Kurgäste nicht verzichten zu können.“ Das Theater bot gut 600 Gästen Platz und enthielt die zuvor vermissten Aufenthaltsbereiche.

Städtebau

Littmann drehte die Achse des Baus nach Norden. Dadurch dominierte das Theater fortan den vorgelagerten Platz mittig, ohne die von der Stadt gewünschte zukünftige Verlängerung der Salinenstraße zu verbauen. Der vorspringende Pavillonbau auf achteckigem Grundriss steigert die Präsenz auf dem Platz nochmals und nimmt mit seinen schrägen Wandflächen Bezug auf die diagonal in den Platz

Ansichtskarte des Theaters, Blick aus der Theaterplatzanlage, um 1910 (Bildarchiv BLfD, Repro: BLfD, Sowieja)

Das Königliche Theater
(Stadtarchiv Bad Kissingen, Foto: Romana Kochanowski)

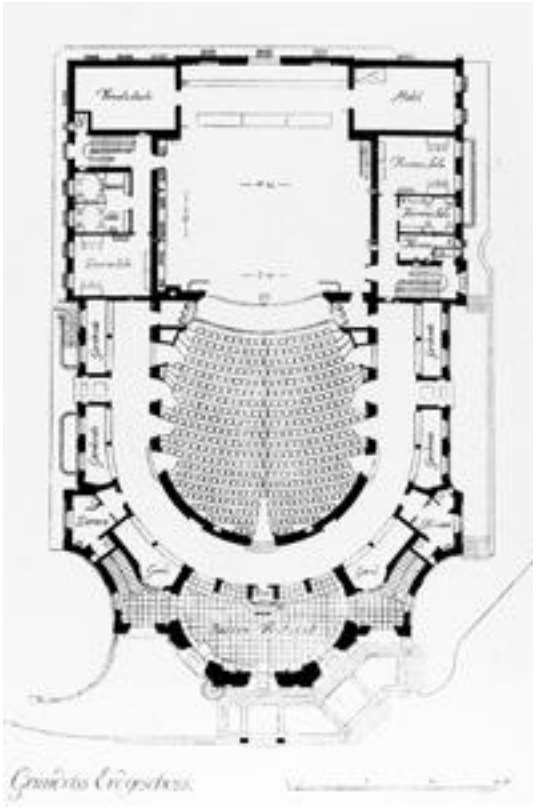
mündenden Straßen. Großen Wert legte Littmann auf die Unverbaubarkeit seines Neubaus, die durch die Anlage von umgebenden Gärten im Norden und Westen unterstützt wurde. Die Gärten dienten der Einbindung in das von Littmann als „Gartenstadt“ bezeichnete Kurgebiet. Die vor die Fassade gelegte Terrasse mit mehreren kleinen Treppenläufen kaschiert das abfallende Gelände des Platzes.

Baukörper

Die Bauteile Bühnenturm und Eingangspavillon zeichnen sich durch besondere Dachformen aus, während Hinterbühne und Zuschauerraum gestalterisch zurücktreten. Die konkav einschwingenden Ecken der den Zuschauerraum umgebenden Erschließungsräume erinnern zusammen mit der Balustrade auf dem Dachrand an die Fassaden des 1910–13 von Littmann in Kissingen errichteten Regentenbaus. Der Pavillon ist durch die aufwendige neubarocke Fassade mit kolossalen Doppelpilastern, Dreiecksgiebel, großen Fenstern und Türen sowie Mansarddach hervorgehoben. Der Baukörper und die Details zitieren Formen des mainfränkischen Barocks, etwa der Pavillons der Würzburger Residenz und des Schlosses Pommersfelden, in den Worten des Architekten: „Die architektonische Formensprache unserer Fassaden zeigt nicht die strenge Kopie eines historischen Stils, sowenig wie versucht wurde, etwas völlig Neues zu erfinden.“ Die Werksteinteile sind aus Zeiler Sandstein. Die Bildhauer Julius Seidler und Heinrich Walther schufen die Skulpturen.

Innenausstattung

Neben der traditionellen Konzeption und der barockisierenden Pavillonarchitektur zeichnet die aufwendige und kostbare Innenausstattung – in modernen Jugendstilformen – das Kissinger Kurtheater aus. Die Erschließungsräume waren mit zurückhaltenden monochromen Anstrichen versehen, Akzente setzten die aus Nussbaumholz gefertigten Türen, Garderoben und in den Treppenhäusern Vasen aus Nymphenburger Porzellan. Der Zuschauerraum wurde mit Silbermalerei auf roten Wänden, einer mit goldenen Ornamenten bemalten kassettierten Decke und von dem zentralen Deckengemälde eines Kranichzuges belebt. Das Gemälde und die Entwürfe der Ornamente fertigte Kunstmaler Julius Mössel, der mit Littmann bereits am Prinzregententheater München und am Hoftheater Stuttgart gewirkt hatte. Proszenium, Logenbrüstungen und Säulen sind weiß gefasst und mit Vergoldungen akzentuiert. Auch der Bühnenvorhang war mit passenden Ornamenten versehen. Selbstverständlich hielt modernste Haustechnik Einzug, denn Bühnenhaus, Orchester, Zuschauerhaus und Garten erhielten eine elektrische Beleuchtung und das Gebäude eine Niederdruckdampfheizung, die, obwohl zunächst nur für den Sommerbetrieb ausgelegt, ohne bauliche Eingriffe auf Ganzjahresbetrieb umrüstbar war.



Grundriss des Königlichen Kurtheaters, Erdgeschoss, 1904,
Architekturbüro Max Littmann (Bildarchiv BLfD, Repro: Sowieja)

Theaterbetrieb
Der Theaterbetrieb in Kissingen begann durch Gastspiele anderer Ensembles, z. B. des Würzburger Stadttheaters und des Meininger Theaters. Ein Direktor wird erstmals 1860 genannt, ab 1871 bespielte Eduard Reimann das Würzburger Theater zur Spielzeit im Winter und das Kissinger Theater als Intendant während der Kursaison im Sommer mit einem Ensemble. Gleichzeitig war er Musikdirektor des Kurorchesters. Von 1891–1941 leitete sein Sohn Otto Reimann das Theater. Nach einem Zwischenspiel als Kleiderkammer des Volkssturms und der Beschlagnahmung durch die alliierten Truppen nahm das Haus unter Intendant Karl Heinz Proehl seinen Betrieb, allerdings ohne eigenes Ensemble, wieder auf. Seitdem wird es im Gastspielbetrieb geführt. Von 1951–70 fanden – entsprechend dem Wandel der Kur vom Weltbad zur Volkskur – Kinovorführungen im Theater statt. Seit 1986 richtet sich eine Abonnementreihe stärker an die Einwohner Kissingens, und das Theater ist heute ein beliebter Veranstaltungsort unter anderem für den „Kissinger Sommer“ und den „Kissinger Winterzauber“.

Spätere Veränderungen
1965–67 brachte eine Innenrestaurierung Veränderungen im Foyer, grüne Wandbespannungen (mit rekonstruierten Ornamenten) und Änderungen an der Decke. Das städtebauliche Umfeld erfuhr durch die Beseitigung des von Kurgärtner Wolfgang Singer angelegten, ummauerten und mit einem Pavillon ausgestatteten Schmuckplatzes eine erhebliche Änderung. Im neuen Jahrtausend erfolgten eine barrierefreie Erschließung sowie Maßnahmen an Technik, Sanitärräumen, Kanälen und dem Dach durch das Staatliche Bauamt Schweinfurt in enger Zusammenarbeit mit dem BLfD.

Würdigung
Das Königliche Theater Kissingen, jetzt Kurtheater Bad Kissingen, ist von herausragender künstlerischer, architektonischer und historischer Bedeutung. Es zeugt vom großen Können Max Littmanns, Elemente des Neubarock und des Jugendstils wie Elemente des Reformtheaters und des alten Logentheaters raffiniert und originell zu einem schönen und funktionalen Ganzen zu verbinden. Das Theater war auch das erste Objekt einer behutsamen und dem Anspruch des Weltbads gerecht werdenden Erneuerung und Ergänzung der königlichen Kurbauten im frühen 20. Jahrhundert durch Max Littmann. Es gehört zusammen mit dem Kurviertel zum materiellen Erbe des Weltbades. Städtebaulich bildet der Bau den östlichen Auftakt zum Kurgebiet, und die weitgehend erhaltene technische Ausstattung ist von technikgeschichtlicher und theaterhistorischer Bedeutung.

Christian Schmidt

Blick in den Zuschauerraum (Stadtarchiv Bad Kissingen, Fotos: Romana Kochanowski)

Das Königliche Landgestüt in Augsburg

Architekturkomplex der Prinzregentenzeit in die Denkmalliste eingetragen

Königliche Verordnung zur Pferdezucht

Am Samstag, den 3. Oktober 1829 erschien in München das „Regierungsblatt für das Königreich Bayern“ Nr. 41 mit der neuesten Verordnung König Ludwigs I. zur Organisation des Landgestütwesens: „In Erwägung, daß die Pferdezucht in Unseren Landen einen Hauptzweig der Landwirthschaft ausmacht, und daß dieselbe zum Besten Unserer Unterthanen, insbesondere auch Unseres Heeres Verbesserungen erheischt, welche durch eine wohlgeordnete Beaufsichtigung und Leitung der Paarung nach und nach herbeigeführt werden können, haben Wir eine Revision der Verordnung vom 18. Juni 1818 angeordnet, und wollen nunmehr der bisherigen Landgestüts=Anstalt auf so lange, als Wir nicht anders verfügen, die nachfolgende erweiterte Einrichtung geben.“

In ingesamt 31 Paragraphen wird auf die verschiedensten Aspekte und selbst auf kleinste Details eines reibungslosen Ablaufs in diesen Einrichtungen eingegangen. „Die allgemeine Langestüts=Anstalt [sic!] hat den Zweck, die Pferdezucht, mit steter Berücksichtigung der Bedürfnisse, nach Möglichkeit zu verbessern, und zwar vorzugsweise in denjenigen Gegenden des Reiches, welche zum Betriebe einer guten Pferdezucht am meisten geeignet sind. ... Die zeither angewandten allgemeinen Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sollen auch fernerhin in Anwendung kommen, nämlich:

a) Aufstellung einer gewissen Anzahl guter Beschälhengste, und Vertheilung derselben auf die zweckmäßig ausgewählten Stationen.
b) Sorgfältige Auswahl der Zucht-Stuten, und unendgeldliche Bedeckung derselben.
c) Gehörige Beaufsichtigung des Beschälgeschäftes.
d) Musterung der Gaureiterhengste, und Ertheilung von Beschäl=Licenzscheinen für die tauglichen.
e) Ertheilung von Aufmunterungs-Prämien. Zur Bestreitung aller hiefür nöthigen Ausgaben verbleibt der Landgestüts=Anstalt ihre gegenwärtige Dotation. Die oberste Leitung dieser Anstalt geschieht durch Unser Staats=Ministerium des Innern.“ (§ 1–4)

Neubau durch Wilhelm Kirchbauer 1901–1903

Neben Ansbach, Landshut und München besaß auch Augsburg eine derartige Anlage, die auf Betreiben des Hauses Fugger zu Beginn des 20. Jahrhunderts von seinem ursprünglichen Standort an der Baumgartnerstraße (heute Fachhochschule) an den Nordrand des Siebentischwalds verlegt wurde. Hauptgrund hierfür war der Wunsch nach einer standesgemäßen Reitanlage für das Augsburger Patriziat und für die vorwiegend adeligen Kavallerieoffiziere. Die Planung und Bauleitung übertrug man dem noch jungen bayerischen Staatsbauassistenten Wilhelm Kirchbauer. Am 31. Mai 1875 im oberpfälzischen Neumarkt zur Welt gekommen, errang dieser nach seinem schwäbischen Erstlingswerk 1905 beim Wettbewerb um die Planung des Schulhauses im oberfränkischen Michelau den ersten Preis. Nachdem er 1907 den Auftrag für den Neubau der neuen Zentralschule in Weißenburg erhalten hatte, wechselte er noch im selben Jahr als Staatlicher Regierungsbaurat nach Aachen. Als er sich 1911 zusammen mit dem Aachener Bildhauer Carl Burger um die Gestaltung eines Nationaldenkmals für Otto von Bismarck bei Bingen am Rheim bewarb, wurde sein Entwurf als dritter aus der engeren Wahl angekauft. Kurz darauf verließ

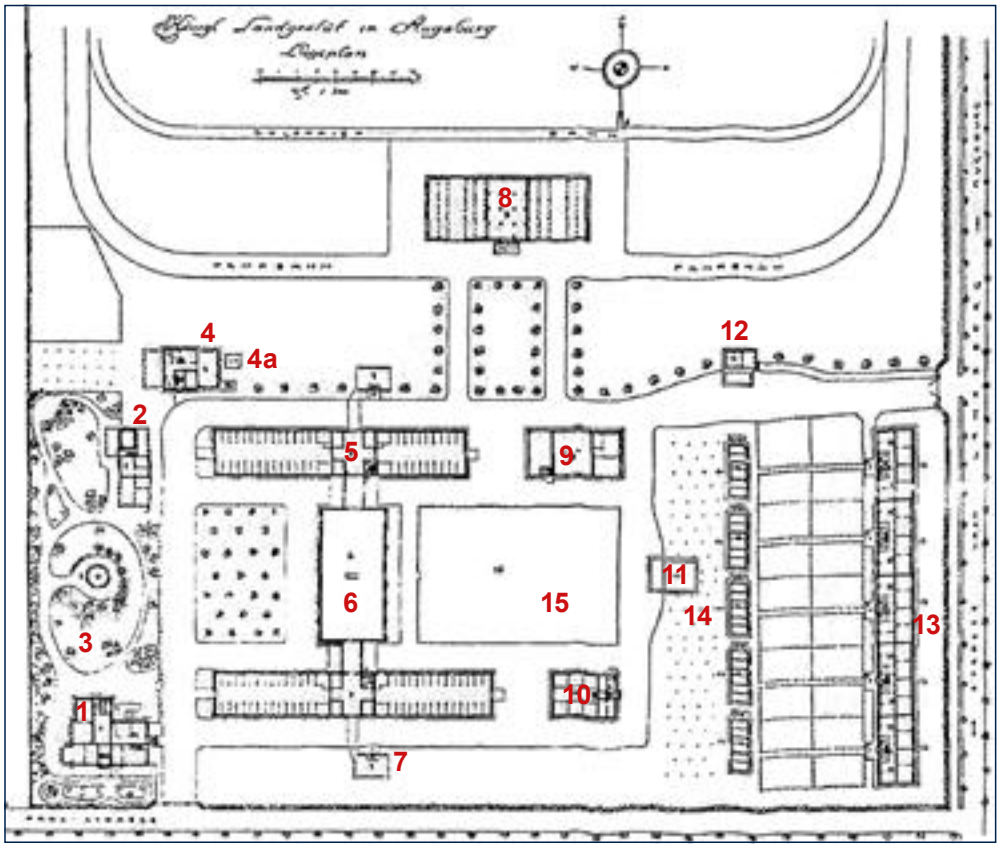
Augsburg, Königliches Landgestüt. Blick von Osten auf die Wohngebäude (13) (Foto: BLfD, Doris Ebner)

Stall (5) und Nebengebäude (14) des Gestüts (Fotos: BLfD, Georg Paula)

er die staatliche Bauverwaltung, um das Amt des Stadtbauinspektors und schließlich eines Aachener Stadtbaurats zu übernehmen. Als solcher lieferte er die Pläne für die 1914/15 errichtete Stadtsparkasse am Münsterplatz und 1926 für die Erweiterung des Schlachthofs. 1936 ist Wilhelm Kirchbauer in Aachen gestorben.

Welche Bedeutung das Landgestüt in Augsburg für den frisch gebackenen Architekten hatte, zeigt sich schon allein daran, dass er es in einem Beitrag zur Nr. 9 des 49. Jahrgangs der „Zeitschrift für das Baugewerbe“, erschienen am 1. Mai 1905, ausführlich vorgestellt hat. Zunächst geht er davon aus, dass „das 1901–1903 neuerbaute kgl. Landgestüt, das als eine allen neuzeitlichen Anforderungen genügende Neuschöpfung auf landwirtschaftlichem Gebiete die Aufmerksamkeit des Architekten wie Technikers fesseln dürfte. Zur Planung der Gesamtanlage stand ein 24 Tagewerk oder rund 82 000 qm grosser, fast rechteckiger Bauplatz zur Verfügung, von welchem der südliche, dem Walde zunächst gelegene Teil zur Anlage der Gebäude, der nördliche zur Herstellung einer Galoppier- und Fahrbahn gewählt wurde.“

Die Frage, „warum man bei Anlage der Gebäude nicht jene Anordnung wählte, die bei den grossen herrschaftlichen alten Gutshöfen fast durchwegs angewendet ist und darin besteht, dass alle Gebäude um einen grossen Hof gruppiert sind“, beantwortet Kirchbauer damit, dass „die hier angewandte aufgelöste Anordnung ... vor der geschlossenen



Plan der Anlage

Wagenschuppen (9) (Fotos: BLfD, Doris Ebner)

den Vorzug leichterer Zugänglichkeit und Verbindung der einzelnen Teile und grösserer Feuersicherheit [hat]; ausserdem dürfte vorliegende Bauanlage für Anwendung einer um einen Mittelpunkt gruppierten Anlage zu umfangreich gewesen sein. Von baukünstlerischem und schönheitlichem Standpunkte aus war die offene Bauweise hier ganz entschieden vorzuziehen, da jedes einzelne Gebäude auch nach aussen hin richtig in die Erscheinung tritt und einen seiner Bestimmung entsprechenden Platz einnimmt."

Wie durchdacht und zugleich großzügig konzipiert der gesamte Komplex war, offenbart der Lageplan. Im Südwesten „tritt das Verwaltungsgebäude (1) in den Vordergrund, dessen Erdgeschoss die Büroräume und eine Pförtnerwohnung einnahmen, während das Obergeschoss und das ausgebaute Dachgeschoss die Dienstwohnung des kgl. Landstallmeisters" enthält. „Ein Ziergarten und weiter nach Norden ein Bleichplatz mit Wäschepfählen besetzt und ein Nutzgarten stehen dem Nutzniesser der Dienstwohnung zur Verfügung. Auf einer künstlichen Anhöhe wurde ein Springbrunnen angelegt als Abdeckung eines vier Kammern enthaltenden Spülschachtes (3), von welchem aus das ganze Kanalnetz der Anlage durchgespült worden ist. ... Das Dienstwohngebäude für die unverheirateten Gestütswärter (4) enthält bei vollständiger Unterkellerung im Erdgeschoss den grossen sogenannten Tagraum, der den Angestellten als Aufenthalt in freien Stunden, als Speise- und Verpflegungssaal dient, daran anschliessend Küche mit Speise und Schänke, ausserdem ein Kohlenraum und ein Badezimmer, im Obergeschoss 4 Schlafräume mit 12 Betten. ... Ein Sommerhaus (4a), aus unentrindetem Holze hergestellt, sorgt für die Möglichkeit eines Aufenthaltes der Wärter im Freien bei günstigem Wetter."

Das Nebengebäude (2) südwestlich davon „birgt Waschküche und Holzlege, je eine für den Amtsvorstand und den Pförtner, eine Holzlege für Gebäude 4 und einen Eiskeller, der durch eine gegen Westen angebaute Veranda einen wirksamen Schutz gegen die Strahlen der Nachmittagssonne erhält."

Das Zentrum der ganzen Gebäudegruppe bildeten und bilden auch heute noch „die beiden langgestreckten Flügelbauten der Stallgebäude (5) mit der dazwischen gestellten Reithalle (6). In beiden Stallungen zusammen ist Platz für 112 Hengste geschaffen in 112 Ständen, darunter 4 Laufständen." Von den kreuzförmig geteilten Mittelbauten der Stallungsflügel, die jeweils zwei Wärter- und eine Sattelkammer umfassten, „gelangt man durch gedeckte Durchgänge zur Reithalle, die sich als ein Raum vom Fussboden bis Dachfirst darstellt, also mit sichtbarer Dachkonstruktion (aus Eisen). In ihrer Mitte befindet sich der Beschälstand. ... Östlich von der Reithalle ist die ‚offene' mit 2,0 m hoher Planke versehene Reitbahn angeordnet (15).

Diese Mittelgruppe vervollständigt ein Gebäude mit Wagenschuppen für leichte und schwere Wagen, in welchem auch die Schmiede, bestehend aus einem Arbeitsraum mit Esse, einem Werkzeug- und einem mit Seiten- und Oberlicht versehenen Beschlagraum, untergebracht ist (9) und ein heizbarer, 6 Laufstände enthaltender Krankenstall (10), dem im Erdgeschoss Arztzimmer, Apotheken- und Wärterraum und ein Nebenraum angegliedert ist, ... Zu dieser Gruppe der Wirtschaftsgebäude zählen noch zwei mit Entwässerungen versehene Düngerlagerstätten (7) und ein Schuppen mit Durchfahrt (11), der zur Aufspeicherung des zum Einstreuen der Pferdestände verwendeten Sägemehls dient.

In einer Entfernung von 50 m ist gegen Norden das Futtermagazin (wegen Feuersgefahr) weit vorgeschoben (8). ... Zum Wiegen der ankommenden Futtervorräte wurde das Waghäuschen (12) erbaut, das aus einem Zimmer und einer gedeckten Veranda besteht."

Denkmaleigenschaft

Auslöser für die Überprüfung der Denkmaleigenschaft, die schließlich zur Eintragung des einstigen kgl. Landgestüts in die Denkmalliste führte, war 2013 die Nachricht, dass die zugehörigen, fast 100 m langen Wohngebäude (13) an der Siebentischstraße durch Neubauten ersetzt werden sollten. Einst ausschließlich als Unterkünfte für die verheirateten Gestütswärter und ihre Familien bestimmt, setzt sich diese Gruppe „aus 5 zusammengebauten gleichgrossen Wohnhäusern zusammen und 5 hinter ihnen angeordneten Nebengebäuden (14). Jedes Wohngebäude enthält 4 Wohnungen, je 3 Zimmer, Küche, Speisekammer und Abort. Von demselben ist nur soviel unterkellert, dass jede Familie einen geräumigen Kellerabteil erhält. Ausserdem verfügt jede Familie über einen Abteil im Dachgeschoss, über eine Holzlege im Nebengebäude und ein abgeschlossenes Gärtchen. Den 4 Familien eines Wohnhauses steht zur gemeinsamen Benutzung ein Trockenboden im Dachgeschoss des Wohnhauses, ein Bad und eine Waschküche im Nebengebäude und ein hinter diesem liegender Bleichplatz zur Verfügung. ...

Ein lebender Zaun, bestehend aus jungen Fichten, zwischen denen Stacheldrähte von Eisenständern gehalten, verborgen sind, umgrenzt das ganze Besitztum, die 4 Ecken durch starke Betonpfeiler betont, während zwei grosse Tore je mit zwei Seitenpforten, den Verkehr ermöglichen. ...

Die Gesamtkosten des Baues betrugen einschliesslich Grunderwerbungskosten, die nicht sehr hoch waren, rund 700 000 M. Begonnen wurde mit dem Fundamentaushub im September 1901, vollendet und bezogen wurde die Anlage am 1. Juli 1903.

In seiner Architektur den Augsburger Formen sich anlehnend, bietet das neue Landgestüt Augsburg eine jedes

Kennerauge erfreuende Abwechslung gegenüber den Wirtschaftsbauten, die meistens die letzten Jahrzehnte verbrochen haben. Der satte Ockerton der Mauerflächen hebt wirkungsvoll die weiss-grauen Architekturteile ab und verbindet sich mit den warmroten Ziegeldächern, dem Laub- und Waldgrün zu einem schönen malerischen Bild."

Ob man das heutige Bild immer noch als „malerisch" bezeichnen will, sei angesichts einiger Verluste und mancher Veränderungen jedem Einzelnen überlassen. Reizvoll sind nach wie vor die Gärten zwischen den Wohn- und Nebengebäuden, diese selbst ebenso ansprechend wie die Stallungen und die zugehörigen Bauten. Verloren sind hingegen die Tore mit ihren Seitenpforten und jene Gebäude, die nördlich der Paul-Eipper-Straße standen. Und selbst das villenartige Verwaltungsgebäude blieb vom „Zahn der Zeit" nicht verschont; es wurde durch die Umnutzung als Gaststätte des westlich angrenzenden Augsburger Zoos tiefgreifend umgestaltet. Abgesehen von diesen Einbußen ist das ehem. kgl. Landgestüt auch in unseren Tagen ein durchaus anschauliches Beispiel für die Architekturauffassung der Prinzregentenzeit, insbesondere aber für den erstaunlich reifen, fast perfektionistischen Gestaltungswillen des aufstrebenden Architekten Wilhelm Kirchbauer.

Georg Paula

Dr. Georg Paula verstarb überraschend am 26. März 2014 (siehe Nachruf S. 75). Den hier abgedruckten Beitrag reichte er kurz vor seinem Tod ein.

Das Heilsgeschehen in Buntglas

Die katholische Kirche St. Michael in Poppenricht in der Denkmalliste

Die nach Entwürfen von Prof. Wolfgang Mahlke geschaffenen Bleiglasfenster in der katholischen Kirche St. Michael in Poppenricht (Lkr. Amberg-Sulzbach) gehören zu den Hauptwerken der Glaskunst der Nachkriegszeit in Ostbayern. Vor allem, wenn die tief stehende Morgensonne die rund 25 000 Gläser zum Leuchten bringt und ihr Schein einen Farbteppich über den Raum legt, werden sie zu einem unvergesslichen Erlebnis. 2013 erfolgte der Eintrag der Kirche in die Denkmalliste.

Die Kirche

In den Jahren 1962 bis 1964 wurde am nordöstlichen Ortsrand von Poppenricht nach Plänen des renommierten Architekten Dr.-Ing. Richard Dagostin die Kirche St. Michael erbaut. Anlass dafür war der rege Zuzug von Heimatvertriebenen nach dem Krieg, der die Seelenzahl der katholischen Kirchengemeinde sprunghaft hatte ansteigen lassen. Das alte Gotteshaus in der Ortsmitte, bis dahin von beiden Konfessionen gemeinsam genutzt, ging nach der Fertigstellung der Kirche in den Alleinbesitz der zahlenmäßig kleineren evangelischen Kirchengemeinde über. Damit hatte das seit 1654 in Poppenricht bestehende Simultaneum ein Ende gefunden.

Poppenricht. Die Südseite der Kirche mit dem großflächigen Sgraffito vom Jüngsten Gericht über dem Eingang (Foto: Georg Pickl)

Der im Grundriss annähernd längsrechteckige Bau ist nach Norden orientiert. Seine Südostecke bildet der 27 m hohe Glockenturm mit den großen, durch vertikales Stabwerk gegliederten Schallöffnungen. Architektonisch interessant ist die als Lichtwand gestaltete, fünffach gestufte Ostseite mit der sich zum Frackdach verjüngenden Dachkonstruktion.

Der Künstler

Die künstlerische Ausgestaltung der Kirche lag in den Händen von Prof. Wolfgang Mahlke aus Würzburg. 1923 in Berlin geboren, absolvierte dieser nach seiner Heimkehr aus russischer Kriegsgefangenschaft eine Handwerkerlehre, bevor er von 1949 bis 1953 an der Akademie der Bildenden Künste in München studierte. Von 1960 an bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1988 war Mahlke an der Universität Würzburg als Hochschullehrer in der Ausbildung von Lehrern für Grund-, Haupt- und Sonderschulen tätig. Darüber hinaus wirkte er in zahlreichen Arbeitsgemeinschaften und Fachgremien mit und verfasste eine Reihe von Büchern und Aufsätzen zu kunst-, werk- und heilpädagogischen Themen sowie zur Raumgestaltung in sozialpädagogischen Einrichtungen. Neben seiner Lehrtätigkeit entfaltete Mahlke ein reiches künstlerisches Schaffen. Für Kirchen, Schulen, Kindergärten, Heime, öffentliche Gebäude und private Auftraggeber entwarf er Sgraffiti, Mosaiken, Bleiglasfenster, Wandkeramiken usw. und hinterließ damit vor allem in der nördlichen Oberpfalz seine Spuren.

Für die Kirche St. Michael in Poppenricht schuf Mahlke zusammen mit Studenten das große Sgraffito vom Jüngsten Gericht über dem Portal, den Kreuzweg aus Mosaiksteinen sowie den Wandteppich. Darüber hinaus entwarf er u. a. die Christophorusdarstellung an der Straßenseite, das Vortragekreuz aus Email, das Marienfenster in der Turmkapelle, vor allem aber die großartigen Buntglasfenster auf der Ostseite der Kirche. Gefertigt wurden diese in der Werkstätte für Mosaik, Glasmalerei und Betonglasfenster Gustav van Treeck, München. Das mundgeblasene Antikglas stammt aus der Glashütte Lamberts in Waldsassen.

Die Fensterfront

Das Gestaltungskonzept, das der Kirche zu Grunde liegt, ist die Öffnung des Raums nach Osten. Im Osten geht die Sonne auf, Symbol für die Auferstehung Jesu. Die ganze Ostseite der Kirche ist deshalb eine einzige große Lichtwand mit einer Gesamtfläche von 350 m². Durch quer gestellte Pfeiler, die zum Presbyterium hin um jeweils einen Meter einspringen, wird diese in fünf gleich große, raumhohe Fenster gegliedert. Das Skelett eines Fensters besteht aus einem Gefüge verschieden großer, rechteckiger Betonwaben, die in drei Bahnen angeordnet sind. Während die mittlere als Bildstreifen gestaltet ist, zeigen die beiden äußeren ineinander verschachtelte Rechtecke in opalen Farben. Die Buntglasfenster der Mittelstreifen bestehen aus zwei bis drei übereinander angeordneten Bildern, die thematisch eine Einheit bilden. Als wenig vorteilhaft erweisen sich die breiten Betonwaben, die bei der Planung der Fenster bereits vorgegeben waren. Sie zerstückeln die großflächig angelegten Bildkompositionen und zwängen sie in ein Korsett aus Rechtecken. Durch weit ausschwingende, mehrschichtige Bögen, Wellen und Kreise, welche die einzelnen Felder miteinander verklammern, hat der Künstler versucht, dem entgegenzuwirken. Auch lässt er Bildelemente über die Rahmen hinweggreifen.

Oben: Die tief stehende Morgensonne bringt die Fensterwand auf der Ostseite der Kirche zum Leuchten. Links: Der Gute Hirte, der das Schaf auf seinen Schultern trägt. Detail aus Fenster 4 (Fotos: Georg Pickl)

Viel zur Wirkung der Lichtwand trägt die immense Zahl von 25 000 Gläsern bei, welche die Fenster wie ein riesiges Mosaik erscheinen lassen. Die Binnenzeichnung wurde nämlich nicht, wie in der Regel üblich, mit Schwarzlot aufgetragen und danach eingebrannt. Jedes noch so kleine Detail, wie etwa die Maschen des Fischernetzes im Fenster 1 oder die Dornen der Krone im Fenster 4, ist aus Glas geschnitten und in Blei gefasst. Dabei bleiben die Darstellungen dem Gegenständlichen verhaftet, selbst wenn Einzelformen mehr oder weniger abstrahiert sind. Damit stehen die Poppenrichter Fenster in der Tradition der „biblia pauperum“ (lat. = Armenbibel) des Mittelalters, als man der des Lesens unkundigen Bevölkerung das Heilsgeschehen durch Bildprogramme zu vermitteln suchte.

Die Farbgestaltung

Die Fenster bestechen durch das Spiel ihrer Farben, die der Künstler subtil aufeinander abgestimmt hat. Deutlich wird dies besonders bei großflächigen Bildelementen wie dem Himmel oder dem Wasser. Hier variieren die einzelnen Gläser zwar stark in Tonnuancen, bleiben aber in der Farbe und mischen sich dadurch optisch. Wolfgang Mahlke arbeitet auch mit dem Komplementärkontrast, vor allem im Bereich Blau–Lila / Gelb–Ocker, und gibt damit den Bildern Leben und Ausdruckskraft. So etwa bei der Ölbergszene, wo er in das Blau–Lila der Nacht den in Goldocker gehaltenen Engel setzt. Gerade im Wechsel von Ton in Ton eingesetzten und kontrastierenden Farben liegt der besondere Reiz der Poppenrichter Fenster. Da aber kaum reine

Farben verwendet werden, wirken sie nicht bunt, sondern in ihrer Farbigkeit eher verhalten. Für Mahlke besitzen die Farben auch Symbolcharakter. So setzt er etwa Goldocker für das Himmlische bzw. das Göttliche, während Lila-, Braun- und Grautöne das Leiden und Sterben Jesu zum Ausdruck bringen.

Die Einzelfenster

Auf vier Bildstreifen hat der Künstler die Passion und die Auferstehung Christi dargestellt, während der vom Eingang her gesehen erste den einladenden Christus zum Thema hat. Die in die Seitenstreifen eingestreuten Bildsymbole nehmen teils Bezug auf die Mittelfenster, zeigen die sieben Sakramente oder haben auch nur auflockernde Funktion.

Zentralgestalt des ersten Bildstreifens, bei dem sich der Farbbogen von einem kalten Blaugrün zu einem warmen Rotgelb in der oberen Fensterzone spannt, ist Christus. Neben ihm seine Mutter. Mit offenen Armen empfängt er uns beim Eintreten in die Kirche, um zur Mitfeier der Eucharistie einzuladen. In Anlehnung an die Speisung der Fünftausend hat der Künstler Personen dargestellt, die gekommen sind, das Wort Gottes zu hören und mit ihm Mahl zu halten. Die Brote und die Gefäße mit Wein stehen dabei symbolisch für das Messopfer. Darunter ist der reiche Fischfang zu sehen, bei dem Jesus die Jünger beauftragt, Menschen für das Reich Gottes zu gewinnen. Selige mit freudig erhobenen Armen und eine Stadt mit Kuppeltürmen finden wir in der obersten Fensterzone. Es ist das Himmlische Jerusalem, die biblische Stadt der Verheißung, die in der christlichen Ikonografie das Paradies versinnbildlicht, was in der Farbe Goldocker seinen Ausdruck findet.

Mit dem Einzug Jesu in Jerusalem in der untersten Zone des zweiten Fensters beginnt der Passions- und Auferstehungszyklus. Jesus reitet auf einem Esel in die Stadt ein, argwöhnisch beobachtet von den Hohepriestern und Schriftgelehrten. Der Zöllner Zachäus ist auf einen Baum gestiegen, um ihn besser sehen zu können. Im Hintergrund die Stadt Jerusalem, diesmal in „irdischer Farbgebung“. Die obere Bildhälfte nimmt die Darstellung des Letzten Abendmahls ein, bei dem Christus die Eucharistie eingesetzt hat. Aufgrund der langschmalen Form des Fensters hat der Künstler die Szene im Hochformat dargestellt. In der obersten Zone, die wiederum in Goldocker gehalten ist, das himmlische Gastmahl, das Gott den Auserwählten bereitet.

Das dritte Fenster, das durch seinen wellenförmigen Aufbau bewegt wirkt, zeigt unten die Fußwaschung. Jesus macht sich zum Diener und wäscht symbolisch den Jüngern die Füße. In farblichem Kontrast dazu steht die Ölbergszene. Die drei Jünger, die Jesus in den Garten Gethsemane mitgenommen hat, sind eingeschlafen. Angesichts der bevorstehenden Todesqualen betet er zu seinem Vater, während ein Engel ihm den Leidenskelch reicht. Am linken Bildrand nahen schon, angeführt von Judas, die Häscher, um Jesus gefangen zu nehmen. Die Ölbergdarstellung besticht durch ihre expressive Farbgestaltung: Die Szenerie in fahlem Grau, darüber ein tiefblauer Nachthimmel, in den der Künstler den Engel in der Komplementärfarbe gesetzt hat.

Der gute Hirte: so der Titel des vierten Fensters, das thematisch eine Einheit bildet. Wolfgang Mahlke stellt auf ihm das Gleichnis dem Kreuzesopfer bildlich gegenüber, indem er beide Motive übereinander anordnet. In der unteren Fensterzone ist der gute Hirte dargestellt, der das verlorene und wiedergefundene Schaf liebevoll auf seinen Schultern trägt. Originell die Gestaltung des Fells der Schafe in Form kleiner, runder Scheiben. Die Kreuzigung ist überwiegend in Braun- und Grautönen dargestellt, die das Verdunkeln des Himmels und das Sterben zum Ausdruck bringen. Jesus ist bereits tot, seine Seitenwunde geöffnet. Links und rechts von ihm die beiden Schächer. Im Sterben hat sich Jesus Maria und Johannes zugewandt, die von Schmerz gebeugt unter dem Kreuz stehen. Auf der linken Seite Maria Magdalena im lilafarbenen Büßergewand. In der obersten Bildzone sind zwei Engel zu sehen, die das Blut des Erlösers in einem Kelch himmelwärts tragen, um es in die Hände seines Vaters zu geben.

In der untersten Zone, die in Braun-, Grün-, Lilatönen gehalten ist, steigt Jesus in das Reich der Toten hinab, um den als Schlange dargestellten Teufel, der die Gewalt über Sünde

Jesus am Ölberg, eine Darstellung mit komplementärer Farbgestaltung am Fenster 3 oben (Foto: Georg Pickl)

und Tod hat, zu entmachten. Mit dem Kreuzstab stößt er das Tor zur Vorhölle auf und öffnet den unerlösten Gerechten den Weg ins Himmelreich. Zentralgestalt des Fensters ist der auferstandene Christus in der Mandorla, dem mandelförmigen Heiligenschein, als Sieger über den Tod. Geblendet vom Schein des Engels, der auf dem Stein vor dem offenen Grab sitzt, weichen die Wachen zurück. Darüber die drei Frauen, die zum Grab gekommen sind. In der oberen Zone ist das Pfingstwunder dargestellt, bei dem sich der Heilige Geist in Form von Feuerzungen über Maria und die um sie versammelten Apostel ergießt. Zum Tragen kommt hier wieder der Symbolcharakter der Farbe Goldocker sowie der Komplementärkontrast.

Mathias Conrad

Stoff und Sinn

Zugänge zu einer kirchlichen Denkmalpflege

Erhalt und Adaption – das Baudenkmal und seine Funktion

Denkmalpflege ist in Deutschland eine staatliche Angelegenheit. 16 verschiedene Landesgesetze regeln sie. Wieder andere gelten in Österreich und der Schweiz. Seit dem 4. Jahrhundert erhält die Kirche Bau- und Kunstdenkmäler. Kirchliche Organe, Kirchenstiftungen erhalten Dächer, Mauern, Türen, Fenster von Kirchen, damit sie Gottesdienst feiern können. Sie haben diese Tätigkeit bis ins 20. Jahrhundert nicht als Denkmalpflege verstanden, sondern als Bauunterhalt. Der beste Schutz eines Baudenkmals aber ist die Aufrechterhaltung seiner Funktion. Sakralbauten können in der Regel nur erhalten werden, wenn ihre Funktion als Raum des Gottesdienstes, als Raum der Andacht und des Kultes weitergeht. Die aus England, den Niederlanden, dem Rheinland und Brandenburg veröffentlichten Beispiele von Umbauten von Kirchen zu Wohnungen, Bibliotheken, Konzertsälen belegen eindrucksvoll, dass der Innenraum von Kirchen und oft auch der Außenbau nur erhalten wird, solange der Kult weitergeht. Überspitzt könnte man sagen, dass Denkmalpflege höchstes Interesse hat, Kirchen als Glaubensgemeinschaften unter Schutz zu stellen, damit Kirchen als Denkmäler erhalten werden können.

So lange Kirchen leben, bewegen sie sich. Leben ist notwendig mit Wachstum und Wandel verbunden. Damit der Gottesdienst in der Kirche weitergehen kann, brauchen wir Änderungen in den Kirchen: technische Adaptionen wie elektrisches Licht, Heizung, Alarmanlagen, Barrierefreiheit und Umstellungen. Diese müssen so erfolgen, dass nichts zerstört wird, dass das ästhetische Niveau nicht gemindert wird, dass Identifikation der heute feiernden Gemeinde mit dem historischen Raum möglich wird. Viele kirchenamtliche Verlautbarungen haben das immer wieder gefordert. Andreas Odenthal hat sie im Liturgischen Jahrbuch 1992 zusammengestellt.

Neuerungen nach dem Konzil und die Elemente heutiger Liturgie

Die Katholische Kirche hat in der Liturgischen Bewegung und in der Liturgiereform des 2. Vatikanischen Konzils (1962–65) das zentrale Element ihres Kultes, die Messe bzw. die Eucharistiefeier bzw. den Gemeindegottesdienst – die drei Worte bezeichnen im Kern dasselbe mit unterschiedlichen Akzenten –, neu definiert durch eine Rückkehr zur Praxis des ersten Jahrtausends. Die wesentlichen Elemente dieser Reform sind die aktive Beteiligung der Gemeinde an der Feier, die *actuosa participatio*, wie das mit einem Ausdruck Papst Pius X. und der Dokumente des 2. Vatikanischen Konzils heißt; Voraussetzung dafür war die Wiedereinführung der Feier in der Volkssprache, die Wiederentdeckung der Eucharistie als einer Mahlfeier, die Wiedereinführung biblischer Lesungen und die Verbindung der Eucharistiefeier mit der Homilie, die man früher Predigt nannte. Für die neuen Elemente der erneuerten Liturgie, meistens Altar, Ambo, Priestersitz, ist zu fordern, dass sie als aktuelle Einfügungen erkennbar sind, dass sie durch ihre Gestaltung den Wert der Liturgiefeier ausdrücken und im ästhetischen nicht hinter dem künstlerischen Anspruch des Kirchenraumes zurückbleiben. Andernfalls vermitteln sie den Eindruck, die Kirche habe ihre kulturellen Ansprüche aufgegeben, begnüge sich heute mit subkulturellem Material, sei nicht mehr die Kirche, die diesen Raum gebaut habe, sondern ein Fremdnutzer. Zugleich dürfen diese Neueinfügungen die Botschaft des Gesamtraums nicht verleugnen oder unverständlich machen. Die Kirche hat Interesse daran, dass die Gemeinde von heute als legitimer Nachfolger der historischen Bauherrschaft wahrgenommen wird. Dies ist über Texte, Verbote und Gebote allein nicht zu erreichen, sondern nur durch eine dem Bau und seiner historischen Ausstattung angemessene Einfügung der Elemente heutiger Liturgie.

Beispiel: Kirche St. Ägidius in Keferloh

Beispielhaft ist dies in der Kirche St. Ägidius in Keferloh bei München gelungen. Sie wurde 1172 geweiht, 1802 profaniert und in zwei Etappen (1964/95 und 2009–13) restauriert. Dabei wurden die romanischen Fenster und damit die ursprüngliche Lichtsituation wieder hergestellt. Jetzt scheint in der Mitte der Apsis Licht durch Alabasterscheiben; darüber erscheint Christus auf dem Regenbogen in der Mandorla, der wiederkommende Herr, angedeutet in Resten rötlicher Farbe, so wenig eben unter den Übermalungen noch zu finden war und doch genug, um die Erscheinung anzudeuten, ohne uns mit einem fertigen Bild festzulegen. Darunter eine Reihe von Heiligen, vermutlich die Apostel als Beisitzer beim Gericht, und ein gemalter Vorhang. Die übrigen Lichtschlitze in der starken Mauer sind schmal genug um keinen Regen durchzulassen und das Licht durch

tiefe Laibungsschrägen zu sammeln und zu streuen. Sie sind heute doch mit Antikglas verglast, doch ohne die Wirkung der Lichtöffnung in der Mauer zu schmälern.

Verständlich, dass alle Besucher(innen) gleich beim Durchschreiten des Portals einen Lichtschalter suchen, denn so dunkle Räume sind wir nicht mehr gewohnt. Aber der Schalter, eine Fernbedienung für eine von der Decke abgehängte Lichtleiste, ist in der Sakristei eingesperrt. Bald gewöhnen sich die Augen an das Dunkel, aus dem immer mehr hervortritt: die Grenzen des Raums, der Holzfußboden, der am Altar in einen Estrich übergeht, der wie aus losen Steinen gebildete Altar, das goldschimmernde Scheibenkreuz, die Balkendecke.

Seit dem späten Mittelalter haben wir uns daran gewöhnt, im Kreuz einen Marterpfahl zu sehen. Vom vierten bis zum 13. Jahrhundert dagegen war das Kreuz ein Siegeszeichen, wurde als Zeichen der Hoffnung begrüßt, verehrt und gestaltet. An diese Tradition knüpft die Kreuzscheibe, die Anette Zey (Nürnberg) aus Bergkristallstäben und über 120 vergoldeten Rechtecken gebildet hat. Ihre Form bezieht sich auf die Quadern, die rötlich auf den hellen Kalkputz aufgemalt sind und die als Sandsteinquadern den Altar formen. Ihre Anordnung schließt sie zu einem Kreis zusammen, dem alten Symbol des Kosmos, dessen Länge, Breite und Tiefe vom Kreuz ausgemessen wird. Gleichschenklige Kreuze in Kreisen sind als kostbare Goldschmiedearbeiten aus dem 11. und 12. Jahrhundert erhalten, z. B. im Domschatz zu Hildesheim.

Den Altar formte der Berliner Bildhauer Michael Schönholtz aus Quadern von Oberkircher Sandstein. Diese nehmen das Maß der gemalten romanischen Quadern auf. Gemalte Quadern, das klingt für viele nach Täuschung, Vortäuschen eines Materials. Dieses von Werkbund und Bauhaus im 20. Jahrhundert aufgebaute Vorurteil gilt nicht für das Mittelalter. Auf Kalkputz gemalte Quadern gliedern die Wand, geben ihr Maß. Und sie erinnern an den Ursprung von Kirche. Der Bau kann nur so genannt werden, weil er das Haus einer Gemeinde „aus lebendigen Steinen“ ist, die sich am Eckstein Christus ausrichtet. Die Aufforderung aus dem ersten Petrusbrief, Gemeinde aus „lebendigen Steinen“ zu bilden, geht jedem Bauen für die Kirche voraus. Sie lädt zur Identifikation der Gemeinde mit ihrem Bau ein, die bis zur Verwechslung von Gebäude und Gemeinde unter demselben Namen „Kirche“ führen kann. Der Bildhauer hat die Steinquadern des Altars nicht nur liegend aufgebaut, sondern einige aufrecht stehend; dadurch entstehen Lücken und der Eindruck des Lebendigen. Auch das silberne Vortragekreuz von Anette Zey und die liturgische Fahne, die Maja Vogl gewebt hat, arbeiten mit dem Motiv der „lebendigen Steine“.

Seit der Aufhebung von Kloster Schäftlarn, zu dem Kirche und Gut Keferloh gehörten, 1803 war der Raum profaniert und diente als Lager. 1964 übernahm das Erzbistum München und Freising den Bau als Nebenkirche. Ein Bürgerverein engagierte sich für diese „älteste Kirche Münchens“ und betrieb ihre Reromanisierung. Die jüngste Renovierung stellte den alten Friedhof mit seiner Mauer wieder her und schuf im Turm eine Marienkapelle. Die Sakristei wurde als von der Kirche getrennter Anbau auf der Nordseite neu errichtet. Subtil sind vom Portal, seinen Schlössern und Griffen über den Weihwasserkessel bis zu den Altarleuchtern alle notwendigen Beschläge, Griffe und Gerätschaften dem Bau angepasst, ohne historische Formen nachzuäffen. Design auf der Höhe unserer Zeit begegnet voll Ehrfurcht dem historischen Erbe. Man verlässt den Raum getröstet: Christus, das Licht, die lebendigen Steine,

Keferloh, St. Ägidius (Foto: Achim Bunz, Erzbischöfliches Ordinariat München, Hauptabteilung Kunst)

München, Dom (Foto: Erzbischöfliches Ordinariat München, Hauptabteilung Kunst, Achim Bunz)

die geheimnisvollen Farbspuren der Heilsgeschichte und der heute mögliche rücksichtsvolle Umgang mit dem alten Erbe beglücken.

Kirchliche Denkmalpflege – staatliche Denkmalpflege: Tendenzen und Kompromisse

Kirchliche Denkmalpflege wird ausgeübt von den lokalen Kirchenverwaltungen als Bauherren und den bischöflichen Behörden als Aufsicht. Nur auf Bistumsebene gibt es Fachleute für Denkmalpflege in den 27 unterschiedlich benannten Bau- und Kunstreferaten. Staatliche und kirchliche Denkmalpflege ringen um das rechte Verständnis der Denkmäler und den für sie notwendigen Arbeitsaufwand. Dabei wird ein Zielkonflikt deutlich: Welches Denkmal soll geschützt und der Nachwelt erhalten werden? Die materielle Substanz romanischer Mauern oder einer farbig gefassten Barockskulptur oder ein „Haus Gottes“ bzw. ein Schutzengel.

Staatliche Denkmalpfleger tendieren derzeit dazu, den jetzt erhaltenen Zustand zu konservieren, auch wenn Überfassungen, jüngere Anstriche, Ausbesserungen, Zutaten oder Verluste dem Inhalt des Werks nicht angemessen sind. Kirchliche Denkmalpfleger haben die Aufgabe, die Botschaft des Werks (wieder) lesbar zu machen. Für beide ist die Verantwortung gegenüber den folgenden Generationen gleich. Wir dürfen deren historisches, künstlerisches Erbe nicht verkürzen. Die Kirche muss sich mehr auf den Sinn des Denkmals konzentrieren, der Staat auf dessen Stoff, seine materielle Substanz. Dabei muss für jedes Werk, Bauwerk oder Kunstwerk, ein Kompromiss gefunden werden. Denn oft liegen in historischen Bauten nicht nur Schichten von Farbe und Patina übereinander, sondern auch Sinnschichten.

Beispiel Münchner Frauenkirche

Für die Münchner Frauenkirche, seit 1821 offiziell Metropolitankirche Unser Lieben Frau, davor Stadtpfarrkirche davor 1495–1802 Chorherrenstiftskirche, davor und seit ihrer Erbauung Pfarrkirche und Grabeskirche der Wittelsbacher, wurde bei der Restaurierung 1988–94 ein unguter Kompromiss gefunden. Die erhaltenen Bildwerke von den 25 Altären und den vielen Grabmälern wurden vorbildlich restauriert und so weit möglich an ihre ursprünglichen Standorte zurückgebracht mit Ausnahme der wichtigsten. Das Grabmal der Wittelsbacher Kaiser und Herzöge, ein spätgotisches Marmorhochgrab von 1494 in einem Gehäuse aus schwarzem Marmor mit acht lebensgroßen Bronzefiguren (1622 errichtet) ist für einen Standort in der Mittelachse konzipiert. Erst 1932 wurde es von dort in die südliche Turmkapelle verbannt, vor der es heute abgestellt ist. Die vier Bilder vom Choraltar des Peter Candid von 1620 wurden an freie Plätze an den Wänden gehängt, damit man an der Stelle des Hauptaltars einen Bischofssitz aufstellen konnte. Das war ein grundsätzliches Missverständnis einer gotischen Kirche. Diese sind nämlich auf einen Altar im Chor ausgerichtet. Bischofssitze in der Mittelachse gab es nur in frühchristlichen Kirchen, schon die romanischen und noch mehr die gotischen haben den Choraltar als Ziel. Gerade in einem so langen und hohen Raum ist es unmöglich, einen Menschen, auch wenn er Erzbischof ist, als Fluchtpunkt und Raumziel auszugeben. Der Flucht des Riesenraumes können nur monumentale Bildwerke Einhalt gebieten. Hier hat sich der Autor, damals im kirchlichen Dienst als Direktor des Diözesanmuseums, vergeblich mehr Widerstand der staatlichen Denkmalpflege gegen die kirchlichen Pläne gewünscht. Diese persönliche Erinnerung zeigt, dass Staat und Kirche sich in Denkmalfragen nicht als geschlossene Fronten gegenüberstehen, sondern dass auf beiden Seiten Verständnis und Erfahrung von Personen abhängen.

Zu den Verdiensten der Restaurierung beim Münchner Dom gehört das Zusammenführen der erhaltenen Figuren vom spätgotischen Chorgestühl. Diese wurden sorgfältig gereinigt, bildhauerisch ergänzt und mit dünnem Hautleim und Dammarfirnis überzogen. Die bildhauerischen Ergänzungen umfassten abgesprungene Ecken, einzelne Finger oder ganze Hände sowie die Attribute, durch die ein König als David mit der Harfe, ein Bischof als hl. Eligius, eine gekrönte Nonne als hl. Ottilie erkennbar wird. Die Apostel und Propheten vereinigen sich wieder zu einem Glaubensbekenntnis, die Bischöfe, Ritter Handwerker, Jungfrauen und Königinnen zu einem Münchner Heiligenhimmel, der die Altarpatrozinien, Zunftpatrone und den Reliquienschatz der Kirche umfasst. Diese Ergänzungen gehen über die Anforderungen einer materiellen Konservierung hinaus und stellen einen Sinnzusammenhang her. Darauf muss es kirchlicher Denkmalpflege ankommen.

Peter Steiner

MEHR ALS NUR STEINE ...

Residenzschloss Oettingen

Barocke Schönheiten mit Stahlkorsett – eine preisgekrönte Instandsetzung

Als „Residenzstadt im Ries“ bezeichnet sich die kleine 5000-Einwohner-Stadt Oettingen i. Bay. Damit verweist das idyllisch an der Wörnitz gelegene Städtchen am nördlichen Rand des Landkreises Donau-Ries auf seine Vergangenheit als Residenzstadt des Gräflichen, später Fürstlichen Hauses Oettingen. Zugleich aber macht die „Fürstenstadt Oettingen“ damit deutlich, welch prominenten Platz das Residenzschloss in ihrem Selbstbild einnimmt. Naturgemäß ist das in den Jahren 1679 bis 1687 nach den Plänen des herzoglich-württembergischen Baumeisters Mathias Weiß aus Kassel errichtete Oettinger Residenzschloss nicht nur im Herzen der Bürgerinnen und Bürger der Stadt fest verankert, es prägt zugleich auch auf sehr markante Weise das Stadtbild. Aus einschlägigen Tourismusstudien geht entsprechend hervor, dass die touristische Attraktivität Oettingens eng an das Residenzschloss gekoppelt ist: Die Anziehungskraft der Vergangenheit ist ungebrochen und drückt sich vor allem in der Begeisterung für historische Bauwerke aus: gestern wie heute.

Umso mehr gilt das dort, wo historische Bauwerke voller Leben sind, wie das in Oettingen der Fall ist. Denn die Fürstliche Familie Oettingen-Spielberg, die zu den ältesten heute noch blühenden Adelsgeschlechtern Bayerns gehört, hat nach wie vor dort ihren Wohnsitz – wenn auch nicht mehr im Residenzschloss –, ist also ihrem historisch angestammten Sitz und namengebenden Ursprungsort treu geblieben. Für die Öffentlichkeit ist das Residenzschloss im Rahmen von täglichen Führungen zu besichtigen, im schönen Festsaal finden regelmäßig die weit über die Region hinaus bekannten „Oettinger Residenzkonzerte“ statt, im Fremdenbau ist die Fürstliche Verwaltung beheimatet, der Marstall wird unter anderem von der Stadt für öffentliche Feste genutzt, und die oberen Etagen des Prinzessinnenbaus werden als Wohnungen vermietet. Nicht zuletzt ist seit dem Jahr 1988 im Residenzschloss ein Zweigmuseum des Staatlichen Museums für Völkerkunde München untergebracht, das mit attraktiven Ausstellungen fremde Kulturen aus aller Welt nach Oettingen bringt.

Schloss Oettingen nach neunjährigen Renovierungsmaßnahmen (alle Fotos: Fürst zu Oettingen-Spielberg’sche Domanialkanzlei)

Nach neun Jahren Renovierungsarbeiten strahlt das Schlossensemble in schlichter bis barocker Schönheit

Ohne Frage war die historische Verbundenheit der Fürstlichen Familie mit ihrem Heimatort ein ausschlaggebender Grund für den Entschluss im Jahr 2005, ein sehr umfangreiches Renovierungsprojekt anzugehen: Es sollten vor allem die sogenannten „Nebengebäude“ des Schlossensembles, der Prinzessinnenbau mit Marstall, der Fremdenbau und die Remisen, die den Schlosshof säumen, saniert werden. Bereits im Jahr 1998 hatten dazu die vorbereitenden Untersuchungen begonnen, und man wusste „im Grunde“, was

S.D. Albrecht Fürst zu Oettingen-Spielberg

Unten: Prinzessinnenbau vor der Sanierung 2004

einen erwartete – so jedenfalls Fürst Albrecht zu Oettingen-Spielberg heute im Rückblick. Aber, räumt er gleichzeitig ein: Wer schon einmal ein altes Gebäude saniert habe, wisse, dass es meist anders komme und in der Regel „mehr“ werde. Das traf auch auf das Renovierungsprojekt „Residenzschloss Oettingen“ zu. Heute, nach neunjähriger Bauzeit, gilt festzustellen: Es wurde mehr und aufwendiger saniert als ursprünglich anvisiert, das Ergebnis aber kann sich sehen lassen. So zeugen heute die schmuck hergerichteten „Nebengebäude“ in ihrer schlichten barocken Schönheit von der langen Renovierungszeit und einer glänzenden Vergangenheit.

Denkmalpflegerische Leistung wird mit der Bayerischen Denkmalschutzmedaille 2014 belohnt

In Anerkennung ihrer herausragenden denkmalpflegerischen Leistungen erhält die Fürstliche Familie Oettingen-Spielberg für diese Sanierungsarbeiten vom Bayerischen Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst die Bayerische Denkmalschutzmedaille 2014. Mehrere Millionen Euro umfasste der Gesamtetat der Baumaßnahmen, die das Fürstenhaus von 2005 bis 2013 in Atem gehalten haben, eine auch finanziell beachtliche Leistung. Von zahlreichen öffentlichen Institutionen wurde das Sanierungsprojekt u. a. auch finanziell unterstützt. Diese Zuschüsse machten laut Angaben der Fürstlichen Verwaltung rund 20 Prozent des Investitionsvolumens aus.

Noch im vergangenen Jahr wurden – quasi als letzter Akt – die bleiverglasten historischen Fenster des Festsaals restauriert. Das allein schon wäre eine Geschichte für sich: Handwerker und Restauratoren haben hier nicht weniger als 14 270 Scheiben in die Hand genommen und bearbeitet. Rund neun Monate haben diese Arbeiten angedauert. Im Schloss wurde dafür eigens eine Werkstatt eingerichtet.

Baudenkmäler stiften kulturelle Identität

Pünktlich mit dem Saisonstart in das Jahr 2014 betrachtet man im Oettinger Fürstenhaus die „Renovierung 2005–13“ grundsätzlich als abgeschlossen. „Wenn auch immer wieder kleinere Maßnahmen zu erledigen sind“, so der Fürst, für den die Sorge um den Erhalt der fürstlichen Baudenkmäler eine Dauer- und sogar Lebensaufgabe ist: „In meinen Augen geht es um mehr als nur darum, unsere alten Gebäude zu erhalten“. Um das zu erklären, holt er weit aus: „Ich glaube, dass viele Menschen Europa, Deutschland oder ihre Heimat ganz stark über die jeweiligen historischen Bauwerke definieren. Gebäude, egal ob ein Dom, ein Bauern- oder ein Herrenhaus, zeigen vergangene Identitäten. Und für uns Menschen ist es einfacher, mit Neuem zurechtzukommen, wenn wir auf Vergangenem aufbauen können“. Insofern gehe es für ihn bei dem Erhalt der Baudenkmäler seiner Familie auch um das „Zur-Verfügung-Halten“ kultureller Identität. Untrennbar ist für ihn damit ein gewisses „Wohligkeitsgefühl“ verbunden, wie es historische Verwurzelung zu schenken vermag und in ihm den Wunsch erweckt, dieses kulturelle Erbe mit anderen zu teilen bzw. für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Freude am Erreichten ist in und um das Oettinger Residenzschloss überall spürbar.

Marstall, Blick ins Innere, vor und nach der Renovierung

Schlosshof mit Marienbrunnen und Remisen,
nach der Renovierung

Ein Stahlkorsett für den Prinzessinnenbau

„Trotz der sehr gründlichen Voruntersuchungen haben wir die eine oder andere Überraschung erlebt“, stellt der Fürst rückblickend fest. Allem voran sei hier die statische Sicherung des um 1718 errichteten Prinzessinnenbaus zu nennen. Neben der Notwendigkeit, dieses barocke Bauwerk neu – auf Bohrpfählen – zu gründen, stellte sich heraus, dass auch das gesamte Mauerwerksgefüge gestört war. „Es war notwendig, das Haus mit riesigen Schlaudern, also Nadelankern, zu festigen.“ Mit anderen Worten: Heute ruht der Prinzessinnenbau fest und sicher auf tief in den Boden hineinragenden Betonstelzen und „bewahrt Haltung“ durch eine Art Stahlkorsett, welches das Mauerwerk zusammenhält.

Neue Gründung für den Fremdenbau, der die Fürstliche Verwaltung beherbergt

Ähnlich wie beim Prinzessinnenbau ist auch die statische Ertüchtigung des Fremdenbaus sehr aufwendig gewesen. Der Fremdenbau stellt das Verbindungsglied zwischen Prinzessinnenbau und dem angrenzenden Residenzschloss dar. In ihm ist die Fürst zu Oettingen-Spielberg’sche Domanialkanzlei und Forstverwaltung untergebracht. Dabei geht die Grundsubstanz des Gebäudes auf das Jahr 1537 zurück, als es noch die alte Münze beherbergte. Wie beim Prinzessinnenbau waren im westlich an diesen angrenzenden Gebäudeabschnitt des Fremdenbaus – dem sogenannten Gewölbe – sehr aufwendige Gründungen erforderlich. Im östlichen Teil behob man die Systemschäden, die durch fehlende Queraussteifungen zu einer parallelogrammförmigen Verformung geführt haben, mit einem aussteifenden Horizontalverband auf den Deckenbalken. Im zweiten Obergeschoss verbessert ein Stahlverband die Gebäudeaussteifung zusätzlich.

Über 100 Jahre älter als gedacht: die Remisen

Daneben hat es die eine oder andere kleine bauhistorische Überraschung gegeben: das Fachwerk im zweiten Geschoss des Fremdenbaus etwa, wo im Mittelalter die Münze beherbergt war, oder die geschwungenen Verzierungen am Südgiebel des Prinzessinnenbaus, die als barocke Schnecken im neuen Putz wieder aufgegriffen wurden. „Es hat sich außerdem herausgestellt, dass die Remisen, die auf einer Länge von 87 Metern im Norden und 32 Metern im Osten den Schlosshof säumen, nicht, wie bisher angenommen, aus

dem Jahr 1834 stammen, sondern zum Teil wesentlich älter sind und um das Jahr 1713 errichtet wurden."

Persönliche „Highlights" sind für Fürst Albrecht insbesondere die Farbgebung der Remisen und die Gestaltung des Schlosshofs: „Wir haben den Prinzessinnen- und Fremdenbau, analog zum Residenzschloss im historisch belegten gebrochenen Weiß, mit Grau abgesetzt, gestaltet". Für die Remisen allerdings hatte sich vor allem die Fürstin einen deutlichen Farbakzent mit einem „avantgardistischen" Rot vorgestellt. „Nach einigen sehr offenen Gesprächen mit den zuständigen Fachleuten konnten wir uns diesen Gestaltungswunsch, der keine historische Grundlage hat, auch tatsächlich erfüllen."

Geplanter Zauber: Nächtliches Lichtspiel um den Marienbrunnen im Schlosshof

Für die als äußerst gelungen geltende Neukonzeption des Schlosshofs hat sich das fürstliche Paar schließlich fachliche Unterstützung aus England geholt: mit dem Landschaftsplaner Nicholas Pearson und dem Lichtplaner Bruce Munro Hand. „Die Idee, in unserem asymmetrischen Innenhof Steinstreifen sternförmig von den Ecken aus auf den Brunnen zulaufen zu lassen, das war schon eine tolle Sache." Vollendet wurde die Gestaltung des Schlosshofes mit der Sanierung des imposanten, im Jahr 1720 von Johann Josef Meyer aus Tirol errichteten Marienbrunnens. Im Jahr 2008 wurde dafür ein umfangreiches Gutachten erstellt, das man Schritt für Schritt abarbeitete. Heute ist der Marienbrunnen mit seinem 40 000 Liter fassenden Becken wieder vollkommen funktionsfähig. Selbst alle über die Säule verteilten Wasserspeier, die zudem wieder einzeln justiert werden können, wurden reaktiviert. Um dieses aufwendige Wasserspiel auch ins rechte Licht zu setzen, waren die Künste von Bruce Munro gefragt. Sein Werk? Das schaut man sich am besten in natura an. Denn schon allein das nächtliche Lichtspiel des Marienbrunnens im Schlosshof ist eine Reise in das schöne Oettingen mit seinem prächtig sanierten Residenzschloss wert.

Heike Jahnz,
Fürst zu Oettingen-Spielberg'sche Domanialkanzlei

Umgrenzt von Wall und Graben

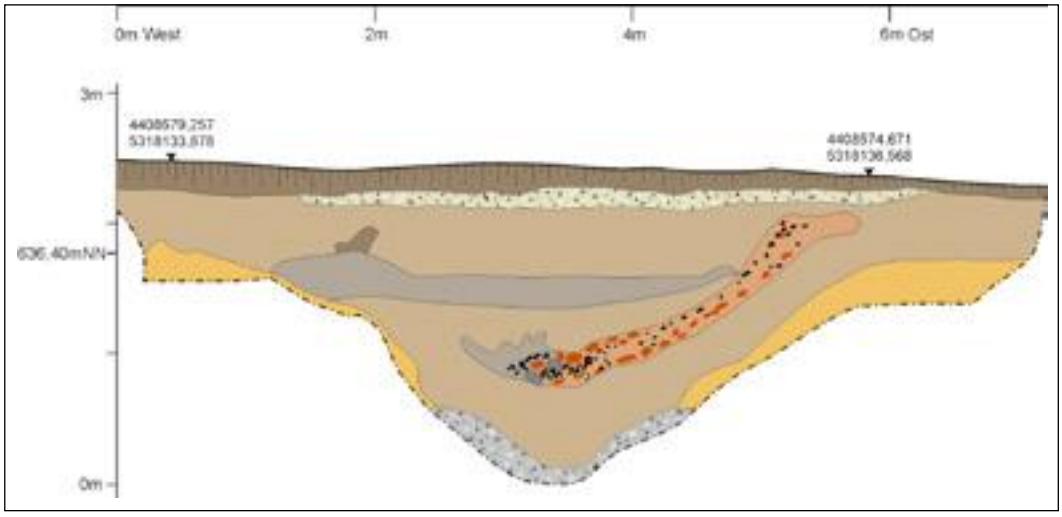
Dokumentation der spätmittelalterlichen Ortsbefestigung von Waal durch den Archäologischen Arbeitskreis für das Allgäu

In einer zunehmenden Anzahl von Fällen kümmern sich ehrenamtliche Mitarbeiter und Arbeitsgruppen um die Erfassung und Dokumentation von gefährdeten, obertägig sichtbaren Bodendenkmälern in Bayern. Beispielsweise nehmen sich Mitglieder des Archäologischen Arbeitskreises für das Allgäu seit Oktober 2013 der spätmittelalterlichen Ortsbefestigung des Marktortes Waal im Lkr. Ostallgäu an.

Eine Ortsbefestigung im ländlichen Raum

Die Befestigung, bestehend aus Wall und vorgelagertem Graben, ist in größeren Abschnitten noch obertägig erhalten. Solche im Gelände noch nachvollziehbaren bzw. größeren zusammenhängenden Teile von Ortsbefestigungen sind im ländlichen Raum überaus selten überliefert und verdienen daher nicht nur Schutz, sondern auch besondere Aufmerksamkeit.

Auf den ersten Blick könnte es als naheliegend erscheinen, dass sich der Ortsname Waal von seiner Befestigung herleitet. Laut dem ortsgeschichtlich sehr interessierten Altbürgermeister Peter Pauli soll der Ortsname jedoch im Wort „wallen" seinen Ursprung haben und sich vom Sprudeln der Singoldquelle herleiten.



Waal, Lkr. Ostallgäu. Profilzeichnung des Befestigungsgrabens (Grafik: Siegfried Köglmeier, BLfD; nach Aufnahme Peter Pfister, 2013)

Waal, Lkr. Ostallgäu. Links: Auszug aus dem Ortsblatt von 1811 mit den bereits eingemessenen Teilen der Marktbefestigung. Rechts: Karte mit Markierung der bearbeiteten und noch zu bearbeitenden Flächen (Grafiken: BLfD, Siegfried Köglmeier; nach Aufnahme Peter Pfister und Ernst Sontheim; Kartengrundlage: © Bayerische Vermessungsverwaltung)

Der Ort Waal taucht in den bekannten archivalischen Quellen erstmals im 8. bzw. 9. Jahrhundert als Besitz des Klosters Ottobeuren auf. Der älteste Ortskern befand sich vermutlich im Umfeld der Kirche St. Nikolaus an der Singoldquelle, erst später kam wohl das heutige Ortszentrum um die Kirche St. Anna mit Schloss und Taverne hinzu. Ab dem 12. bis ins 15. Jahrhundert saßen dort Dienstmannen der Herren von Beuren. An Stelle des Schlosses befand sich zuvor eine mittelalterliche Burganlage, welche während des Städtekrieges 1397 zerstört wurde. Das Marktrecht mit Hochgerichtsbarkeit wird dem Ort 1444 durch Kaiser Friedrich III. verliehen. Es ist also sehr wahrscheinlich, dass Wall und Graben zeitnah zu dieser Markterhebung in der Mitte des 15. Jahrhunderts angelegt wurden. Auf archäologischem Weg konnte das Alter der Befestigung bislang jedoch noch nicht sicher bestimmt werden.

Mehrere Teile von Wall und Graben haben sich im Bereich verschiedener Flurstücke, meist in Gärten von Privatgrundstücken in unterschiedlichstem Zustand erhalten. In der Uraufnahme von 1811 sind weite Strecken des damals noch vorhandenen Grabens eingezeichnet, und in Verbindung mit einem digitalen Geländemodell aufgrund von Daten aus dem Airborne Laserscanning lässt sich der Verlauf der Befestigung, der noch heute die Flureinteilung im Kernort und damit das Ortsbild prägt, fast über die gesamte Länge rekonstruieren.

Dokumentation und Sicherung

Möglichen Gefährdungen vorbeugend und um die Anlage anschließend auch einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen zu können, erfasst, beschreibt und vermisst der Archäologische Arbeitskreis für das Allgäu mit Geräten der Stadtarchäologie Kempten und mit Unterstützung des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege nun die Befestigung. Die Arbeiten gestalten sich insbesondere dadurch schwierig, dass die erhaltenen Überreste nicht leicht zugänglich sind. Zahlreiche private Grundeigentümer müssen um Erlaubnis gebeten werden und den Zutritt gestatten. Hier ist Überzeugungsarbeit gefragt, was den Ehrenamtlichen, da sie häufig in der Region unterwegs sind, meist gut gelingt.

Bis Ende 2013 waren bereits einige Abschnitte der Befestigung dokumentiert. An einer Stelle, an der die Anlage durch einen Neubau im Bereich des ehemaligen Grabens gestört ist, konnte zudem in einem Abraumhaufen noch Keramik des Spätmittelalters bzw. der frühen Neuzeit aufgesammelt werden – Informationen, die ohne das ehrenamtliche Engagement und die Anwesenheit vor Ort verloren gegangen wären. An anderen Stellen war es möglich, im Bereich geplanter Baumaßnahmen Profile durch den Graben aufzunehmen.

Durch die detaillierte Aufnahme des Arbeitskreises wird zukünftig ein besserer Schutz der Wall-Graben-Anlage möglich sein. Die Arbeiten werden im Sommer 2014 fortgesetzt. Außerdem steht zu hoffen, dass sich der eine oder andere Einwohner durch die Arbeiten vor Ort für das Bodendenkmal vor der eigenen Haustüre noch mehr begeistern lässt.

Sabine Mayer und Hanns Dietrich

MUSEUM

document Legionslagermauer

Sanierung und Neupräsentation der Regensburger „Römermauer“

Die Wortmarke *document* steht in Regensburg für Stätten von besonderer Vielschichtigkeit, die über den normalen Denkmalbegriff hinausgehen: Musealer und didaktischer Anspruch, zeitgenössische künstlerische Gestaltung oder auch die Bedeutung als Mahnmal können hier eine Rolle spielen, wie beim ersten Regensburger *document Neupfarrplatz* im mittelalterlichen Judenviertel.

Bestand und Zustand

Der Kern des vor Kurzem eröffneten *document Legionslagermauer* besteht nicht etwa aus neu ausgegrabenen Befunden, sondern aus ebenso lange bekannter wie bedeutender Denkmalsubstanz. Vom monumentalen Quadermauerwerk der Befestigungsmauer des Regensburger Legionslagers (ab 179 n. Chr.) konnten sich weite Teile der östlichen Flanke besonders gut erhalten, wobei an drei Stellen beste Chancen zur allgemeinen Erlebbarkeit gegeben sind: Schon seit 1905 ist die nordöstliche Ecke am St.-Georgen-Platz nahe dem Donauufer freigelegt. Das Pendant an der Südostecke am Ernst-Reuter-Platz ist nach der Ausgrabung seit 1961 im Rahmen einer Freizone zugänglich. Der mit 70 m am längsten erhaltene Abschnitt der römischen Monumentalmauer befindet sich seit seiner Entdeckung im Jahr 1971 im Untergeschoss des Parkhauses Dachauplatz an der D.-Martin-Luther-Straße.

Neben der Regensburger Porta Praetoria darf die Legionslagermauer als der bedeutendste Römerbau in Süddeutschland bezeichnet werden. Allein der Aspekt seiner kontinuierlichen Nutzung als Befestigungsanlage im Südost-Bereich über einen Zeitraum von mehr als 1600 Jahren macht deutlich, dass viele Bauphasen und damit auch historische Aussagen in diesem Denkmal stecken.

Parkhaus Dachauplatz an der D.-Martin-Luther-Straße. Blick nach Norden auf ein Leuchtbild, das den ehemaligen Verlauf der Lagermauer virtuell fortsetzt (Foto: L.-M. Dallmeier, Stadt Regensburg)

Gleichwohl präsentierte sich dessen Substanz mittlerweile in einem Zustand, der die Fachbehörden zu dringendem Handlungsbedarf auf den Plan rief: Insbesondere in den Außenbereichen hatten sich über die Jahre vor allem durch Rissbildungen, Frostaufsprengungen und großflächige Abplatzungen ernstzunehmende Schadensbilder entwickelt, die nicht zuletzt durch problematischen Bewuchs verstärkt wurden. Die notwendigen Konsequenzen mussten weit über die bisherigen Reparaturen im Rahmen des normalen Bauunterhalts hinausgehen: Angezeigt war ein umfassendes Sanierungsprojekt der Lagermauer. Zumal die Regensburger Altstadt seit 2006 durch die UNESCO in die Liste des Welterbes eingetragen ist, konnte das „Investitionsprogramm nationale Welterbestätten“ vom Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung zur richtigen Zeit zu Hilfe kommen. Es gelang, eine Zweidrittel-Förderung für die Sanierung und Neupräsentation der Legionslagermauer im Zeitraum 2009 bis 2013 zu realisieren.

Auch Monumentalmauern sind empfindlich

Die Sanierung des Mauerwerks an der umfangreichen Südostecke und an der Nordostecke wurde in Abstimmung mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege möglichst nachhaltig und dennoch behutsam vorgenommen. Die notwendige Schließung offener Fugen im Großquadermauerwerk wurde nach innen versetzt und die Festigung abgeplatzter Partien erfolgte farblich angepasst. So konnte das frühere Erscheinungsbild der Mauer gewahrt bleiben. Trotz der exakten Angleichung der Mörtelzusammensetzung ermöglicht die im Vorfeld durchgeführte Bestandsaufnahme des antiken Mörtels noch weiterhin eine Differenzierung des alten und des jungen Auftrags. Gleichzeitig war die Mauerkrone der Südostecke innenseitig vor eindringendem Regenwasser zu schützen, wie auch weitere Schädigungen durch Baumwurzeln so weit wie möglich ausgeschlossen werden sollten.

Die Römermauer im Parkhaus stellte demgegenüber geringere Anforderungen an die Sanierung, die neben Ausbesserungen vorrangig der Entfernung einiger moderner, nach der Mauerfreilegung 1971/72 eingebrachter Zutaten galt. Vielmehr war hier dem Umstand Rechnung zu tragen, dass sich bei genauer Untersuchung im Mörtel Holzkohlepartikel zu erkennen gaben. Die daraus mögliche Altersbestimmung über ^{14}C-Analysen wurde begonnen und befindet sich derzeit in einer interessanten Diskussionsphase (vgl. das Symposion in der Regensburger Dienststelle des BLfD im Februar 2013 mit Publikation von Werner von Gosen u. a. im Bericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 54, 2013, 429–438).

Regensburg, document Legionslagermauer. Südostecke der sanierten Lagermauer am Ernst-Reuter-Platz mit neu angelegtem Weg hinter der Krone der Römermauer und Brücke. Jeweils im Vordergrund die mittelalterliche Zwingermauer des 14. Jahrhunderts. (Foto links: A. Boos, Stadt Regensburg, rechts: L.-M. Dallmeier, Stadt Regensburg)

Aus dem Abseits geholt

Die Lagermauer unter dem Parkhaus bedurfte bezüglich ihres Erscheinungsbilds und ihrer Erlebbarkeit dringend einer Verbesserung. Bislang hatte sie eher den Eindruck eines etwas vernachlässigten Überbleibsels einer Ausgrabung als den eines hochrangigen Denkmals vermittelt.

Eine Neupräsentation nach dem Konzept des Architekten Joachim Peithner verfolgte die Grundidee einer Abschottung vom Autoverkehr, um den von der Abfahrtsrampe im Parkhaus ausgehenden Lichteinfall, Lärm und die Abgase fernzuhalten. Im Sinne einer neuen Einhausung wurde im Untergeschoss des Parkhauses nun die Römermauer zum Objekt der Aufmerksamkeit. Weiter verstärkt wird dies durch eine effektvolle Beleuchtung, ohne sie dabei aber zu sehr als Ausstellungsstück erscheinen zu lassen.

Die Denkmalzone an der Südostecke der Lagermauer erfuhr durch eine erstmalige Einbindung in den innerstädtischen Fußgängerverkehr die gewünschte Aufwertung. Der Architekt entwarf eine neue Wegführung und eine Brücke über die Mauer. Dies erlaubt nicht nur die Besichtigung der in der Dämmerung und den Nachtstunden beleuchteten Denkmalzone oder auch ihr Überschreiten, sondern öffnet zudem den fortgesetzten Weg in nördliche Richtung an weiteren Resten der Legionslagermauer vorbei bis zum Parkhaus und von dort weiter bis zur nordöstlichen Ecke der Römermauer. Die drei Hauptpunkte des *document Legionslagermauer* sind somit für alle Besucher – vom beiläufigen Passanten bis zum Bildungsreisenden – in einladender Weise durch eine Führungslinie verbunden.

Die Lagermauer erzählt weiter Geschichte(n)

Neben der verbesserten Wegeführung und der Aufwertung der Denkmalzone im Bereich der Südostecke des Legionslagers sowie der Ausbildung einer Raumhülle um die Römermauer im Parkhaus Dachauplatz lag für die drei im *document Legionslagermauer* zusammengefassten Teilbereiche ein Hauptaugenmerk auf ihrer didaktischen Ausgestaltung durch ein differenziertes, aber doch verbindendes Informationssystem. So zeigen gleichermaßen am Eingang auf der Nordseite des Ernst-Reuter-Platzes zum Bereich der Südostecke wie auch in der Passageebene des Parkhauses großformatige Infotafeln neben dem erläuternden Text jeweils einen Übersichtsplan mit der Ausdehnung des römischen Regensburg und einer schematischen Darstellung der Innenbebauung des Legionslagers samt Standortkennzeichnung im aktuellen Stadtplan.

Auf den südseitigen Treppenabgang ins Untergeschoss des Parkhauses als der Informationszentrale für das *document Legionslagermauer* verweist die grafische Darstellung eines römischen Legionars hinter der Mauerbrüstung (in rekonstruierter Originalhöhe der einstigen Großquadermauer). Von hier aus kann man im Untergeschoss der Römermauer in ihrer ganzen freigelegten Länge folgen. Am nördlichen Ende des Ganges setzt ein hinterleuchtetes Großbild die Perspektive entlang der Ostseite des Legionslagers in römischer Zeit fort. In die Vertikale gegenüber der Römermauer sind eine Bildschirmstation und eine großformatige Monitorwand eingelassen, die mit ausführlichen Videosequenzen tiefer gehende Informationen zum Legionslager insgesamt, zu Konstruktion, Entwicklung und Veränderung der Römermauer sowie zu den Freilegungen der großen Mauerpartien und ihrer modernen Erforschung bieten.

Dadurch wird die wechselhafte Geschichte der Großquadermauer seit der Gründung des Kastells als Standlager der 3. Italischen Legion im Jahr 179 mit den baulichen Abwandlungen in Antike und Mittelalter erlebbar. Nach Veränderungen auch im Mauerаufbau bot das Militärlager bereits in der Spätantike ebenso Platz für zivile Besiedlung, beherbergte nach dem Abzug der Römer die Residenz der agilolfingischen Herzöge wie danach auch die Pfalz der karolingischen Könige und stellte während des Frühmittelalters außerdem die Keimzelle der späteren Stadt dar. An der Ostseite, wie sie im Parkhaus zu sehen ist, bildete die alte Legionslagermauer noch bis ins 14. Jahrhundert hinein einen wesentlichen Bestandteil der Stadtmauer, im Südosten sogar bis ins frühe 19. Jahrhundert.

Das *document Legionslagermauer* erzählt und veranschaulicht diese Geschichte eines einzigartigen Denkmals. Es ist in seinen drei Teilbereichen jederzeit ohne Führungen und kostenfrei zugänglich, lediglich im Parkhaus wird der Zugang zur Römermauer in den Nachtstunden verschlossen gehalten.

Andreas Boos und Lutz-Michael Dallmeier

RECHT

Aktuelle Fragen zum Denkmalrecht

„Der Klimaschutz ist eine der bedeutendsten Zukunftsaufgaben. Deshalb muss auch bei historischen Denkmälern geprüft werden, inwieweit bei anstehenden Bauvorhaben Maßnahmen zum Klimaschutz mit einfließen können. Dabei ist dem besonderen Denkmalstatus mit seiner Einmaligkeit und Eigenart bei Maßnahmen zur energetischen Sanierung Rechnung zu tragen."

Dies stellten der Bayerische Finanz-, Landesentwicklungs- und Heimatminister Dr. iur. Markus Söder, MdL, und Umweltminister Dr. med. vet. Marcel Huber, MdL, anlässlich einer vom Bayerischen Umweltministerium in Auftrag gegebenen Machbarkeitsstudie der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm für eine energetische Sanierung von denkmalgeschützten Gebäuden kürzlich am Beispiel der Kaiserburg Nürnberg fest. Diese kommt zu dem Ergebnis, dass bei energetischen Sanierungsmaßnahmen wie beispielweise Dämmungen der Außenwände, Decken bzw. Dächer gerade bei Baudenkmälern sehr behutsam abzuwägen sei zwischen möglicher baulich-technischer Optimierung und dem Schutz der Substanz. Unbeschadet dessen bestehe im Gebäudebereich im Allgemeinen enormes Energieeinsparpotenzial, das für einen langfristig erfolgreichen Klimaschutz gehoben werden muss. Auch der Denkmalbereich kann dazu einen Beitrag leisten. Bei Denkmälern sind dabei nicht selten ausgefeilte Ideen gefragt.[1]

„Kultur zu bewahren erfordert vorausschauendes Denken in Jahrzehnten. Nur wenn wir auf die Auswirkungen unseres Handelns für die nächsten Generationen denken, sind unsere Denkmal- und Umweltpflegemaßnahmen überzeugend"[2]. Dieses klare Bekenntnis des Geschäftsführers der Deutschen Stiftung Denkmalschutz (DSD), Dr. Wolfgang Illert, zum nachhaltigen, integralen und vorausschauenden Handeln im Umgang mit unserem kulturellen Erbe unterstreicht in herausragender Weise die Weitsichtigkeit der Mütter und Väter unserer Bayerischen Landesverfassung von 1946, die dies in dem legendären Art. 141 der Bayerischen Verfassung insbesondere den staatlichen und kommunalen Verantwortlichen für unser Gemeinwesen als Staatszielbestimmung auf den Weg gegeben haben.[3]

Der Bundestag beriet am 8. Mai 2014 in erster Lesung die Reform des Erneuerbare-Energiegesetzes (EEG)[4]. Mit der Reform will die Bundesregierung die Energiewende voranbringen und zugleich die Kosten der Ökostromerzeugung begrenzen und damit den Anstieg des Strompreises für Verbraucher bremsen. Kosten der Ökostromerzeugung sollen begrenzt und Stromverbraucher entlastet werden. Der Anteil der erneuerbaren Energien an der deutschen Stromversorgung ist dabei stetig zu erhöhen. Bis 2050 sollen mindestens 80 v. H. des deutschen Bruttostromverbrauchs durch erneuerbare Energien gedeckt werden. Bis 2025 soll der Anteil der erneuerbaren Energien auf 40 bis 45 v. H. und bis 2035 auf 55 bis 60 v. H. steigen. Zugleich will die Bundesregierung die Kosten der Ökostromerzeugung und den Anstieg der Stromkosten für Stromverbraucher begrenzen. Dazu soll sich unter anderem der weitere Ausbau der erneuerbaren Energien auf kostengünstige Technologien konzentrieren.

In Ergänzung der Beratungsrichtlinie A 01 „Energetische Ertüchtigung von Baudenkmälern" des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (Stand: 31. März 2010)[5], den Denkmalpflege Informationen, Sonderinfo 2/2008 „Baumaßnahmen an Baudenkmälern – Kooperation und optimaler Ablauf" des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (Stand: Juli 2013)[6] sowie der Schrift „Baudenkmal und Energie" des Arbeitskreises „Denkmalpflege und Bauen im Bestand" der Bayerischen Ingenieurekammer-Bau (BayIka-Bau)[7] soll nachstehend auf die für Baudenkmäler ebenfalls sehr relevante weitere bundesgesetzliche Rahmenbedingung des Energieeinsparrechts verwiesen werden. Auf Hausbesitzer und Bauherren kommen seit dem Inkrafttreten der Novelle der Energieeinsparverordnung (EnEV 2014)[8] im Wesentlichen zum 1. Mai 2014 beachtliche Veränderungen zu. Seit diesem Datum ist es Pflicht, den Energieausweis bei Verkauf oder Vermietung vorzulegen. Zudem werden für Neubauten strengere energetische Anforderungen gelten und alte Heizkessel schrittweise verboten.

Der Energieausweis gewinnt somit weiter an praxisrelevanter Bedeutung. Verkäufer oder Vermieter müssen den Energie-Effizienzstandard bereits in der Immobilienanzeige nennen. Bei Wohnungsbesichtigungen muss der Ausweis vorgezeigt werden. Es genügt nicht mehr, ihn erst vorzuweisen, wenn ein potenzieller Mieter danach fragt. Kommt ein Mietvertrag zustande, ist dem Mieter entweder der Original-Energieausweis oder eine Kopie davon auszuhändigen. Die Neuerungen der Energieeinsparverordnung gelten auch für so genannte Nichtwohngebäude wie Gewerbeimmobilien und öffentliche Gebäude. In öffentlichen Gebäuden mit großem Publikumsandrang und einer Größe über 500 Quadratmetern ist ein Energieausweis sogar sichtbar auszuhängen. Liegt bereits ein Energieausweis vor, gilt diese Aushangpflicht künftig auch in größeren Geschäften, Restaurants, Hotels und Banken.

Ferner müssen neu ausgestellte Energieausweise für die Immobilie – wie bei Elektrogeräten und Fahrzeugen – eine Effizienzklasse ausweisen. Die Skala im Energieausweis für Gebäude reicht von «A+» bis «H». A und B entsprechen dabei künftigen Neubaustandards. Ab 2015 dürfen sogenannte Konstanttemperatur-Heizkessel, die älter als 30 Jahre sind, nicht mehr betrieben werden. Ausgenommen von der Austauschpflicht sind Brennwertkessel und Niedertemperaturheizkessel mit besonders hohem Wirkungsgrad. Für Neubauten werden ab dem 1. Januar 2016 noch strengere energetische Anforderungen gelten. Der Energieverbrauch soll sich dadurch um weitere 25 v. H. verringern. Der maximal erlaubte Wärmeverlust durch die Gebäudehülle soll um durchschnittlich 20 v. H. sinken.

Denkmalgeschützte Immobilien benötigen trotz der weiteren, mit der EnEV 2014 verbundenen Verschärfungen hingegen unverändert keinen Energieausweis.

Aus aktuellem Anlass ist darauf hingewiesen, dass § 24 Abs. 1 und § 16 Abs. 5 Satz 2 EnEV 2014 vollständig § 24 Abs. 1 und § 16 Abs. 4 Satz 2 EnEV 2009 entsprechen. Daher gilt unverändert, dass „Baudenkmäler", im bundesrechtlichen Verständnis die nach dem jeweiligen Landesrecht geschützten „Baudenkmäler"[9], in Bayern also die nach Art. 1 Abs. 1, 2 und 3 des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes (BayDSchG) als Baudenkmäler erkannten baulichen Anlagen[10], von der Pflicht zur Erstellung eines Energieausweises ausgenommen sind! Nach nunmehrigem § 16 Abs. 5 EnEV 2014 sind Baudenkmäler von der Pflicht zur Erstellung eines Energieausweises unverändert ausgenommen.

Baudenkmäler sind nach Art. 1 Abs. 1 mit 3 BayDSchG sowohl einzelne bauliche Anlagen **als auch Ensembles**, deren Denkmaleigenschaft erkannt ist; in beiden Fällen liegt jeweils im Rechtssinn ein sog. „Einzeldenkmal" vor!

Daher besteht auch für ein Ensemble als solches Einzelbaudenkmal keine Pflicht zur Erstellung eines Energieausweises und damit auch **keine entsprechende Pflicht für jedwedes, zum Ensemble gehörende Gebäude**. Ohne Bedeutung ist ferner, ob der betroffenen, in einem Ensemble gelegenen baulichen Anlage Denkmaleigenschaft zuerkannt ist oder der baulichen Anlage der Einzelgebäude wenigstens konstituierende Wirkung für das Ensemble zukommt!

Wird in Fällen des § 16 Absatz 2 Satz 1 vor dem Verkauf eine Immobilienanzeige in kommerziellen Medien aufgegeben und liegt zu diesem Zeitpunkt ein Energieausweis vor, so hat der Verkäufer sicherzustellen, dass die Immobilienanzeige eine Reihe von Pflichtangaben enthält[11]. Diese in § 16a Abs. 1 EnEV 2014 vorgesehenen Fälle des § 16 Abs. 2 Satz 1 EnEV 2014 liegen daher bei Baudenkmälern gerade nicht vor, die dort vorgesehenen **Sicherstellungspflichten bei Immobilienanzeigen bestehen somit unverändert nicht**.

Unverändert entfällt nach § 24 Abs. 1 EnEV 2014 bei Baudenkmälern die an sich erforderliche Ausnahmegenehmigung bei Abweichungen von den Anforderungen der EnEV 2014. Bei Baudenkmälern und sonstiger besonders erhaltenswerter Bausubstanz, d. h. baulichen Anlagen im Geltungsbereich von Erhaltungssatzungen gem. §§ 172 ff. BauGB, die in den Schutzbereich einer Altstadtsatzung fallen oder aus anderen Gründen zur örtlich erhaltenswerten Bausubstanz zählen, kann von den Anforderungen der EnEV 2014 abgewichen werden, wenn die Erfüllung der Anforderungen der EnEV 2014 die Substanz oder das Erscheinungsbild beeinträchtigen oder andere Maßnahmen zu einem unverhältnismäßig hohen Aufwand führen würden. Ob dies der Fall ist, muss der Denkmaleigentümer in eigener Verantwortung, sinnvollerweise gerne nach Beratung durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, entscheiden; einer förmlichen Entscheidung der Unteren Denkmalschutzbehörde bedarf es hingegen nicht. Durch § 24 Abs. 1 EnEV 2014 wird unverändert klargestellt, dass die Belange von Denkmalschutz und Denkmalpflege zwar nicht generell, aber im konkreten Einzelfall dem Interesse an der Durchführung von Energiesparmaßnahmen vorgehen.[12] Die Erteilung einer Erlaubnis für eine energetische Sanierung von Baudenkmälern ist daher nach Vorgabe der Obersten Denkmalschutzbehörde im Freistaat Bayern, dem bayerischen Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst[13] gem. Art. 6 Abs. 2 BayDSchG i. d. R. zu versagen, wenn die beabsichtigten Maßnahmen die Substanz oder das Erscheinungsbild des Baudenkmals beeinträchtigen.

Wolfgang Karl Göhner und Christian Later

1 Bayerisches Staatsministerium der Finanzen, für Landesentwicklung und Heimat, Pressemitteilung Nr. 147, München, 2. Mai 2014

2 Informationsbrief der Deutschen Stiftung Denkmalschutz (DSD) vom März 2014

3 Verfassung des Freistaates Bayern (in der Fassung der Bekanntmachung vom 15. Dezember 1998

Art. 141:

„(1) [1] Der Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen ist, auch eingedenk der Verantwortung für die kommenden Generationen, der besonderen Fürsorge jedes einzelnen und der staatlichen Gemeinschaft anvertraut. [2] .... [3] Mit Naturgütern ist schonend und sparsam umzugehen. [4] Es gehört auch zu den vorrangigen Aufgaben von Staat, Gemeinden und Körperschaften des öffentlichen Rechts,

- *Boden, Wasser und Luft als natürliche Lebensgrundlagen zu schützen, eingetretene Schäden möglichst zu beheben oder auszugleichen und auf möglichst sparsamen Umgang mit Energie zu achten,*
- *die Leistungsfähigkeit des Naturhaushaltes zu erhalten und dauerhaft zu verbessern,*
- *den Wald wegen seiner besonderen Bedeutung für den Naturhaushalt zu schützen und eingetretene Schäden möglichst zu beheben oder auszugleichen,*
- *die heimischen Tier- und Pflanzenarten und ihre notwendigen Lebensräume sowie kennzeichnende Orts- und Landschaftsbilder zu schonen und zu erhalten.*

(2) Staat, Gemeinden und Körperschaften des öffentlichen Rechts haben die Aufgabe,

- *die Denkmäler der Kunst, der Geschichte und der Natur sowie die Landschaft zu schützen und zu pflegen,*
- *herabgewürdigte Denkmäler der Kunst und der Geschichte möglichst ihrer früheren Bestimmung wieder zuzuführen,*
- *die Abwanderung deutschen Kunstbesitzes ins Ausland zu verhüten.*

(3) ...

4 Entwurf der Bundesregierung eines Gesetzes zur grundlegenden Reform des Erneuerbare-Energien-Gesetzes und zur Änderung weiterer Bestimmungen des Energiewirtschaftsrechts (BT-Drs. 18/1304) vom 5. Mai 2014, http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/18/013/1801304.pdf

5 http://www.blfd.bayern.de/medien/brl_a01_energetisch.pdf

6 http://www.blfd.bayern.de/medien/sonderinfo2-2013.pdf

7 Klaus Edelhäuser/ Herbert Luy/ Ernst Georg Bräutigam/ Günther Döhring/ Wolfgang Karl Göhner/ Eduard Knoll/ Dr. Florian Koch/ Egon Kunz/ Julia Ludwar/ Mathias Pfeil/ Dr.-Ing. Heinrich Schroeter/ Prof. Dr.-Ing. habil. Karl Georg Schütz/ Dr. Bernd Vollmar „Baudenkmal und Energie", Bayerische Ingenieurekammer-Bau (BayIka-Bau), Stand 2014, http://www.bayika.de/de/service/publikationen/pdf/bayika_baudenkmal_und_energie.pdf

8 http://www.enev-2014.info/enev-nicht-amtliche-fassung-16-10-13-aenderungen.pdf

9 § 2 Nr. 3a EnEV 2014, s. Fn. 8

10 Bayerisches Denkmalschutzgesetz, Stand 27. Juli 2009, http://www.blfd.bayern.de/medien/dsg.pdf. Denkmalschutzgesetze der Länder in der Bundesrepublik Deutschland, Stand 26. Juli 2013, http://media.w-goehner.de/Denkmalschutzgesetz%20-%20Deutschland%20-%20Normtexte%20-%20aktuell%20-%20Stand%2026.07.2013.pdf

11 § 16a Abs. 1 EnEV 2014, s. Fn. 8

12 Begründung des Bundesrates, BR-Drs. 282/07, S. 9

13 Vollzugshinweise des vormaligen Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst vom 5. September 2007, Nr. XII/4-K 5111.0-12c/25 092

VERKÄUFLICHE DENKMÄLER

Leerstehende Baudenkmäler starten in die Zukunft

Die Service-Leistung Verkäufliche Denkmäler in Kooperation mit der Immowelt AG bietet ein vielfältiges Angebot an denkmalgeschützten Immobilien – vom malerischen Bauernhof in den Alpen, über ein nostalgisches Kino in der Eichstätter Innenstadt bis zum naturnahen Forsthaus im Spessart. Ob in staatlichem, kommunalem oder privatem Besitz, alle hier präsentierten Immobilien haben etwas gemeinsam: Sie gehören zu den ca. 3000 leerstehenden Baudenkmälern in Bayern.

Diese Denkmäler befinden sich in einer Übergangsphase, die Chancen für einen Neuanfang bietet. Oftmals staunen wir selbst, dass das ein oder andere „Schmuckstück" derzeit nicht bewohnt ist. In anderen Fällen fragen uns Denkmalliebhaber nach der Verkäuflichkeit von scheinbar verlassenen Gebäuden. All diese Anwesen haben ihren Platz auf dem Immobilienmarkt und warten nur darauf, vermittelt zu werden. Sie sind gefragt, egal in welchem Zustand und in welchem Teil Bayerns sie sich befinden. Meist dauert es nicht lange, bis ein Baudenkmal einen Liebhaber gefunden hat, der das Besondere seines neuen Besitzes zu schätzen weiß und das Baudenkmal einer neuen Nutzung zuführt. Sollte Ihre Wunschimmobilie bereits vermittelt sein, so finden Sie auf unserer Homepage unter http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/Objliste.asp über 100 weitere Angebote und jede Woche kommen neue hinzu.

Jedes denkmalgeschützte Gebäude hat eine Zukunft. Wenn Sie selbst im Besitz einer leerstehenden Immobilie sind, helfen wir Ihnen gerne bei der Vermittlung und bieten Ihr verkäufliches Denkmal auf der Homepage des Bayerischen Landesamtes und im Internetportal Immowelt kostenfrei zum Verkauf an. Auf diese Weise eröffnet sich eine „Win-Win-Situation" für alle Beteiligten: Auf den bisherigen Eigentümer wartet womöglich sogar ein finanzieller Gewinn, auf den zukünftigen Neueigentümer ein Ort mit einzigartigem historischen Ambiente, in dem er sich privat und beruflich verwirklichen kann.

Der größte Gewinner jeder erfolgreichen Vermittlung ist jedoch immer das Baudenkmal, das mit dem Verkauf in eine neue Zukunft startet. Aus jedem Altbau kann ein modernes Wohndomizil oder eine lukrative Gewerbeimmobilie werden. Vielfach unterstützen Steuervorteile und Fördermittel das geplante Vorhaben, damit die Übergangsphase des Leerstands möglichst kurz ist und diese einzigartigen Zeugnisse bayerischer Geschichte für weitere Generationen erhalten bleiben.

1. Oberbayern: 83229 Aschau i. Chiemgau-Sachrang, Lkr. Rosenheim – bereits verkauft!

Daten: Wohnfläche ca. 180 qm;
Grundstücksfläche ca. 1158 qm.

Objektbeschreibung: Bei dem Baudenkmal handelt es sich um einen historischen Bauernhof in dem kleinen Bergdorf Sachrang in den Chiemgauer Alpen. Vor der Kulisse des Kaisergebirges präsentiert sich das um 1740 erbaute, 1831 erweiterte Einzeldenkmal als Teil des malerischen Ensembles im Ortskern in typisch alpenländischem Erscheinungsbild.

Der eindrucksvolle Hof – der sog. „Pulvermüller zu Sachrang" – verfügt über einen großzügigen Wohn- und Wirtschaftsteil. Der Wohnteil des freistehenden, zweigeschossigen Flachsatteldachbaus besticht durch seine ansprechende Fassade mit gemaltem Fries, Putzgliederung und gedrechselter Hochlaube. Im Inneren stehen ca. 180 qm Wohnfläche zur Verfügung. Über den großzügigen Mittelflur erreicht man giebelseitig die Räume in Erd- und Obergeschoss mit breiten Kassettentüren und zum Teil überhohen Zimmerdecken im Obergeschoss. Eine traditionelle Holztreppe, alte Fliesenböden, tiefe Fensterbänke, breite Holzdielen und eine Bohlenbalkendecke garantieren authentisches historisches Ambiente.

Das urige Bauernhaus befindet sich in einem seinem Alter entsprechend guten Zustand, zeigt jedoch erheblichen Sanierungsbedarf. Im Jahr 1970 wurden Renovierungsmaßnahmen an Eingang, Fenstern, Fußböden und Treppe durchgeführt. 1999 folgte die komplette Erneuerung des Dachstuhls und 2001 die Verstärkung des Firstbalkens mit Schneefang sowie Schutzgitter zum Innenraum.

Auf den traditionellen Wohnbereich folgt der ebenfalls denkmalgeschützte Wirtschaftsteil des Hofes. Der große ehemalige Stall- und Stadelbereich bietet ca. 400 qm Nutzfläche. In Absprache mit den zuständigen Behörden kann dieser einer neuen Nutzung – inklusive Wohnnutzung – zugeführt werden. Den Gesamteindruck des bäuerlichen Anwesens rundet nicht zuletzt der idyllische Gartenbereich mit Vorgarten, großzügigem Gartengrundstück mit Gartenhaus und traditionellem Steintrog ab.

http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=33387364

Förderung: Steuerabschreibungen nach §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG möglich; Zuschüsse bei Instandsetzung denkbar (u. a. aus Denkmalpflegefördermitteln).

Provision: 3,57 % inkl. MwSt.

2. Oberbayern: 85072 Eichstätt, Westenstr. 6 & 6a, Lkr. Eichstätt

Daten: Wohnfläche ca. 686 qm;
Grundstücksfläche ca. 460 qm.
Verkaufspreis: 308 000 €, Verhandlungsbasis
Kontakt: Herr Gunar Gronauer,
Die Denkmalschutz Immobilie, Tel.: 09141 8732-101,
E-Mail: kontakt@die-denkmalschutz-immobilie.de
Objektbeschreibung: Mitten in der Innenstadt von Eichstätt steht der mächtige Eckhauskomplex mit dreigeschossigem Wohn- und Gasthaus und angrenzendem Kinogebäude. Die beiden beachtlichen Einzeldenkmäler sind Teil des Ensembles Altstadt Eichstätt in unmittelbarer Nähe zum historischen Marktplatz. Wo vormals der „Baptistbräu“ und das Kino „Burgtheater“ ihre Gäste begrüßten, stehen heute die Tore offen für eine private und geschäftliche Nutzung.

Das historische Wirtshaus mit einer Wohn-/Nutzfläche von 452 qm wurde um 1453/54 über heute noch erhaltenen, tonnengewölbten hochmittelalterlichen Kellern errichtet. Mitte des 18. Jahrhunderts erfolgte seine barocke Umgestaltung mit Ummauerung der Fachwerkfassaden durch massi-

ves Mauerwerk. Über Jahrhunderte wurde der Gastbetrieb aufrechterhalten und das Wirtshaus durch mehrere Modernisierungsphasen – zuletzt im Jahr 1958 – der Zeit angepasst. Als Teil der historischen Ausstattung führt eine zweiläufige Treppe aus dem späten 19. Jahrhundert weiter zu den zahlreichen Wohnräumen in den beiden oberen Geschossen.

Auf den Gasthof folgt nördlich angrenzend das ehemalige Bräuhaus mit ca. 234 qm Wohn-/Nutzfläche aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Nach Einstellung des Braubetriebs im Jahr 1912 erfuhr das Anwesen eine Umnutzung zum Kinogebäude. 1947/48 wurde aus dem Lichtspielhaus das stadtbekannte Kino „Burgtheater“. Auf das Foyer folgt noch heute der beachtliche Kinosaal mit ca. 150–200 Sitzplätzen und Empore. Die darüber liegende Etage diente als Wohnraum, der auf Wunsch im Erdgeschoss fortgeführt werden kann.
http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=33529612
Förderung: Das Anwesen liegt in einem städtischen Sanierungsgebiet. Unbeschadet der Möglichkeit von Steuerabschreibungen nach §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG sowie Zuschüssen bei Instandsetzung (u. a. aus Städtebauförderungsprogramm und Denkmalpflegefördermitteln) können daher auch ggf. Steuererleichterungen nach § 7h EStG in Anspruch genommen werden, d. h. Sanierungsausgaben können binnen 12 Jahren zu 100 % abgesetzt werden.

3. Niederbayern: 84307 Eggenfelden-Gern, Hofmark 34, 36, Lkr. Rottal-Inn

Daten: Wohnfläche ca. 2400 qm;
Grundstücksfläche ca. 1850 qm.
Verkaufspreis: Verhandlungsbasis
Kontakt: Herr 1. Bgm. Werner Schießl, Stadt Eggenfelden,
Tel.: 08721 708-0, E-Mail: redaktion@eggenfelden.de
Objektbeschreibung: Bei dem Baudenkmal handelt es sich um den sog. „Oberwirt“ in der ehemaligen Hofmark Gern, einem Stadtteil der niederbayerischen Kleinstadt Eggenfelden. Das wohl im 15./16. Jahrhundert errichtete Einzeldenkmal bildet den Mittelpunkt des Ensembles Hofmark Gern, das heute ein überregional bekanntes Kultur- und Bildungszentrum beherbergt. Der mächtige Satteldachbau repräsentiert bauliche und historische Größe, verbunden mit allen Vorzügen einer zukunftsorientierten Gastro-, Gewerbe- und Wohnimmobilie.

Von der im 14. Jahrhundert entstandenen Gerner Hofmark zeugen noch heute die herrschaftlichen Bauten, allem voran der Oberwirt mit seinem historisch bedeutsamen Märzenkeller. Auf den Fundamenten der mittelalterlichen Gewölbekeller entstand im Jahr 1555 der imponierende Massivbau mit ansprechender Gesimsgliederung. Neben seiner Nutzung als Hofwirtschaft diente der spätgotische Bau mit großzügigem Ökonomieteil als frühindustrielle Manufaktur und Landwirtschaftsschule.

Mit einem innovativen, denkmalgerechten Nutzungskonzept kann an frühere Blütezeiten angeknüpft werden. Hierzu bietet der zweigeschossige Steilsatteldachbau mit einer Länge von ca. 60 m beachtliche 2400 qm Wohn-/Nutzfläche verteilt auf zwei Etagen und ein viergeschossiges Dachgeschoss, das auf zwei Ebenen bereits zum Teil zu Wohnzwecken ausgebaut ist. Der ehemalige Gastronomieteil und der fast doppelt so große Ökonomiebereich mit sichtbaren Balkendecken und Tonnengewölbe regen zur Umgestaltung in moderne Wohn- und Geschäftsräume an. Eine Hotelnutzung ist denkbar. Im Untergeschoss warten mächtige Gewölbekeller mit Tonnen- und Kreuzgewölbe auf eine kreative Wiederentdeckung ins-

besondere im Bereich Event- oder Erlebnisgastronomie. Dazu bietet das großzügige Grundstück in unmittelbarer Nähe zum Schlosspark die Möglichkeit zur Außengastronomie mit kulturellem Anspruch.
http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=33157845
Förderung: Das Anwesen liegt in einem städtischen Sanierungsgebiet. Unbeschadet der Möglichkeit von Steuerabschreibungen nach §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG sowie Zuschüssen bei Instandsetzung (u. a. aus Städtebauförderungsprogramm und Denkmalpflegefördermitteln) können daher auch ggf. Steuererleichterungen nach § 7h EStG in Anspruch genommen werden, d. h. Sanierungsausgaben können binnen zwölf Jahren zu 100 % abgesetzt werden.

4. Unterfranken: 63831 Wiesen, Dr.-Frank-Str. 4, Lkr. Aschaffenburg
Daten: Wohnfläche ca. 240 qm; Grundstücksgröße ca. 2576 qm.
Verkaufspreis: auf Anfrage
Kontakt: Herr Anton Leimeister, Bayerische Staatsforsten AöR, Forstbetrieb Heigenbrücken, Tel.: 06020 97995-15, E-Mail: anton.leimeister@baysf.de
Objektbeschreibung: Das alte Forsthaus von Wiesen liegt im Spessart, unweit von Aschaffenburg. In dem holzverschindelten Forstanwesen auf der kleinen Anhöhe neben Rathaus und Kirche wurde Forstgeschichte geschrieben und Tradition gepflegt. Noch heute ist die Jagdbegeisterung spürbar. Hier kann ein modernes Wohn-/Familiendomizil entstehen.

Das zweigeschossige Forsthaus mit angrenzendem Nebengebäude wurde 1826 im Zuge der königlich-bayerischen Forstverwaltung errichtet und diente bis ins 21. Jahrhundert als Forstamt. Der wohlproportionierte Bau hat ein stattliches Satteldach in biedermeier-klassizistischer Form und eine naturnahe Fassade aus Holzschindeln. Er erschließt sich über einen kleinen Zwischenbau zwischen Haupt- und Nebengebäude und eröffnet eine Wohnfläche von 240 qm. Seinem historischen Grundriss folgend stehen in Erd- und Obergeschoss jeweils vier hohe, lichtdurchflutete Räume, Küche, Abstellkammer und Bad zur Verfügung. Nicht selten finden sich in den einzelnen Räumen historische Details wie die traditionelle Holztreppe, historische Türen, das verspielte Lünettenfenster an der Giebelseite oder der große Gewölbekeller. Erste Modernisierungsmaßnahmen haben bereits stattgefunden.

Das Nebengebäude des Forsthauses bietet Um- bzw. Ausbaureserven. In dem Sandsteinquaderbau aus dem 19. Jahrhundert kann weiterer Wohnraum, ein Atelier, eine Werkstatt oder ein zukünftiger Pferdestall auf 71 qm Nutzfläche entstehen. Das weitläufige Grundstück mit herrlichem Garten und großzügiger Grünfläche bietet beste Voraussetzungen für Pferde- und Kleintierhaltung.
http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=33477801
Förderung: Steuerabschreibungen nach §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG und Zuschüsse bei Instandsetzung möglich (u. a. aus Denkmalpflegefördermitteln). Weitere Zuschüsse sind durch die Durchführung der Dorferneuerung denkbar.

5. Unterfranken: 97199 Ochsenfurt, Pfarrgasse 12, Lkr. Würzburg
Daten: Wohnfläche ca. 90 qm; Grundstücksgröße ca. 159 qm.
Verkaufspreis: 35 000 €, Verhandlungsbasis
Kontakt: Herr Ibrahim Unutanlar, Tel.: 09331 982875, E-Mail: Ibo.unutanlar@gmail.com
Objektbeschreibung: Das Stadthaus mit Innenhof und Stallung befindet sich im mittelalterlichen Ensemble der Ochsenfurter Altstadt, im Maindreieck zwischen Würzburg, Marktbreit und Kitzingen.

1470 von Augustinermönchen als Wohnhaus errichtet, erschließt sich der zweigeschossige Satteldachbau über eine hohe Halle im Erdgeschoss. Sein vermutlich bauzeitlicher Plattenboden und seine breite Treppe ins Obergeschoss stimmen auf das Wohnen in historischen Räumen ein. Im Fachwerkobergeschoss ist der bauzeitliche Grundriss weitgehend erhalten. Ein zentraler T-förmiger Flur und mehrere Räume mit überraschend großzügigen Raumhöhen erlauben modernen Wohnkomfort. Auf eine ehemalige Bohlenstube und Küche folgt die sog. gute Stube in der Südwestecke mit Blick in die Pfarrgasse. Zahlreiche Details der früheren Ausstattung – alte Dielenböden, geputzte Wände und Decken, vierfeldrige Holztüren sowie ein Kreuzstockfenster mit Bleisprossen im Flur – verleihen dem Bau das besondere, historische Etwas.

Westlich vom Hauptgebäude schließt ein kleiner Hof mit übermannshoher Mauer und Rundbogentor die kleine Hofanlage zur Pfarrgasse hin ab. Nach hinten bildet ein massives,

zweistöckiges Stallgebäude mit vielversprechenden Aus-/Umbaureserven den Abschluss.
http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=32335345

Förderung: Das Anwesen liegt in einem städtischen Sanierungsgebiet. Unbeschadet der Möglichkeit von Steuerabschreibungen nach §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG sowie Zuschüssen bei Instandsetzung (u. a. aus Städtebauförderungsprogramm und Denkmalpflegefördermitteln) können daher auch ggf. Steuererleichterungen nach § 7h EStG in Anspruch genommen werden, d. h. Sanierungsausgaben können binnen zwölf Jahren zu 100 % abgesetzt werden.

6. Oberfranken: 96114 Hirschaid-Seigendorf, Seigendorfer Hauptstr. 22, Lkr. Bamberg

Daten: Wohnfläche ca. 99 qm; Grundstücksgröße ca. 270 qm.
Verkaufspreis: Verhandlungsbasis
Kontakt: Herr Stefan Endres, Markt Hirschaid,
Tel.: 09543 82 25-23, E-Mail: stefan.endres@hirschaid.de
Objektbeschreibung: Das kleine historische Schulhaus ist ein Halbwalmdachbau aus dem Jahr 1815. Es kann als modernes Wohn-/Ferienhaus genutzt werden.
Beste Voraussetzungen für einen erfolgreichen Neustart sind gegeben. Der kleine Fachwerkbau, der nachträglich versteinert und verputzt worden sein dürfte, erschließt sich traufseitig über einen mittigen Eingang. Die Wohnfläche von derzeit ca. 99 qm ist auf Wunsch erweiterbar. Im Dachgeschoss mit nur einer ausgebauten Stube können schon bald weitere Räume folgen. Authentisches Ambiente, das durch die verbliebene historische Ausstattung noch betont wird, lässt sich mit modernen Wohnstandards verbinden. Mit einer denkmalgerechten Sanierung lässt sich eine einzigartige Wohnatmosphäre schaffen.
http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=32356646
Förderung: Steuerabschreibungen nach §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG möglich; Zuschüsse bei Instandsetzung denkbar (u. a. aus Denkmalpflegefördermitteln).

7. Oberfranken: 95659 Arzberg, Bahnhofstr. 21, Lkr. Wunsiedel i. Fichtelgebirge

Daten: Wohnfläche ca. 1027 qm.
Verkaufspreis: Verhandlungsbasis

Kontakt: Herr 1. Bgm. Stefan Göcking, Stadt Arzberg,
Tel.: 09233 404-0, E-Mail: stadt@arzberg.de
Objektbeschreibung: Bei dem Baudenkmal handelt es sich um den herrschaftlichen Familien- und Firmensitz der bekannten Porzellandynastie Schumann im Herzen von Arzberg im Fichtelgebirge. Die sog. Schumannvilla – ein mächtiger zweigeschossiger Mansardwalmdachbau mit Giebel und Turmerker – wurde 1905 im Stil des Neobarock errichtet. Die historische Schönheit der Architektur und die beeindruckende Historie machen die Schumannvilla zum idealen Wohn- und Geschäftssitz. Hinter dem schmiedeeisernen Jugendstilzaun steht ein repräsentativer Bau aus Sandstein und Mauerwerk mit reicher Werksteingliederung. Das imposante Gebäude verfügt über eine Wohnfläche von ca. 1027 qm. Von herrschaftlichem Lebensstil zeugt die eindrucksvolle historische Ausstattung des Anwesens. Sie verleiht der Villa ihr stilvolles Ambiente, das sich gekonnt in moderne Nutzungskonzepte integrieren lässt.

Im Jahr 1994 stellte der weltbekannte Porzellanhersteller seinen Betrieb in Arzberg ein. Seither blickt die Schumannvilla einer neuen Zukunft entgegen. Eine Teilsanierung des Gebäudes ist bereits erfolgt. Auf Wunsch kann die Wohnfläche durch Ausbau des Dachgeschosses um weitere 313 qm auf 1340 qm erweitert werden. Eine Machbarkeitsstudie für die Umnutzung zu einem modernen Büro-/Firmensitz liegt vor, in der ein konkretes Raumkonzept enthalten ist. Besonders attraktiv ist hierbei die zentrale Lage des Anwesens am Eingangsbereich des in Planung befindlichen Freizeit- und Landschaftsparks der Stadt.
http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=32553511
Förderung: Das Anwesen liegt in einem städtischen Sanierungsgebiet. Unbeschadet der Möglichkeit von Steuerabschreibungen nach §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG sowie Zuschüssen bei Instandsetzung (u. a. aus Städtebauförderungsprogramm und Denkmalpflegefördermitteln) können daher auch ggf. Steuererleichterungen nach § 7h EStG in Anspruch genommen werden, d. h. Sanierungsausgaben können binnen zwölf Jahren zu 100 % abgesetzt werden.

Wolfgang Karl Göhner und Christine Schuller

IM AMT – Tel. 089/2114-0

Methoden des Zentrallabors im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege

Teil 2: Endoskopie

Dieser Beitrag ist unserem verstorbenen Kollegen Restaurator Erwin Mayer (1952–2003) gewidmet. Seiner intellektuellen Zielstrebigkeit ist die hier beschriebene endoskopische Untersuchung des Schutzengels von Ignaz Günther aus dem Münchner Bürgersaal zu verdanken.

Allgemeiner, naturwissenschaftlicher und historischer Hintergrund

Die medizinische Endoskopie reicht bis in die Antike zurück, sie bediente sich anfangs lediglich vergleichsweise einfacher, kleiner Spiegelsysteme. Bereits in diesen ersten Anfängen manifestiert sich jedoch die – keineswegs später zu allen Zeiten selbstverständliche – Einsicht, dass viele Krankheitssymptome im menschlichen Körper räumlich klar begrenzte Ursachen haben, dementsprechend lokal diagnostiziert und zielgerichtet behandelt werden können.

Die materialkundliche Endoskopie ist als bescheidener, moderner Ableger der medizinischen Endoskopie zu verstehen: Mit Hilfe eines lichtoptischen „Schlüsselloch-Beobachtungssystems“ wird ein Bild von einem andernfalls nicht direkt einsehbaren, meist nicht beleuchteten Innenraum-Szenario erzeugt. Typische Untersuchungsobjekte in Denkmalpflege und Restaurierung sind architektonische Hohlräume unterschiedlichster Art sowie Plastiken aus Metall oder Holz.

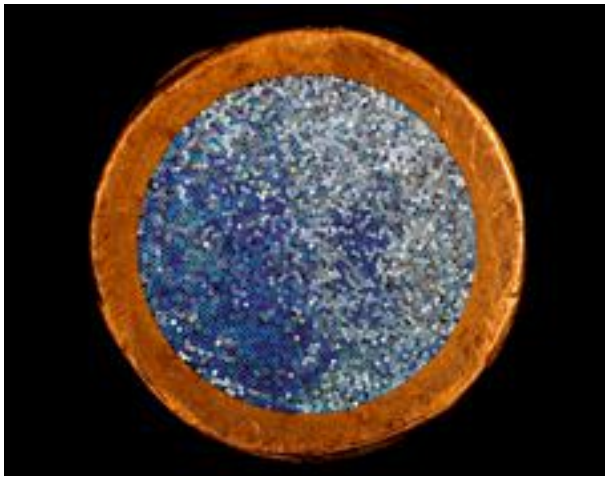


Abb. 1. Blick auf die Stirnseite eines zur endoskopischen Beleuchtung eingesetzten Glasfaser-Lichtleiters. Der Durchmesser des hier gezeigten Faserbündels liegt ohne Fassung bei 4,5 mm. Die haarfeinen, knapp 0,1 mm starken Glasfasern dieses Lichtleiters, über 3500 Stück, sind eher von der groben Sorte: Bei den verwandten endoskopischen Bildleitern kommen noch viel feinere Glasfasern zum Einsatz, die einen etwa 10fach geringeren Durchmesser aufweisen und streng kontrolliert angeordnet sein müssen – sonst würde das transportierte Bild kaleidoskopisch zerwürfelt werden

Abb. 2. Das klassische Stab-Endoskop hat einen Arbeitsdurchmesser von 1 cm und eine nutzbare Länge von 1 m. Der Bildleiter dieses Endoskoptyps besteht im Regelfall aus einer Zylinderlinsenkette. Im Endoskoprohr ist zudem ein Glasfaser-Lichtleiter integriert, der die sehr helle Strahlung einer externen Kaltlichtquelle auf das jeweilige Objekt richtet. Die Linsenoptik ist fokussierbar und löst im Vergleich zu einer Glasfaseroptik merklich besser auf. Vorteil: robust und leicht zu bedienen. Die auf vielen Endoskopen in der Nähe der Einblicköffnung angebrachte, kryptische Kennziffernkette lässt sich mit Hilfe des Wikipedia-Eintrags „Endoskop“ dechiffrieren. Nachteile des Stabendoskops: Beschränkung auf geradlinige Wege, vergleichsweise enges Gesichtsfeld, Einschränkungen in der Veränderbarkeit des Blickwinkels

Das materialkundliche Endoskop besteht im einfachsten Fall nur aus einem miniaturisierten, lichtoptischen Beobachtungssystem, das in der Regel durch eine kräftige Hilfsbeleuchtung unterstützt werden muss. Ein Blick in die einschlägige Literatur zeigt, dass die meisten heute eingesetzten Endoskope vor 30 Jahren noch nicht vorstellbar waren. Die technische Entwicklung ist vermutlich auch jetzt noch keineswegs abgeschlossen. Jedenfalls mag schon der schnelle Lupenblick auf das „Gesicht“ eines endoskopisch einsetzbaren Lichtleiters (Abb. 1) mit über 3500 Glasfasern geeignet sein, auch notorische Zweifler von der grundsätzlichen Leistungs- und Entwicklungsfähigkeit menschlicher Zivilisation zu überzeugen.

Die Gestaltung des Beobachtungssystems

Stab-Endoskope ältester Bauart (Abb. 2) überbrücken naturgemäß nur eine gerade Sichtlinie ohne Hindernisse. Die Bildweiterleitung im Metallstab erfolgt durch eine Zylinderlinsenkette (googeln Sie doch einfach mal im Internet nach „endoscopy rod lenses“!). Stab-Endoskope können, wenn sie in gepflegtem Zustand sind, auch heute

Abb. 3. Ein flexibles „Faserendoskop“ aus den 1990er Jahren mit integrierter Batteriebeleuchtung (in der Abbildung nach rechts ragendes, silbriges Bauteil). Arbeitsdurchmesser 6 mm, nutzbare Länge 1 m. Licht- und Bildleiter in Glasfasertechnik. Der Endoskopkopf kann mit Hilfe des schwarzen Kipphebels auf der Operatorseite per Bowdenzug ähnlich wie ein Finger gekrümmt werden, so dass in der Praxis die meisten erforderlichen Betrachtungsperspektiven erreicht werden können. Vorteil: klein, leicht, transportabel, funktioniert auch bei komplizierten Objektgeometrien. Nachteil: gering aufgelöstes, „pixeliges“ Bild, extrem kleines Gesichtsfeld

noch viele Inspektionsprobleme lösen und liefern eine für die meisten Anwendungen akzeptable Bildqualität.

Flexible Endoskope älterer Bauart (Abb. 3) erzeugen ihr Bild praktisch durchwegs mit Hilfe von Miniaturobjektiven, die das Objektbild auf die Stirnseite eines Glasfaserbündels projizieren und von dort via Glasfaser weiter zur Okularoptik leiten. Jede einzelne Glasfaser überträgt hierbei quasi nur einen Bildpunkt vom Objekt zum Beobachter. Auch wenn man auf diese Weise viele tausend Fasern kunstvoll und streng geordnet in ein Glasfaserkabel packt, bleibt die Bildauflösung gemessen an heutigen Qualitätsansprüchen immer noch sehr bescheiden. Wer würde auch schon eine Kamera kaufen, deren Bildpunktzahlauflösung sich in bescheidenen „Kilopixeln“ – statt der handelsüblichen „Megapixel“ – ausdrücken lässt? Beim ersten Blick durch ein flexibles Glasfaserendoskop werden die meisten Betrachter dementsprechend enttäuscht sein: Das Bildfeld erscheint merklich gerastert, erinnert an ein Bienenwabensystem. Auch lässt das vergleichsweise enge Gesichtsfeld die Assoziation „etwas Licht am Ende des Tunnels“ aufkommen. Markante Szenarien, wie z. B. eine abgefallene Schraube oder eine farblich stark kontrastierende Struktur sind allerdings auch unter diesen Umständen ohne Weiteres erkennbar, weshalb flexible Glasfaserendoskope für einfache Erkennungsaufgaben, auch an schwer zugänglichen Objekten, meist ausreichen.

Die heute am weitesten verbreiteten *Video-Endoskopiesysteme* (Abb. 6, auch Abb. 4) beruhen auf einem völlig anderen Prinzip. Sie erzeugen das endgültige Bild bereits am Faserkopf. Dort ist quasi eine winzige Digitalkamera eingebaut, deren Bildinformation elektrisch zu einem Beobachtungsmonitor oder Computer weitergeleitet werden kann. Es versteht sich von selbst, dass auf diese Weise die Vorteile einer direkten Computeranbindung, digitalen Bildverarbeitung und komfortablen Videodokumentation zum Tragen kommen.

Abb. 4. Die von der Deutschen Bundesstiftung finanzierte Endoskopie-Videoausrüstung des Zentrallabors erlaubt eine Beobachtung großer Volumina über längere Entfernungen hinweg, bei immer noch akzeptabler Bildqualität (19 Jahre nach der Anschaffung!). Abhängig von den jeweiligen Anforderungen können Kameraführung und Hilfsbeleuchtung vorab im Zentrallabor für die jeweilige Anwendung vorbereitet werden – es handelt sich insofern um ein sehr variables, flexibel einsetzbares Baukastensystem. Der rote Pfeil im Foto zeigt auf den Videokopf mit 12 mm Durchmesser. Die nutzbare Länge beträgt 2 m. Das Endoskop lässt sich auf unterschiedliche Entfernungen, von wenigen Zentimetern bis hin zu unendlich exakt fokussieren (alle Fotos: BLfD, Martin Mach)

Praxiswichtig: Die Positionierung des Beobachtungssystems und weitere Verfeinerungen

Ein Endoskop zeigt per se etwas paradoxe Eigenschaften: Einerseits soll es flexibel sein, sich über schwierige Hindernisse hinweg schlangengleich auf eine entfernte Beobachtungsposition begeben können. Einmal am Ziel angekommen wäre es jedoch ideal, wenn das Gerät seine jeweilige Beobachtungsposition absolut zitterfrei halten könnte – damit die Fotos nicht verwackeln. Aufwendigere Endoskope werden deshalb durch halbstarre Stützkonstruktionen, manchmal über mehrere Meter hinweg, zum Zielpunkt geführt. Erst anschließend wird, beispielsweise durch eine ferngesteuerte Drehung des Faserendkopfes nach allen Richtungen und eine exakte Fokussierung das interessierende Objektdetail im bestmöglichen Betrachtungswinkel erfasst. Mit Hilfe von Sonderkonstruktionen können sogar Materialproben entnommen und nicht allzu komplizierte mechanische Operationen ferngesteuert ausgeführt werden.

Die Hilfsbeleuchtung

Im Endoskop eingebaute Lichtquellen sind in der Regel nur zur Ausleuchtung von Distanzen bis etwa 50 cm geeignet. Typische denkmalpflegerische Objekte (Figuren-Innenräume, Fehlböden, Lüftungskanäle etc.) zeichnen sich außerdem durch stark lichtabsorbierende, dunkle Oberflächen aus, deren Abbildung nur durch entsprechend starke Lichtquellen zu beherrschen ist. Bei größeren Innenräu-

Abb. 5. Endoskopie mit einer flachen Digitalkamera durch einen Spalt zwischen Figur und Gebäudewand im Figureninnenraum. Dokumentation von Aufhängung und Innenraum einer Zinkguss-Fassadenfigur am Münchner Völkerkundemuseum. Die Aufnahme liefert eine Fülle von Informationen über die Wandbefestigung und statische Sicherung der Figur. Selbstauslöser, Autofokus, Automatikblitz

men kommen deshalb helle Taschenlampen, wie z. B. Xenon-Hochdruck-Taschenlampen, stärkere Kaltlicht-Glasfasersysteme, Halogen-Hochvoltlampen (Vorsicht: Hitzeentwicklung und Brandgefahr!) und neuerdings auch starke LED-Lichtquellen zum Einsatz. Sehr vorteilhaft ist es, wenn die Beleuchtung bereits im Endoskop integriert ist oder quasi huckepack mitgeführt werden kann. Gelegentlich besteht die Möglichkeit, die Ausleuchtung über eine zweite Öffnung am Objekt zu verbessern. Hierbei müssen allerdings Endoskop und Lichtquelle zueinander synchronisiert werden, was wiederum einen erhöhten Zeitaufwand bedingt.

Zunehmende Ansprüche bei der professionellen bildlichen Dokumentation

In den Anfangszeiten der materialkundlichen Endoskopie war man unter Umständen schon sehr zufrieden, wenn der eigentliche Zweck erfüllt, z. B. die vermisste Schraube oder ein markanter Wandungsriss lokalisiert waren. Die fotografische Dokumentation stand im Hintergrund, sei es, weil die Aufgabenstellung als grundsätzlich nicht dokumentationswürdig empfunden wurde, die eingeplante Arbeitskraft komplizierte fotografische Sonderleistungen nicht zuließ oder der deutlich erhöhte finanzielle Aufwand zur Anschaffung einer Fotoendoskopie-Ausrüstung einfach nicht zu rechtfertigen war. Das Arbeitsblatt „Endoskopie“ des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege aus dem Jahr 2002 beziffert den Anschaffungspreis für eine vergleichsweise bescheidene endoskopische Fotoausrüstung (mit einem Stabendoskop) noch auf 4000 € und nennt Belichtungszeiten von bis zu 3 Minuten! Man könnte nun annehmen, dass eine Belichtungszeit von mehreren Minuten bei unbeweglichen Objekten kein Problem sein sollte, weil Verwacklungsunschärfe nicht zu befürchten sei. In der Praxis wird jedoch schnell klar, dass sich der Endoskopkopf mit zunehmender Distanz von der Einblicköffnung immer stärker bewegt, zumindest wenn im Inneren des Objekts kein geeigneter Aufstützpunkt nutzbar ist. Unter diesen Bedingungen können schon Belichtungszeiten von 1/25 sec zu Problemen führen. Ein sinnvoller Kompromiss liegt in einer kontinuierlichen Videoaufzeichnung (bei einer Lichtmenge, die entsprechend viele Einzelbilder mit jeweils mindestens 1/25 sec Belichtungszeit ermöglicht), aus der nach Abschluss der Untersuchung scharfe Einzelbilder selektiert werden können. Technische Fortschritte bei den elektronischen Bildwandlern erlauben jedoch heute zunehmend kürzere Belichtungszeiten, die früher mit analogen Kameras nie zu erreichen gewesen wären. Nicht zuletzt haben sich die Betrachtungsgewohnheiten geändert: Mobile Displays und Monitore ermöglichen heutzutage die gemeinsame Diskussion eines endoskopischen Befundes bereits vor Ort in typischer Computer-Bildschirmauflösung, während man früher abwechselnd durch das Endoskop blicken musste, womöglich auch die Entwicklung eines Films abwarten musste.

Manchmal einfacher und einfach besser: die kleine Digitalkamera

In der Begeisterung über die in der Regel technisch aufwendige und deshalb vermeintlich hochwissenschaftliche Endoskopie wird gerne vergessen, dass vor allem bei größeren Objektöffnungen und kleinen Arbeitsabständen manchmal

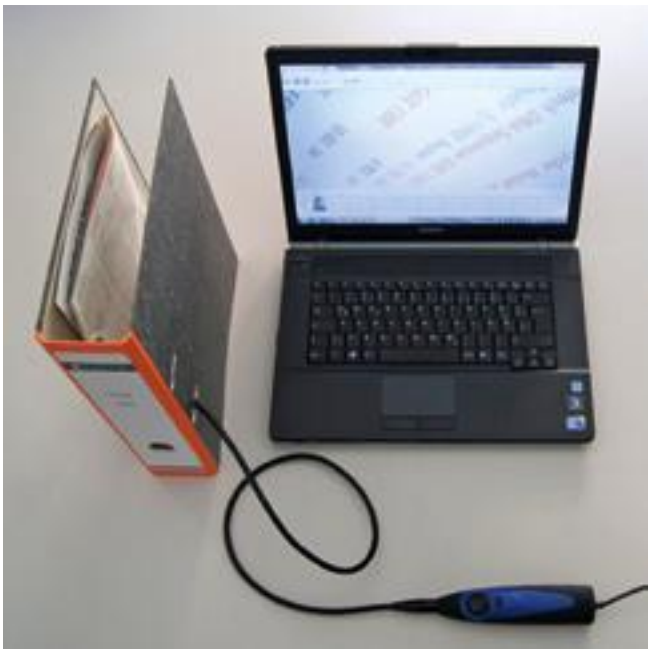


Abb. 6. Preisgünstiges Computer-Endoskop (USB-Endoskop) eines Internet-Discounters. Zur Veranschaulichung der Leistungsfähigkeit solcher Geräte wurde der flexible Bildleiter in den seitlichen Schlitz eines Aktenordners eingeführt. Der Text auf dem Schriftstück im Aktenordner ist per Computer problemlos lesbar. Die regelbare Beleuchtung besorgen in diesem Fall winzige Leuchtdioden (statt der vormals üblichen Faseroptik). Die Ergebnisse der – hier natürlich sinnfreien – Aktion können via Standbild oder Video im Computer gespeichert werden. Achtung: meist keine Fokussiermöglichkeit, deshalb gut im extremen Nachbereich, jedoch mangelnde Schärfe bei größeren Entfernungen. Kopfdurchmesser 7 mm, Arbeitslänge 80 cm (Fotos: BLfD, Martin Mach)

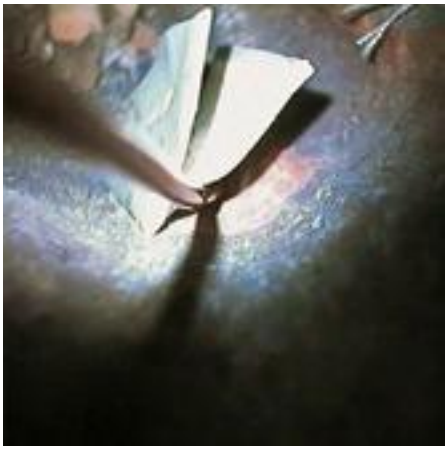


Abb. 7, 8, 9. Endoskopie-Untersuchung des Schutzengels von Ignaz Günther aus dem Münchner Bürgersaal am 14. Dezember 1995 in den Restaurierungswerkstätten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege. Originalvideoaufnahme des im Figureninneren auf Kniehöhe angenagelten, mehrfach gefalteten Zettels, Abziehen des Befestigungsnagels und Loslösen des noch an der Wand klebenden Zettels mit Hilfe eines eigens von Restaurator Karbacher angefertigten Spezialwerkzeugs in Löffelform

Abb. 10, 11. Bergung des in die Höhlung gefallenen Zettels mit Hilfe eines Klebestreifens und Bergung des Befestigungsnagels (roter Pfeil) mittels eines teflonbeschichteten Labor-Magnetrührstabes (Videoaufnahme, Standbilder: BLfD, Zentrallabor)

auch ohne Endoskop mit geringstem Aufwand Bildergebnisse erzielt werden können, die denen eines Endoskops sogar noch überlegen sind. Das Bildbeispiel in Abb. 5 zeigt eine endoskopische Aufnahme, die mit einer flachen Digitalkamera ohne weitere Hilfsmittel angefertigt wurde. Profis konstatieren mit zunehmendem Entsetzen, dass gelegentlich sogar ein modernes Handy vormals komplizierte endoskopische Funktionen übernehmen kann!

Das „Low Budget"-Endoskopiesystem

Die preiswerte Massenproduktion elektronischer Bildwandler führte zu einer Marktsättigung im klassischen fotografischen Bereich und deshalb zur Suche nach neuen Anwendungsgebieten. Zyniker könnten anmerken, dass auch der zunehmende Einsatz winziger Überwachungskameras, z. B. bei der knallharten Optimierung industrieller Produktionsprozesse, die endoskopische Technik beflügelt haben könnte. Tatsache ist jedenfalls, dass heutzutage praktisch jeder Elektronik-Discounter oder Baumarkt preiswerte Endoskope (Abb. 6) anbietet, die in vielen Situationen einem althergebrachten Stab-Endoskop Paroli bieten können.

Anwendungsbeispiel: Die Endoskopie am „Schutzengel" von Ignaz Günther

Die Endoskopie-Untersuchung des Schutzengels von Ignaz Günther aus dem Münchner Bürgersaal liegt zwar bereits fast zwei Jahrzehnte zurück (vgl. Denkmalpflege Informationen, Ausgabe B Nr. 103, Dez. 1995). Sie bleibt jedoch in mehrfacher Hinsicht bemerkens- und beachtenswert, nicht nur wegen ihres Ergebnisses, sondern vor allem auch wegen ihrer Methodik, die schließlich zu einem verdienten Erfolg führte.

Die Deutsche Bundesstiftung Umwelt hatte dem Zentrallabor im Rahmen des sogenannten „Zinkguss"-Projektes (1992–97) eine, gemessen an heutigen Verhältnissen, geradezu traumhafte finanzielle und methodische Freiheit ermöglicht. Dank dieser großzügigen Unterstützung konnte das Zentrallabor eine ungewöhnlich miniaturisierte Video-

kamera (vgl. Abb. 4) erwerben. Diese war vom Hersteller eigentlich für virtuelle Kamerafahrten durch Architekturmodelle entwickelt worden, konnte nun jedoch in eigener Regie und je nach Aufgabenstellung zu einer spezifisch angepassten Endoskopiekamera umgerüstet werden.

In Abwandlung eines bekannten Sprichworts sei daran erinnert, dass es erfahrungsgemäß das wache Auge des benachbarten Spezialisten am Denkmal ist, welches dem Zentrallabor die wirklich interessanten Aufgaben vermittelt. So war es den Restauratorenkollegen Rupert Karbacher und Erwin Mayer nicht verborgen geblieben, dass es im Zentrallabor beim Kollegen Christian Gruber diese ultramoderne Endoskopiekamera gab. Restaurator Mayer bestand konsequenterweise auf einer endoskopischen Untersuchung des Schutzengels, der zu dieser Zeit im Landesamt restauriert wurde. Das neue Videoendoskop lieferte auf seiner Kamerafahrt von der Flügelansatzöffnung des Engels (Eintrittsöffnung des Endoskops) bis hinunter zum Knie des Engels von Beginn an wunderbar plastische Innenraumbilder, die auf einem Monitor von allen zufällig anwesenden Personen live mitverfolgt werden konnten. Aufregung entstand in dem Moment, als Skulpturenrestaurator Edmund Melzl in gewohnt ruhiger Bass-Tonlage anmerkte: „Da ist ein Zettel angenagelt“ (Abb. 7). Mit einem eigens angefertigten Seilzug und Haken wurde der Befestigungsnagel unter ständiger Videokontrolle abgezogen (Abb. 8), der noch an der Figurenwandung klebende Zettel mit einem löffelartigen Werkzeug (Abb. 9) gelöst und dann mit Hilfe eines Klebestreifens nach oben gezogen (Abb. 10). Die abschließende Hebung des Befestigungsnagels besorgte ein am Frontende des Endoskops befestigter Labor-Magnetrührstab (Abb. 11). Da der Videorecorder mitlief, wurden alle wesentlichen Arbeitsschritte lückenlos auf Magnetband festgehalten. Die ohne weiteren Kommentar, aus sich heraus spannenden Szenen wurden in den kommenden Jahren wiederholt im Fernsehen gezeigt, dienten unter anderem zur Auflockerung und Verschönerung medizin-wissenschaftlicher Fernsehfilme, wie z. B. einer Produktion über endoskopisch kontrollierte Fettabsaugung im menschlichen Bauchraum und andere zivilisatorische Errungenschaften. Festzuhalten bleibt, dass günstige Randbedingungen, eine gute Ausrüstung und das fachliche Zusammenwirken aller Beteiligten bei gutem Arbeitsklima (Abb. 12) zu einem Erfolg führten, der andernfalls nicht denkbar gewesen wäre. Noch heute kann man anhand des Ignaz-Günther-Autografs plausibel darlegen, dass sein angebliches Geburtsdatum in der aktuellen Wikipedia wohl falsch sein muss – dort wird der 22. November 1725 genannt, während Ignaz Günther auf seiner handschriftlichen Nachricht an die Nachwelt den 21. November angibt (Abb. 13).

Abb. 13. Das Ignaz-Günter-Autograf. Der Text lautet: „dise Statue des hl: schutzEngels // hat gemacht F. Ignati Gündter // Chl: Bilthauer alhier in München // gebohren in Altmanstain den 21. // Novb(ris): 1725. Verfertiget den 16: // Julij 1763. Vnd(er) Direction // hw: P: Lucas, Bretiger deren // hr: hr: Carmelitern // gemacht worten in eignen haus Negst an // Hahnbate in der Melgas am anger“ (Foto: BLfD)

Abb. 12. Für eine Fernsehproduktion nachgestellte Szene der Endoskopie-Untersuchung am Schutzengel. Von oben: Rupert Karbacher, Christian Gruber, der Initiator Erwin Mayer (1952–2003) und Martin Mach (Foto: BLfD)

Datenspeicherungsskeptikern sei versichert, dass sich die Original-Magnetbandaufnahme von 1995 bei der Überprüfung im April 2014 problemlos und offensichtlich fehlerfrei digitalisieren ließ.

Was es bei der Endoskopie zu beachten gilt

Ein Endoskopie-Ortstermin kann erfahrungsgemäß vorschnell und frustrierend enden, wenn der Geräteoperator vom Auftraggeber unvollständige oder falsche Informationen erhalten hat.

Die folgende Liste der vorab zu klärendenden Randbedingungen mag auf den ersten Blick übertrieben penibel erscheinen, hat sich jedoch in der Praxis bewährt. Vorab zu klären ist vor allem:

- Wie groß ist der nutzbare Durchmesser der Einblicköffnung (wirklich verlässliche Messung, z. B. mit Hilfe eines zylindrischen Holzstabs!)
- Welche Dimensionen hat der zu untersuchende Hohlraum (quasi: „Maus oder Elefant“)?
- Ist die Strecke bis zur Beobachtungsposition für den Endoskopkopf geradlinig gangbar?
- In welcher Entfernung von der Einblicköffnung befinden sich die erhofften Details?
- Müssen auch feine Strukturen erkannt werden?
- Bestehen Risiken für das Objekt (Brandgefahr, delikate innere Strukturen)?
- Bestehen Risiken für das Endoskop (Stauwasser, scharfe Kanten)?

Martin Mach

Was am Ende übrig bleibt …

Zur Problematik von privaten Fundsammlungen

2011 verstarb ein Kreisheimatpfleger und langjähriger ehrenamtlicher Mitarbeiter der bayerischen Bodendenkmalpflege. Der Beginn seines außerordentlich breit gefächerten Engagements reicht bis in die 1950er Jahre zurück. Damals meldete er dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege seine ersten Ergebnisse aus Feldbegehungen und verfasste eine erste archäologische Publikation, der viele weitere folgten. Als Kreisheimatpfleger war er auch Ansprechpartner für andere archäologisch Interessierte in seinem Landkreis und darüber hinaus.

Im Laufe der Jahrzehnte sammelte sich bei ihm durch zahlreiche Begehungen, Baustellenbeobachtungen und Notbergungen rasch eine umfangreiche Menge an Funden an, die er auf verschiedene Wohnungen und Garagen verteilte. Er selbst besaß zwar einen genauen Überblick über seinen Sammlungsbestand, doch dass dies problematische Folgen haben könnte, wurde erst nach seinem Tod erkannt. Seine Erben waren zwar bestrebt, den Nachlass zügig zu ordnen, indem sie die Mietverträge der verschiedenen Liegenschaften, auf die das Material verteilt war, auflösten und die gesamte Sammlung der öffentlichen Hand zur Sicherung übergaben. Doch wer sollte und wollte diesen für die Heimatgeschichte einer ganzen Region so wichtigen „Schatz“ heben? Ein Teil wurde dankenswerterweise vom derzeitigen Kreisheimatpfleger zusammengeführt und vorsortiert, wofür der Landkreis eine Aufwandsentschädigung gewährte. Dieser sah sich aber nicht in der Lage, sich darüber hinaus zu engagieren, auch wenn der Verstorbene als Kreisheimatpfleger jahrzehntelang letztlich in seinem Auftrag gehandelt hatte. Schließlich drohte sogar die Entsorgung der geschichtlich bedeutenden Sammlung.

Zustand der Sammlung vor der Bearbeitung (Foto: BLfD, Ralf Obst)

Pilotprojekt zur Erfassung einer „Altsammlung“

Nachdem es gelungen war, die Eigentumsrechte auf den Freistaat Bayern zu übertragen, entschloss sich das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, die Sammlung in einem Pilotprojekt durch eine hierfür eigens angestellte wissenschaftliche Fachkraft zu erfassen und denkmalfachlich auszuwerten. Ziel des Projekts sollte es vor allem sein, den Aufwand für die Bearbeitung von Altsammlungen hinsichtlich Zeit und Kosten exemplarisch zu ermitteln und mit dem denkmalfachlichen Ertrag (Anzahl der Neufundstellen, Anzahl der Präzisierungen von bekannten Fundstellen) ins Verhältnis zu setzen.

Bereits die erste Sichtung gab Anlass zu der Befürchtung, dass es ohne die Kenntnisse des Verstorbenen nicht mehr möglich sein würde, die Sammlung aufzuarbeiten. Die Beschriftung der Fundeinheiten war nämlich meist dürftig, einige Male gar nicht vorhanden. Häufig fand sich nur der Name der Gemarkung außen auf der Kiste oder Plastiktüte. Existierten Fundzettel, kam es vor, dass sie nicht mit der äußeren Beschriftung übereinstimmten. Die Fundortidentifizierung gestaltete sich demzufolge ab und zu wie eine Detektivarbeit.

In über 500 Arbeitsstunden konnten schließlich alle Objekte, für die der Fundort oder zumindest eine Fundprovenienz genau oder auch nur grob zu ermitteln war, soweit möglich datiert, nach Materialgruppen sortiert, fachgerecht verpackt, mit einheitlichen Fund-IDs versehen und, im Fall von bayerischen Fundstellen, in das Fachinformationssystem des Landesamtes eingegeben werden.

Die Sammlung umfasst Funde vom Mesolithikum bis in die Neuzeit, die meisten Funde datieren aber in vorgeschichtliche Zeit. Vorwiegend stammen die Objekte aus Unterfranken, wenige aus anderen Gebieten Bayerns, einzelne Stücke aus Hessen und Niedersachsen oder aus dem Ausland (Tschechien, Frankreich, Italien). Letztere wurden nach Möglichkeit den dort zuständigen Behörden zugeführt.

Nach der Bearbeitung von 326 Fundeinheiten, also den gemeinsam verpackten Fundstücken, zeigte sich, dass der Großteil nicht mit der gebotenen Sorgfalt hinsichtlich Lageangaben und Fundumständen beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege oder den Unteren Denkmalschutzbehörden gemeldet worden war.

Fast ein Drittel (29 %) konnte nicht mehr zugeordnet werden, 16 % der Fundeinheiten waren nicht exakt lokalisierbar, ließen sich jedoch zumindest auf eine Gemeinde oder Gemarkung beziehen. 37 % waren dem Landesamt durch Meldungen des Sammlers oder anderen Personen bekannt. Davon ließen sich die bisherigen Angaben zu fast der Hälfte (17 %) ergänzen bzw. präzisieren. Etwa ein Fünftel der Fundstellen (18 %) konnte erstmals erfasst werden.
Der wesentliche Gewinn für die Bodendenkmalpflege besteht folglich in dem Kenntniszuwachs durch Neufundstellen und in der Ergänzung und Präzisierung von bekannten Fundplätzen (insgesamt 35 %). Angesichts der eingesetzten Mittel ist der Anteil der nicht oder nur grob zuzuordnenden Fundeinheiten (insgesamt 45 %) jedoch dramatisch hoch.

Die Objekte, die keinem Fundort mehr zugeordnet werden konnten, wurden aussortiert und nach Abschluss des Projekts Universitäten oder Restauratoren zu Übungszwecken zur Verfügung gestellt, da es sich bei ihnen allenfalls noch um schön anzuschauende Antiquitäten ohne weiterführenden wissenschaftlichen Wert handelt.

Konsequenzen

- Zeitnah melden, sorgfältig aufbewahren!

Die genannte Sammlung und ihre Geschichte zeigen eindringlich, wie wichtig es ist, archäologische Funde zeitnah nach ihrer Entdeckung mit den notwendigen konkreten Angaben zu Fundort und Fundumständen beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege oder der Unteren Denkmalschutzbehörde zu melden und so auch die Meldepflicht nach Artikel 8 des Denkmalschutzgesetzes zu erfüllen. Anschließend sollte nicht an Aufwand gespart werden, die Fundeinheiten sorgfältig zu beschriften, zu verpacken und sicher zu lagern.

- Eigentum verpflichtet!

Man sollte sich über die Verantwortung klar sein, die man als Finder archäologischer Objekte in Bayern innehat. Da hier im Gegensatz zu allen anderen Bundesländern im Denkmalschutzgesetz keine Regelung zum Fundverbleib existiert, wird das Eigentum an archäologischen Funden nach § 984 („Schatzfund“) des Bürgerlichen Gesetzbuches geregelt, das dem Finder und dem Grundeigentümer jeweils hälftiges Eigentum zuspricht. Nur wenige Feld- und Geländebegeher sind jedoch zugleich Finder und Grundeigentümer. Die Mehrheit begeht fast durchweg Flächen, die sich nicht in ihrem Eigentum befinden, und wird so lediglich hälftiger Eigentümer eines Fundobjekts. Da die Finder aber in der Regel 100 % in ihrem Besitz halten, sind sie auch allein für den Erhalt der Fundstücke verantwortlich.

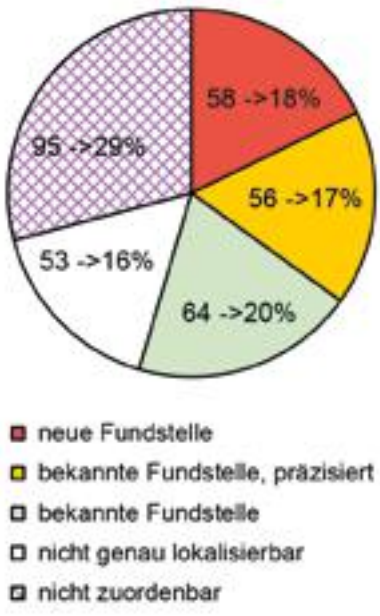
- Partner suchen!

Am günstigsten ist es, wenn sich Grundeigentümer und Finder über den Fundverbleib einigen bzw. ihr jeweils 50-prozentiges Eigentum dem Anderen oder gemeinsam zugunsten eines Dritten abtreten. Im Hinblick auf eine fachlich richtige und nachhaltige Verwahrung steht hier die Archäologische Staatssammlung München an erster Stelle. Auch nichtstaatliche Museen, historische Vereine oder Kommunen können langfristig Verantwortung für den Bestand und die Pflege einer archäologischen Sammlung übernehmen. Allerdings hängt deren Engagement nicht selten an einzelnen archäologisch interessierten und zumeist ehrenamtlich tätigen Personen, sodass mit deren Rückzug aus Amt oder Ehrenamt vermeintlich gelöste Probleme erneut auftauchen können.

- Frühzeitig handeln!

Immer wieder müssen das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, aber auch Museen und Universitäten feststellen, dass ungeregelte Nachlässe archäologisch interessierter Privatleute in der Schuttmulde oder auf Flohmärkten enden. Es ist verständlich, das sich keiner gerne mit seiner Endlichkeit beschäftigt. Will man jedoch, dass ein Lebenswerk nachhaltig wirkt, empfiehlt es sich, frühzeitig den dauerhaften Verbleib einer archäologischen Sammlung zu regeln. Die Ansprechpartner im Sachgebiet „Ehrenamt in der Bodendenkmalpflege“ (Oberbayern, Niederbayern, Schwaben: Frau Dr. Sabine Mayer, Dienststelle Regensburg, Tel. 0941/595748-16, E-Mail: sabine.mayer@blfd.bayern.de; Franken und Oberpfalz: Herr Dr. Ralf Obst, Dienststelle Bamberg, Tel. 0951/4095-46, E-Mail: ralf.obst@blfd.bayern.de) beraten gerne und können Lösungswege aufzeigen, bevor eine Sammlung archäologischer Objekte „über den Kopf“ wächst.

Andreas Büttner, Ralf Obst, Markus Ullrich
und Kathrin Schäfer



Ergebnisse aus der bearbeiteten Sammlung (Grafik: BLfD, Kathrin Schäfer)

PORTRÄTS

Dr. Georg Paula, 23. Mai 1955 – 26. März 2014

Ein Leben für die Denkmäler und die barocke Kunst

„Ich will nicht stören“ – so kam er meistens ins Zimmer. Stören, lästig fallen, wollte er nie, und er störte auch nie – trotz seiner stattlichen Figur wirkte er immer dezent. Er kam auch nicht aus nichtigem Grund, er kam, wenn er etwas brauchte oder etwas brachte. An bloßen Verlustierungen im Amt nahm er nicht teil. Das war ihm wohl Zeitverschwendung. Ohne dass er jemals Ausdrücke wie „Arbeiten ohne Zeitverlust“ oder „Effektivität“ in den Mund genommen hätte, waren das sicher mit die Grundzüge seiner Arbeitsweise. Und er hat die Zeit, die ihm gegönnt war, wahrlich genutzt. Am 26. März 2014 verstarb nun unser Kollege Dr. Georg Paula nach kurzer schwerer Krankheit im Alter von nur 58 Jahren.

Geboren in Pöttmes, aufgewachsen in München, studierte Georg Paula nach einem zweijährigen „Ausflug“ in die Welt von Mathematik und Physik an der Technischen Hochschule München zwischen 1976 und 1983 an der Ludwig-Maximilians-Universität München Kunstgeschichte, Archäologie, Volkskunde und Mittelalterliche Geschichte. Promoviert wurde er mit einer Arbeit über Johann Georg Dieffenbrunner (1718–85). Dem Künstler und seinem Werk blieb er auch nach seiner Promotion mit der Veröffentlichung zahlreicher Aufsätze treu, und bereits hier zeigte sich sein besonderes Interesse an Künstlerpersönlichkeiten des Barock, wie weitere Arbeiten zu Cosmas Damian Asam (1686–1739), Matthäus Günther (1705–88) oder Melchior Steidl (1657–1727) belegen. Ab 1984 arbeitete er als Hauptautor an dem 1989 erschienenen Dehio-Band für Bayerisch-Schwaben zusammen mit Dr. Bruno Bushart, der die Stadt Augsburg übernahm. Parallel dazu leistete Paula ein zweijähriges Volontariat beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege ab, das ihn für eine Anstellung ab 1988 prädestinierte.

Nach verschiedenen Tätigkeiten in den Abteilungen A (Praktische Bau- und Kunstdenkmalpflege) und C (Inventarisation) beauftragte man ihn mit der Erstellung von Denkmaltopographien, eine Tätigkeit, die ihm, wie er gelegentlich verriet, „einfach große Freude bereitete“. Nach der Bearbeitung der Bau- und Kunstdenkmäler für die Denkmaltopographie des Landkreises Kelheim (erschienen als Denkmäler in Bayern, Bd. II.30, 1992) und des Landkreises Bad Tölz-Wolfratshausen (Bd. I.5, 1994) wurde er ab 1. November 1993 als Listenreferent unbefristet weiterbeschäftigt. In der Abteilung Inventarisation bzw. seit der Strukturreform 2003 im Referat Denkmalliste und Denkmaltopographie folgten dann die Denkmaltopographien für den Landkreis München (Bd. I.17, 1997), den Landkreis Weilheim-Schongau (Bd. I.23, 2003), den Landkreis Aichach-Friedberg (Bd. VII.87, 2012) sowie die Zusammenstellung der Ensembles aus dem Regierungsbezirk Oberbayern (Bd. I.A, 1997) und Mitarbeit am Band für die Stadt Nördlingen (Bd. VII.90/2, 1998). Ein wichtiges Anliegen war ihm die Neufassung des Dehio Schwaben, dessen Gesamtüberarbeitung und redaktionelle Bearbeitung er rund 20 Jahre nach der Erstpublikation 2008 vorlegen konnte.

Dr. Georg Paula †
(Foto: BLfD)

Seine Liebe zum Detail, seine Akribie, die sich in den Denkmaltopographien in den zahlreichen, sorgfältig nach Jahrhunderten gegliederten Inventaren zu Architekten, Künstlern und Handwerkern zeigt, verrät vielleicht den Naturwissenschaftler, der ebenfalls in ihm schlummerte. Für die Barockzeit, speziell die malerischen und plastischen Kunstwerke, war er der absolute Experte. Durch seine Arbeit in Schwaben und Oberbayern, die ihn bis in die kleinsten Dörfer und Kirchen führte, hatte er eine intime Kenntnis der südbayerischen Kunstlandschaft und konnte immer wieder bisher noch nicht entdeckte Werke dem Œuvre von Künstlern zuweisen. An die hundert Bücher, Artikel und Lexikon-Beiträge hat er in den letzten 30 Jahren publiziert. An der eindrucksvollen Produktivität zeigt sich jedenfalls auch sein Ansatz, die Führung der Denkmalliste immer sogleich zum Anlass zu nehmen, die Einzelobjekte in ihren Zusammenhang zu stellen und die Denkmallandschaft einer breiteren Öffentlichkeit wissenschaftlich fundiert zu vermitteln.

Mit Georg Paula verliert das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege einen angenehm zurückhaltenden, äußerst zuvorkommenden und hilfsbereiten Kollegen, der ungern im Rampenlicht stand, sondern sich lieber mit der Kraft der Feder kenntnisreich mitteilte. Nicht nur die fachliche Lücke, die durch den Verlust des geschätzten Kollegen entstanden ist, wird nicht zu füllen sein. Seine Kolleginnen und Kollegen werden ihn stets in bester Erinnerung behalten.

Markus Ullrich und Karlheinz Hemmeter

Klaus Eisele – der Herr der Schächte

Ruhestand nach 38 Dienstjahren

Ende Juli 2014 geht nach 38 Dienstjahren Klaus Eisele in den wohlverdienten Ruhestand. Besonders die Grabungstechniker/-innen werden ihn vermissen, denn er hat als erster und langjähriger Sprecher ihrer Berufsgruppe im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege viel für sie erreicht, unter anderem regelmäßige Fortbildungen – Treffen, die nicht nur für den fachlichen, sondern auch persönlichen Austausch unerlässlich geworden sind. Dies ist nicht nur seiner in vielen Dienstjahren angesammelten Erfahrung, sondern in erster Linie seiner ruhigen, freundlichen und sachlichen Art, der kein Chef widerstehen konnte, geschuldet. Bei der in den 1990er Jahren noch sehr heterogenen Gruppe der Grabungstechniker wurde Klaus Eisele zur Integrationsfigur und ist es bis heute geblieben.

Eisele war als „Quereinsteiger“ 1976 zur Archäologie gekommen und ohne weitere Vorkenntnisse für die Grabungen am Main-Donau-Kanal eingestellt worden, zusammen mit seinem damaligen Chef Dr. Bernd Engelhardt. Als dieser 1980 die Leitung der Dienststelle Landshut übernahm, blieb Eisele Grabungstechniker am Kanal, von 1980 bis 1984 unter Bernd-Rüdiger Götze, von 1984 bis 1985 unter Dr. Robert Koch und danach unter Dr. Michael Hoppe. 1990 wechselte Klaus Eisele offiziell zur Außenstelle Landshut, sein Lebensmittelpunkt blieb jedoch im Kelheimer Raum, wo er zur Unterstützung der zwischenzeitlich etablierten Kreisarchäologie weiter graben durfte.

Mit dem jungen, dynamischen Dr. Michael Rind verbinden ihn 20 Jahre Dienstzeit: Durch unzählige Baustellenbeobachtungen, Sondagen und Notgrabungen konnten sie im Landkreis eine flächendeckende Bodendenkmalpflege betreiben. Aus manch zufälliger Grabung entwickelten sich spannende Forschungen. 1990 pflügte z. B. ein Bauer am Frauenberg bei Weltenburg eine menschliche Schädelkalotte aus – Anlass zu einer Notgrabung der Kreisarchäologie, die sich bald zu einer der langjährigen Untersuchungen oberhalb des Klosters ausweiten sollte. Was mit einem spätantiken Mädchenskelett begann, entpuppte sich als komplexes Bodendenkmal mit mehrperiodiger vorgeschichtlicher Siedlung und drei urnenfelderzeitlichen Grabenwerken. Als deren Untersuchung sich 1999 dem Ende näherte, war bereits ein nächstes Großprojekt am Laufen: Trotz denkmalpflegerischen Schutzmaßnahmen war der Kiesabbau im jungsteinzeitlichen Feuersteinbergwerk von Arnhofen genehmigt worden. Für Klaus Eisele hieß es ab 1998 „Schicht im Schacht!“ Mit kleinen Unterbrechungen war er jährlich bis 2009 maßgeblich an der Untersuchung dieses einzigartigen Bodendenkmals, von dem aus halb Süddeutschland über Jahrhunderte mit Feuerstein beliefert wurde, beteiligt. An den ersten Schacht erinnert er sich noch ganz genau! Wegen Einsturzgefahr hat er ihn eigenhändig ausgeschaufelt und gezeichnet. Wieviele Schächte er in der Folge ergraben hat, kann er auf Anhieb benennen: 674 Stück! Allerdings nicht mehr allein und mit unterschiedlichen Grabungsmethoden.

Auch als Dr. Rind zum 1. Januar 2009 Kelheim verließ, blieb Eisele seinen Schächten treu, als Mitarbeiter im DFG-Projekt zur wissenschaftlichen Auswertung und Aufarbeitung des neolithischen Feuersteinbergwerks von Arnhofen. Dass diese Aufgabe als Nebentätigkeit nicht zu bewältigen war, liegt auf der Hand, denn inzwischen bahnten sich weitere Umbrüche an: Das jahrzehntelang genutzte und liebgewonnene – natürlich auch gut mit Funden, Büchern und Dokumentationen gefüllte – Domizil der Kreisarchäologie auf dem Pechlerberg in Kelheim musste geräumt werden. Wie wertvoll die Hilfe eines „alteingessenen“ Mitarbeiters wie Klaus Eisele bei den Umzugsvorbereitungen war, davon konnte Dr. Ruth Sandner, die neue Kreisarchäologin, ein Lied singen! Als sie Kelheim bereits Ende 2010 wieder den Rücken kehrte, hinterließ sie zunächst eine vakante Stelle. Genau in diese Zeit fiel der Umzug in ein zunächst nur notdürftig möbliertes Gebäude in Riedenburg – ohne Klaus Eisele undenkbar! Mit der Neubesetzung der Kreisarchäologenstelle mit Dr. Joachim Zuber 2011 kehrte wieder der normale Alltag ein. Klaus Eisele, seit 1. Oktober 2009 in Altersteilzeit, entschied sich, Sonderurlaub zu nehmen, um sein „liebstes Kind“, wie er sagt, das Feuersteinbergwerkprojekt noch vor seinem Ruhestand zu einem qualifizierten Ende zu bringen.

Klaus Eisele in Arnhofen (Foto: Michael M. Rind)

Über seine Zeit „danach“ macht er sich keine Sorgen. Pläne hat er viele, und die Freude an der Archäologie hält an. Als nächstes kommt das Keltenfest, dann einige Ausstellungen im Museum Kelheim, bei denen er seine Frau, Museumsleiterin Petra Eisele, immer schon tatkräftig unterstützt hat. Danach vielleicht ein Urlaub … Ob Sri Lanka, wo er gerne mal auf Ausgrabungen tätig war, oder die Toskana, wo der Rotwein am besten schmeckt, ist noch nicht geklärt! Herzlichen Dank und alles Gute für die Zukunft.

Silvia Codreanu-Windauer und C. Sebastian Sommer

Spezialist für Bodenradar Roland Linck verlässt das BLfD

Zum 31. März 2014 hat sich Roland Linck nach langjähriger erfolgreicher Forschungsarbeit in der archäologischen Prospektion vom Geophysiker-Team des Landesamtes verabschiedet.

Linck hatte bereits 2003/04 als Zivildienstleistender bei uns gearbeitet und sich anschließend für den Studiengang Geophysik an der Ludwig-Maximilians-Universität München eingeschrieben. Als für ihn die Diplomarbeit anstand, konnte er im Rahmen eines Vertrages für studentische Hilfskräfte 2009 in unserer Arbeitsgruppe beschäftigt und mit dem Aufbau und der Adaption eines Bodenradargerätes zur archäologischen Prospektion betraut werden. In seiner Diplomarbeit zu diesem Thema hat er sich zunächst um die Optimierung des im Jahre 2008 beschafften Radar-Gerätes und um erste Testmessungen an geeigneten archäologischen Fundstellen in Bayern gekümmert. Darunter waren wichtige Projekte wie die Vermessung römischer Fundamente neben der Dienststelle des BLfD in Regensburg. Seit 2010 führte er die Arbeiten im Rahmen seiner Dissertation fort, wobei er sich intensiv mit der methodischen Grundlagenforschung und den geophysikalisch relevanten Parametern der Radar-Prospektion beschäftigte, um damit die Interpretation der Messergebnisse weiter zu verfeinern. Zugleich gelang es ihm, die Visualisierung der Daten für die archäologische Anwendung zu optimieren. Mittlerweile stehen uns aus seinem Fundus Radarmessungen von mehr als 60 Projekten in Bayern zur archäologischen Auswertung zur Verfügung. Darunter sind einige bedeutende Ergebnisse, u. a. die Vermessung der Römerstadt Cambodunum im archäologischen Park Kempten, die Entdeckung des Vorgängers von Kloster Schlehdorf oder die Vermessung mehrerer römischer Villen in Südbayern.

Mit den Radardaten des am Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR) neu entwickelten Radar-Satelliten und unter Berücksichtigung der physikalischen Eigenschaften von Böden konnte Linck die Möglichkeiten und das Potenzial von Satellitenradardaten für die archäologische Prospektion untersuchen und mit den am Boden vorgenommenen Radarmessungen vergleichen. Durch den Vergleich terrestrischer geophysikalischer Methoden (Magnetometerprospektion und Bodenradar) sowie archäologischer Ausgrabungen mit den Resultaten des Satellitenradars gelang hier erstmals der Nachweis sowie die Verifikation der Eindringtiefe von Satellitenradarwellen in den Boden. Auch aus rein archäologischer Sicht waren die Ergebnisse spektakulär. Die Messungen lieferten neue Erkenntnisse zur Stadtanlage von Palmyra (Syrien) und Baalbek (Libanon) sowie weiteren, mittlerweile durch den Bürgerkrieg unzugänglichen Regionen Syriens. Damit konnten erstmals die Einsatzmöglichkeiten dieser Fernerkundungsmethode für die Archäologie aufgezeigt werden.

Das Deutsche Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR) stellte Linck dafür freundlicherweise kostenlos die Messdaten für die UNESCO Weltkulturerbestätte Palmyra (Syrien) zur Verfügung. Wegen des Bürgerkrieges in Syrien war es Roland Linck leider nicht mehr möglich, Bodenradardaten in Palmyra zu erheben. Von dort standen ihm lediglich Magnetometerdaten von 1998 für einen Vergleich zur Verfügung. Es gelang ihm jedoch unter besonderem persönlichen Einsatz und dank seiner internationalen Vernetzung mit den Kollegen dieses Forschungszweiges, bereits vorhandene Bodenradardaten vom Kollegen Dr. Sirri Seren (Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik, Wien) sowie von der DLR einen weiteren Datensatz des TerraSAR-Satelliten für eine vergleichbare archäologische Fundstelle in Syrien zur weiteren Bearbeitung zu beschaffen. Damit konnte erstmals der Nachweis kleinteiliger archäologischer Strukturen durch Satellitenradar im oberflächennahen Untergrund erbracht werden.

Seine Arbeiten für das BLfD schlagen sich in mehr als 50 sowohl nationalen als auch internationalen Publikationen und Buchbeiträgen nieder. Umso bedauerlicher, dass wir so einen Mitarbeiter ziehen lassen mussten.

Jörg W. E. Faßbinder

Dr. Roland Linck (Foto: BLfD, Doris Ebner)

Die Leiterin der Personalverwaltung Mirjam Pfeiffer wechselt nach Augsburg

„Frau Pfeiffer geht“, Mirjam Pfeiffer, Dipl.-Verwaltungswirtin (FH) und stellvertretende Verwaltungschefin, verlässt das Landesamt! Sechs Jahre und fünf Monate im Dienst der Personalverwaltung und Anlaufstelle für unzählige Personalfragen und -probleme, denen man sich als kleiner Mitarbeiter einer großen Behörde ausgeliefert sieht: Man gewöhnt sich ja so schnell an ein Gesicht und steht dann einem angekündigten Wechsel ganz ungläubig gegenüber.

Aber spulen wir doch einmal zurück an den Jahresanfang 2008: Damals freute man sich, als die im badischen Bühl geborene Beamtin mit dem ganzen Elan, Enthusiasmus und einer großen Portion Engagement, der einer jungen Frau eigen ist, aus der Bundesverwaltung an unser Haus kam. Dort hatten u. a. Personalsachbearbeitung und -bemessung, Fuhrparkverwaltung und Organisationsuntersuchungen zu ihren Aufgaben gezählt. Die Grundlagen für ihr Wissen hatte Frau Pfeiffer auf der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung Kehl im Schwarzwald erworben. Ihre Abschlussarbeit befasste sich mit Mediation in der öffentlichen Verwaltung. Ihre Kenntnisse über Vermittlungsmöglichkeiten konnte sie

Mirjam Pfeiffer (Foto: BLfD, Doris Ebner)

auch in der „Alten Münze“ bald praktisch und dauerhaft einsetzen, denn Fähigkeiten zur Vermittlung und ein „offenes Ohr“ sind im Personalbereich oft genug gefragt.

Schon in ihrem Einstandsjahr durfte Frau Pfeiffer großen Einsatz bei der Einführung des vollintegrierten Verfahrens komplexer Anwendungen (VIVA) einbringen – kurz erläutert: eine SAP-Anwendung, die das BLfD bei Personaladministration, Organisationsmanagement und Bezügeabrechnung unterstützt. Hier war sie Anwendungsbetreuerin und zudem Prüferin. Frau Pfeiffer kümmerte sich um sämtliche tarif-, arbeits- und beamtenrechtliche Angelegenheiten in unserem Haus und sorgte für Qualität im Bewerbungsverfahren, ausgewogene Personalstruktur, Transparenz von Entscheidungen, Gleichbehandlung und Gleichstellung. Sie trug so zu einem positiven Erscheinungsbild der Personalverwaltung bei. Die Beförderung zur Regierungsamtsrätin im Jahr 2009 war nur konsequent. Neben der Verwaltungsarbeit waren ihr auch die Ziele und Menschen des Hauses wichtig, die sie als „begeisterungsfähig für die eigene Arbeit“ beschreibt. Nimmt man sich in diesem Zusammenhang die Ausgabe der Denkmalpflege Informationen Nr. 139 (März 2008) zur Hand, in der Mirjam Pfeiffer auf Seite 58 vorgestellt wurde: Damals freute sie sich auf ein abwechslungsreiches Aufgabengebiet, auf Einblicke in das ganze Spektrum der Aufgaben der Landesbehörde, und sie wollte einen Beitrag für ein positives Betriebsklima im Amt leisten: Wir denken, das ist ihr gelungen!

Begeistert war sie von den Festen und Jubiläen, die sich während ihrer Amtszeit ereignet hatten, wie das Jubiläum zum 100-jährigen Bestehen des Landesamtes 2008, die Neujahrsempfänge, die Sommerfeste in unserem Arkadenhof, die Theateraufführungen, die bis vor einiger Zeit hier noch stattfanden, und als „Zugezogene“ genoss sie auch die kulturelle Vielfalt des schönen Freistaates und der Landeshauptstadt, insbesondere der nationalen und internationalen Kultureinrichtungen.

Ein Ereignis ganz besonderer Art war der Wechsel in der Amtsleitung im letzten halben Jahr und die damit verbundenen Festivitäten und Veränderungen – ein Ereignis, dem Neugierde und Erwartungen entgegengebracht werden und das nicht in die Dienstzeit eines jedes fällt. Allzu lang konnte sie allerdings den neuen Generalkonservator nun nicht mehr erleben.

Denn nun verlässt sie uns und wechselt über zum Rechnungsprüfungsamt nach Augsburg, eine dem Bayerischen Obersten Rechnungshof direkt nachgeordnete Behörde. Dort wird sie Personalausgaben prüfen. „Es ist wieder eine neue Herausforderung und eine berufliche Weiterentwicklung“, sagt sie – und „die Möglichkeit, die Augsburger Kulturlandschaft zu genießen. „Und ganz nebenbei“, meint sie, „komme ich dem Ländle, dem Baden-Württembergischen, wieder etwas näher“. Wir wünschen ihr für die Zukunft alles Gute!

Ina Hofmann

EDV-Betreuer Tobias Bobrowski wechselt zur Gesundheitspflege

Zum Ende Juni 2014 verlässt Tobias Bobrowski nach 14 Jahren das Landesamt für Denkmalpflege, dem er seit September 2000 angehörte. Bis 2002 arbeitete er bei der Reisekostenabrechnung und Zeiterfassung, ehe er ins Sachgebiet G3 Informations- und Kommunikationstechnik wechselte.

Viele Jahre lang kümmerte er sich um die weit über 300 Computeranlagen der Kollegen: Computerarbeitsplätze einrichten, Maildadressen verwalten, Datenspeicherung und -sicherheit, Netzadministration, Gerätereparaturen, Wartung, Instandhaltung, Aktualisierung der Ausstattung, Problemlösungen finden – Arbeitsfelder gab es viele. Auch die Kopierer, die Telefonanlage, die Heimarbeitsplätze waren zu betreuen. Hilferufe der Kollegen bei Computernotständen aller Art trafen jeden Tag bei ihm ein: vergessene Passwörter, streikende Drucker, flackernde Bildschirme; mit vielerlei Anfragen wurde Bobrowski konfrontiert und musste Lösungen finden, um die Arbeitsfähigkeit im Amt zu gewährleisten. Nicht zuletzt eine heiße Maus des Gene-

Tobias Bobrowski (Foto: BLfD, Doris Ebner)

ralkonservators war zu kurieren! Lösungen zu suchen und zu finden war für Tobias Bobrowski aber immer eine Herausforderung, der er sich gerne stellt. Manchmal wünschte er sich mehr Zeit dafür.

Von Herbst 2006 bis Herbst 2009 war Tobias Bobrowski zwischenzeitlich zur Fortbildung in Hof, um vom mittleren Dienst in die gehobene Beamtenlaufbahn zu wechseln, mit Schwerpunkt Verwaltungsinformatik. Ab Juli 2014 wechselt er nun ins Staatsministerium für Gesundheit und Pflege, wo er seine langjährigen Erfahrungen einsetzen möchte.

Die persönlichen Kontakte, die er im BLfD geknüpft hat und die ihm wertvoll geworden sind, sollen aber freundschaftlich erhalten bleiben.

DE

Zum Abschied von Dr. Karl Schmotz

Der Kreisarchäologe von Deggendorf geht in Ruhestand

Im Spätsommer 2014 geht mit Dr. Karl Schmotz einer der „Großen“ der bayerischen Archäologie und Bodendenkmalpflege in den Ruhestand. Über 33 Jahre prägte er wie kein anderer Denkmalpfleger nicht nur seinen Landkreis, sondern einen ganzen Bezirk – Niederbayern.

Der am 11. Juni 1949 im östlichen Oberbayern Geborene fand schon früh zur Archäologie. Nahe seinem Heimatort Weilheim beteiligte er sich erstmalig 1966 als Schüler an einer Ausgrabung, im nahe gelegenen Polling, in einer neolithischen Siedlung. Das sollte ihn auf der einen Seite fachlich prägen, denn die Jungsteinzeit mit ihren die Menschheit verändernden Entwicklungsschüben und ihren besonderen Bauformen hat ihn wohl besonders fasziniert. Auf der anderen Seite waren dies das Mittelalter und die frühen Kirchen. Als Student „drängte“ er sich z. B. 1977 mit einer selbst organisierten Grabung in die Sanierung der Stadtkirche in Weilheim. Nach dem Abitur und einem Erststudium der Elektrotechnik wendete er sich der Vor- und Frühgeschichte, Provinzialrömischen Archäologie und Bayerischen Landesgeschichte zu und erschien 1975 in München am Institut in der damaligen Meiserstraße. Mit der seinerzeit nur aus kaum zwei Dutzend Studenten bestehenden Institutsgruppe unter dem damals neu berufenen Professor Dr. Georg Kossack durchlief er eine harte und intensive Schule, die ihn schon bald zu seinem Promotionsthema in sein späteres Arbeitsgebiet führte (damals war in den Geisteswissenschaften regelmäßig der Doktorgrad der erste und einzige universitäre Abschluss). Dem schon bald wegen seiner Sorgfalt und seines gelehrten Auftretens als der „Dokta“ bekannten Seniorstudenten begegnete der Autor Ende der 70er Jahre als seinerzeitiger „Frischling“ des Instituts in dessen Studierkammer unter dem Dach Ecke Schelling-/Amalienstraße (heute steht hier der Neubau des sogenannten Historikums) und war tief beeindruckt von der Ernsthaftigkeit und Intensität, mit der Karl Schmotz seine Fundmassen bearbeitete und zu durchdringen versuchte. Das Ergebnis, vordergründig die Verlagerung seines Arbeitsschwerpunkts schon ab 1977 auf Anregung von Rainer Christlein nach Niederbayern, war die 1983 abgeschlossene Dissertation, publiziert als „Die vorgeschichtliche Besiedlung im Isarmündungsgebiet“ in der Reihe Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege (Band 58, 1989).

Der unbedingte Wunsch, die archäologische Materie zu durchdringen, kennzeichnete ab 1981 Karl Schmotz’ erste (und einzige) Anstellung, als Kreisarchäologe für den Landkreis Deggendorf. Der seinerzeitige Landrat Dr. Georg Karl war 1978 mit der Einrichtung einer solchen Stelle der Anregung des für Niederbayern zuständigen Referatsleiters in der Bodendenkmalpflege am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und späteren Leiter der Abteilung, Dr. Rainer Christlein, gefolgt. Beispiel war die kurz vorher eingerichtete Stadtarchäologie in Straubing, weitere Kommunalarchäologien, vor allem nach dem Vorbild der dann von

Karl Schmotz (Foto: Marianne Neesen)

Karl Schmotz vorgelegten Praxis, sollten im Bezirk bald folgen.

Schon bald war er im Landkreis bekannt „wie ein bunter Hund“. Überall, wo Bodeneingriffe in den damals noch wenig in der Öffentlichkeit bewussten Bodendenkmälern drohten, war er zu finden: in der Diskussion mit den Bauherren und Bürgermeistern auf der Suche nach Möglichkeiten, vor der drohenden Zerstörung durch Baumaßnahmen noch den archäologischen Spaten anzusetzen. Und bald darauf stand er dann jeweils meist selber „im Dreck“, um zusammen mit Freiwilligen, sogenannten ABMlern (schwervermittelbare Arbeitslose, die im Rahmen von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen vom Arbeitsamt zugewiesen werden konnten) und einer allmählich größer werdenden, dauerhaft aber klein bleibenden Gruppe von angestellten Mitarbeitern das Beste rauszuholen und zu dokumentieren. Auf diese Weise war er nicht nur in den altbekannten Bodendenkmälern tätig, sondern entdeckte auch immer wieder neue Objekte, die es z. T. zu größerer Berühmtheit brachten, wie die Siedlungen der ersten Ackerbauern bei Otzing und Stephansposching, das mittelneolithische Erdwerk von Unternberg oder den urnenfelder- und hallstattzeitlichen Friedhof von Künzing mit mittlerweile weit über 600 ausgegrabenen Bestattungen. Aus der Spätlatènezeit sind die Untersuchungen der Viereckschanzen von Fehmbach und vor allem Pankofen zu nennen. Und dann

Eine der von Karl Schmotz betreuten Ausgrabungen: Bronzezeitlicher Brunnenkasten in Aicha a. d. Donau, Lkr. Deggendorf (Foto: U. Kirpal, Fa. Archaios, Sinzing)

waren es immer wieder die Römer, die Karl Schmotz (fast schon seinem Nebenfach im Studium entsprechend) beschäftigten. Die sukzessive Erweiterung des Siedlungsgebiets Künzing in den Bereich des römischen Kastellvicus hinein führte dazu, dass er hier über die Jahre wahrscheinlich mehr Zeit zubrachte als in Fundplätzen jeder anderen Epoche. Dabei kam es zu so spektakulären Entdeckungen, wie dem bislang einzigen Mithrasheiligtum in einem raetischen Kastellvicus (1998) und zuletzt dem Amphitheater (2003), das heute als hölzerne Installation so eindrucksvoll am großenteils erhalten gebliebenen Originalstandort ein Denkmal der besonderen Art darstellt und zum Besuch einlädt.

Die Zahl der von ihm durchgeführten Maßnahmen ist gewaltig. Insbesondere im letzten Jahrzehnt kam es zu steigenden Grabungszahlen und -umfängen. Dies ergibt sich einerseits aus dem, entgegen allgemeinem Krisengefühl, zunehmenden Baugeschehen. Andererseits erlaubt der Schulterschluss von Unteren Denkmalschutzbehörden und Bayerischem Landesamt für Denkmalpflege mit der Unterstützung der Kommunalarchäologie eine hohe Konsequenz bei der Bearbeitung und Abwicklung der bodendenkmalrechtlichen Verfahren. Letztendlich war deshalb auch im Landkreis Deggendorf die Arbeit alleine mit den eigenen Mitarbeitern als Unterstützung des Landkreises nicht mehr zu schaffen. Deshalb wurden vor einigen Jahren hier zumindest gewerbliche Bauherren ebenfalls nach dem Veranlasserprinzip für die von ihnen verursachten Maßnahmen selbst finanziell verantwortlich. Aber auch dabei war jeweils Karl Schmotz beteiligt und sorgte für besonders günstige Angebote der Grabungsfirmen und vor allem für eine zügige und trotzdem qualitätvolle Abwicklung der Untersuchungen, sodass die geplanten Baumaßnahmen regelmäßig ohne Verzögerungen durchgeführt und die Ergebnisse auch öffentlich werden konnten (siehe unten).

Nicht nur der umfangreichen Aufgabe als Kreisarchäologe, sondern vor allem seinem umfassenden heimatkundlichen Wissensdurst ist es geschuldet, dass der Landkreis Deggendorf durch alle archäologischen Epochen und damit die gesamte Menschheitsgeschichte nach den Jahren mit Karl Schmotz zu einem der am besten bekannten Räume Bayerns gehört. Sein Interesse machte auch nicht Halt vor der Frühgeschichte – es sei z. B. an das Gräberfeld von Otzing erinnert – und auch nicht vor dem Mittelalter. Im Grunde anknüpfend an seine erste studentische Grabung in Weilheim und wahrscheinlich seinem Nebenfach der Landesgeschichte geschuldet, versuchte er bei jeder Kirchensanierung im Landkreis dabei zu sein – oft mit erstaunlichen, völlig unerwarteten Ergebnissen – und, das zeichnet Karl Schmotz besonders aus, auch darüber weiter zu forschen und zu schreiben.

Überhaupt war und ist der Drang, die eigene Erkenntnis weiterzugeben und dadurch zu teilen, eine besondere Eigenschaft des Kollegen. Das begann mit den Erläuterungen der Befunde vor Ort, wodurch Akzeptanz geschaffen wurde. Das setzte sich mit Vorträgen in den Gemeinden über die Einordnung der Untersuchungen fort, was Verständnis und Interesse weckte. Es folgten schriftliche Ausarbeitungen – für die Öffentlichkeit z. B. mit Bilanzen, Ausstellungen, Führern, Beiträgen in „Das archäologische Jahr in Bayern“ und für die Wissenschaft durch gediegene Aufsätze an allen möglichen Orten. Vor allem wollte er immer das Erkannte in einen größeren Rahmen bringen, in Bezug auf die Adressaten wie den Inhalt. Heute erscheint es fast unglaublich, dass er schon im November 1982 eine eigene Tagung dazu, den „1. Niederbayerischen Archäologentag“ organisierte, dem sich mit der 33. Auflage Ende April 2014 zweiunddreißig jährliche Fortsetzungen anschlossen. Schon bald war der Archäologentag in Deggendorf eine feste Größe im Kalender nicht nur vieler Kollegen aus nah und fern, sondern auch einer großen Gruppe interessierter Bürger. Und für jeden, der aus welchen Gründen auch immer den letzten Termin verpasst hatte oder mit den Vorträgen weiter arbeiten wollte, gab es durch Karl Schmotz’ Disziplin und eigene Beharrlichkeit seit dem 4. Archäologentag die Gelegenheit, in den jeweils

Karl Schmotz (rechts) beim Bayerischen Archäologentag 2013 in Erding mit Leif Steguweit (Foto: BLfD, Doris Ebner)

zum nächsten Event (schon damals gab es 250 und mehr Teilnehmer) vorgelegten „Vorträge(n) des X. Niederbayerischen Archäologentages“ die ausformulierten und mit Anmerkungen versehenen, sorgfältig redigierten Texte nachzulesen (an dieser Stelle ist es vielleicht angemessen, einen Dank an all diejenigen besonders aus dem Kollegenkreis auszusprechen, die Karl Schmotz dabei und bei vielen anderen Aktivitäten unterstützt haben). Und fast von Anfang bildete die Tagung in Deggendorf auch ein internationales Forum. Insbesondere aus der benachbarten Tschechoslowakei, später Tschechien, und aus Österreich hieß er Kollegen und bald schon Freunde willkommen. Unverzichtbarer Teil des Archäologentags war und ist auch die von Karl Schmotz organsierte Exkursion zu archäologischen Denkmälern und Ausgrabungen in der näheren und weiteren Umgebung von Deggendorf. Eine treue Fangemeinde folgte ihm nicht nur dabei, sondern auch bei mehrtägigen Exkursionen im Herbst „durch dick und dünn“.

Während der Niederbayerische Archäologentag immer einen öffentlichen Ansatz hatte – ich gehe trotz der hier geschriebenen Vergangenheitsform davon aus, dass er mit der bekannten Unterstützung der Gesellschaft für Archäologie in Bayern e. V. durch Nachfolger und Kollegen weitergeführt wird – entwickelte Karl Schmotz bald schon zusammen mit Bernd Engelhardt vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege die Zielsetzung, auch auf streng fachlicher Basis einen grenzüberschreitenden Austausch zu organisieren. Gleich nach dem Fall des Eisernen Vorhangs kam es daher zum ersten Treffen der „Arbeitsgemeinschaft Ostbayern/West- und Südböhmen“, der sich mittlerweile auch Oberösterreich beim jährlichen Treffen angeschlossen hat. Auch hierzu werden die Beiträge in schöner Regelmäßigkeit schriftlich unter der Organisation von Karl Schmotz vorgelegt.

Viel gäbe es noch zu schreiben über den von Vielen auch als passablen „Grantler“ wahrgenommenen Kollegen. Die allgemeine besondere Hochachtung für Karl Schmotz kam schon 2000 zum Ausdruck, als er von Freunden und Kollegen unter dem Titel „Hefterl macha!“ eine durchaus ernst gemeinte „Festbroschüre“ nachträglich zu seinem 50. Geburtstag erhielt. Diese Wertschätzung hält, trotz mancher gelegentlich auch hart geführter Diskussion um den Weg der Kommunalarchäologien in Bayern und der immer wieder aufkommenden Frage des Verhältnisses dieser zum Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege bis heute an, ja, sie hat sich über die Jahre der Zusammenarbeit noch verstärkt. Als ein Ausdruck davon kann auch die Verleihung der Rainer-Christlein-Medaille an Karl Schmotz durch die Gesellschaft für Archäologie in Bayern e. V. 2013 gesehen werden. Vielleicht noch wichtiger für ihn dürfte sein, dass der Kreistag des Landkreises Deggendorf nicht nur beschlossen hat, seine Stelle auszuschreiben und so sicherzustellen, dass seine Arbeit konsequent fortgesetzt werden kann, sondern auch zum 1. Juli 2014 mit Stefan Hanöffner M.A. besetzen wird.

Wir vom BLfD jedenfalls gratulieren Karl Schmotz ganz herzlich zur Vollendung seines 65. Lebensjahres und zu dem im Landkreis Deggendorf und drum herum Erreichten. Der Dank für das von ihm für die regionale Bodendenkmalpflege und Geschichte genauso wie für die bayerische Archäologie Geleistete möge ihn in den Ruhestand, was immer das bei jemand wie Karl Schmotz heißen wird, begleiten. Wir sind gespannt auf sein weiteres Wirken und wünschen von Herzen alles Gute für die Zukunft. Ad multos annos, Karl.

Nachtrag: Am 25. April überreichte Landrat Christian Bernreiter im Rahmen der Eröffnung des 33. Niederbayerischen Archäologentags dem Jubilar den 500 Seiten starken Band „... und es hat doch was gebracht!“, Festschrift für Karl Schmotz zum 65. Geburtstag, Internationale Archäologie Studia honoraria 35, herausgegeben von Ludwig Husty, Walter Irlinger und Joachim Pechtl. Schmotz’ Dankesrede wurde mit Standing Ovations quittiert.

C. Sebastian Sommer

Ruhestand für Lothar Bakker

Der langjährige Stadtarchäologe von Augsburg geht in Pension

Am 30. Juni 2014 trat Dr. Lothar Bakker nach 32 Jahren seinen letzten Arbeitstag im Dienst der Stadt Augsburg an. In dieser langen Zeit hat er die Augsburger Archäologie wie kaum ein anderer vorangebracht und geprägt. 1978 war am Römischen Museum die Stelle eines Stadtarchäologen geschaffen worden, jedoch blieben die ersten beiden Stelleninhaber Gerd Rupprecht und Jörg Heiligmann nur kurze Zeit. Am 1. Januar 1982 folgte dann Lothar Bakker, der zuvor nach Abschluss seines Studiums in Bonn bei der Außenstelle Koblenz des Rheinland-Pfälzischen Landesamts für Denkmalpflege angestellt war, und blieb. Die lange Wirkungszeit Bakkers war für die Stadt Augsburg und die Erforschung ihrer reichen Geschichte ein Glücksfall.

Ausgrabungstätigkeit

Bakker sah sich von Beginn seiner Tätigkeit an mit einer großen Zahl von Baumaßnahmen im Bereich der gesamten römischen Stadt konfrontiert. Obwohl er anfangs kaum Stammpersonal zur Verfügung hatte, baute er mit großer Ausdauer und beachtlicher Beharrlichkeit die Augsburger Stadtarchäologie zur größten Kommunalarchäologie Bayerns aus. Mit Verhandlungsgeschick und unterstützt durch seine hohe Präsenz in der Öffentlichkeit gelang es ihm, Finanzmittel und Personal zu erhalten, mit dem er die unumgänglichen und teilweise großflächigen Rettungsgrabungen erfolgreich durchführen und die vielen wichtigen Befunde dokumentieren konnte. So verfügt die Augsburger Stadtarchäologie heute über erfahrene Mitarbeiter, die für die komplexen Augsburger Innenstadtgrabungen mit einer Stratigrafie von mehr als 2000 Jahren unverzichtbar sind.

Unter Bakkers Leitung unternahm die Stadtarchäologie weit über 300 Notgrabungen. Die dabei entdeckten Befunde und Funde führen die große Vielfalt und den Reichtum der Geschichte Augsburgs und seines Umlandes eindrucksvoll vor Augen: von der schnurkeramischen Bestattung in Haunstetten über die Grabmäler der römischen munizipalen Führungsschicht in Oberhausen und der merowingerzeit-

Lothar Bakker (Foto: Stadtarchäologie Augsburg)

lichen Separatnekropole in Inningen bis zur Grablege des Bischofs Friedrich Spät von Faimingen im Hohen Dom; vom längsten frühbronzezeitlichen Langhaus Bayerns über die mittelkaiserzeitliche Markthalle bei St. Stephan und den vorromanischen Chor der Jakobskapelle bei St. Ulrich bis zu den Fundamenten der ältesten Stadtbibliothek Deutschlands von 1562/63 im Annahof, von der urnenfelderzeitlichen Bronzetasse aus Haunstetten über die spätrömische Glasschale mit eingeritzter Darstellung des Sündenfalls vom Schwalbeneck bis zum Depotfund mit klösterlichem Hausrat des frühen 17. Jahrhunderts im Ulrichsviertel.

Forschungsbeiträge

Zu den wichtigsten Verdiensten Bakkers bei der Erforschung Augsburgs gehört zweifellos die Entdeckung des frührömischen Vexillationslagers nordöstlich des Doms. Seither ist erwiesen, dass die römische Stadt nicht planmäßig gegründet wurde, sondern sich aus einem großen Kastellvicus entwickelt hat. Nicht weniger bedeutend ist der Nachweis der ungebrochenen Siedlungskontinuität von der Spätantike bis ins frühe Mittelalter, der unter Bakker sowohl für das Gebiet der Römerstadt (u. a. Hinter dem Schwalbeneck und beim Dom) als auch für das Gräberfeld bei St. Ulrich und Afra erbracht werden konnte. Die zuvor vorherrschende Vorstellung einer zwischen dem frühen 5. und dem späten 8. Jahrhundert weitgehend verlassenen Ruinenlandschaft ist damit zweifelsfrei widerlegt.

Mitte der 1980er Jahre entdeckte Bakker erstmals ausgedehnte vorgeschichtliche Fundplätze auf der Haunstetter Niederterrasse. Seither wurde hier nach und nach eine Fläche von über 50 Hektar untersucht, und es entstand das immer dichter werdende Bild einer zuvor unbekannten prähistorischen Siedlungslandschaft. Neben den Siedlungen kamen auch mehrere Nekropolen der Glockenbecherzeit, der frühen bis späten Bronzezeit und der Urnenfelderzeit zutage.

Einen Jahrhundertfund konnte Bakker 1992 mit dem sogenannten Siegesaltar vom Gänsbühl vermelden. Die Inschrift des der Siegesgöttin Victoria geweihten Altars berichtet von einer bislang unbekannten Schlacht im Jahr 260 n. Chr., in welcher der Statthalter der Provinz Raetien einen Sieg gegen heimwärts strebende Juthungen bzw. Semnonen erringen konnte. Aus der Inschrift und späteren Tilgungen geht außerdem das völlig neue Wissen über die zeitweise Zugehörigkeit Raetiens zum Teilreich des Gegenkaisers Postumus hervor.

Publikationen – Museum – Vermittlung

Die Grabungsergebnisse waren bislang Grundlage für fünf abgeschlossene Dissertationen und elf Magisterarbeiten; drei Doktorarbeiten sind derzeit in Arbeit. 1998 begründete Lothar Bakker die Monografienreihe „Augsburger Beiträge zur Archäologie“, von der bisher sechs Bände mit grundlegenden Arbeiten erschienen sind.

Eine der dringendsten Aufgaben Bakkers gleich zu Beginn seiner Tätigkeit war die angemessene Darstellung des römischen Augsburg und dessen Bedeutung im Ausstellungskatalog „Die Römer in Schwaben“ (1985). Allein 27 der 100 Katalogbeiträge stammen aus seiner Feder. Für den im gleichen Jahr erschienenen Jubiläumsband „Geschichte der Stadt Augsburg von der Römerzeit bis zur Gegenwart“ und den Sammelband „Forschungen zur provinzialrömischen Archäologie in Bayerisch-Schwaben“ steuerte er grundlegende Aufsätze bei, von denen viele bis heute ihre Gültigkeit besitzen. Über die neuesten Augsburger Grabungsergebnisse berichtete Bakker regelmäßig im Jahrbuch „Das archäologische Jahr in Bayern“, in dem seit dem Jahrgang 1981 die stattliche Zahl von 39 Beiträgen zusammenkam.

Nach der Pensionierung des ehemaligen Museumsleiters Leo Weber übernahm Bakker im Sommer 1989 auch die Leitung des Römischen Museums. Viele der unter seiner Ägide

Eine von Lothar Bakkers Baustellen in Augsburg: Annahof, 2005 (Foto: Stadtarchäologie Augsburg)

veranstalteten Sonderausstellungen waren Publikumsmagnete. Ausdrücklich erwähnt seien davon „Die Alamannen" (1998), die zuvor als Landesausstellung in Stuttgart und Zürich zu sehen war, und „Der Barbarenschatz" (2007), die Bakker in Kooperation mit dem Historischen Museum der Pfalz in Speyer realisierte.

Neben seiner beruflichen Verpflichtung war es Lothar Bakker stets ein Anliegen, die Archäologie in Augsburg und darüber hinaus einer breiten Öffentlichkeit zu vermitteln. Seine mehr als 20-jährige Tätigkeit als Lehrbeauftragter am Lehrstuhl für Alte Geschichte der Universität Augsburg beendete Bakker zum Ende des Sommersemesters 2013. Derzeit wirkt er weiter als Dozent an der Volkshochschule Augsburg. Bei ungezählten Grabungs- und Museumsführungen im Laufe seiner Dienstzeit gewann er eine große Zahl interessierter Personen für die Archäologie. Der 2006 auf seine Initiative hin gegründete Förderverein „Pro Augusta – Für Archäologie in Augsburg" zählt heute über 180 Mitglieder und unterstützt das Wirken der Stadtarchäologie und des Römischen Museums nach Kräften. Sein aktives Vereinsleben mit Führungen, Exkursionen und Vorträgen wird maßgeblich von Bakker – seit 2013 auch dessen 1. Vorsitzender – geprägt.

In der Wissenschaft hat sich Lothar Bakker auch durch die langjährige Beschäftigung mit spätrömischer Argonnensigillata einen weit über Augsburg hinausreichenden Namen gemacht. Als einer der wenigen Spezialisten auf diesem Gebiet verfasste er eine Vielzahl an Aufsätzen und Beiträgen zu Grabungspublikationen aus ganz Süddeutschland und angrenzenden Regionen.

Aus gesundheitlichen Gründen konnte Bakker ab 2009 das Tagesgeschäft in Museum und Stadtarchäologie nicht mehr wahrnehmen und widmete sich der Aufarbeitung wichtiger Fundkomplexe aus seinen Grabungen. Auf die Publikation dieser Forschungsergebnisse kann man gespannt sein. Wir wünschen Lothar Bakker für seinen Ruhestand alles Gute, Gesundheit und Zufriedenheit.

Sebastian Gairhos und C. Sebastian Sommer

Dr. Jannik Inselkammer

Leidenschaftliches Engagement für die Denkmalpflege

Manchmal passiert es, dass wir Menschen zum ersten Mal begegnen und dabei über das allgemeine Erkennen von Sympathie hinaus wie aus dem Nichts eine mentale Brücke entsteht, von der wir überzeugt sind, dass sie auch für die Zukunft tragen wird. Eine solche erste Begegnung war mir mit Herrn Dr. Jannik Inselkammer vergönnt, und es erfüllt mich mit Trauer und Wehmut, dass dieser Brücke nur eine so kurze Zeit des Bestehens geschenkt war. Mein Mitgefühl gehört seiner Familie, der ich die Kraft zur Bewältigung des so plötzlichen Verlustes wünsche.

Dr. Inselkammer war mit seinem ganzen Sachverstand und seiner Passion verantwortlich für die Augustiner-Brauerei. Aber er war nicht nur Geschäftsmann, sondern als Freund von Denkmalschutz und Denkmalpflege sowie in seiner Verantwortung für die der Brauerei anvertrauten Baudenkmäler leidenschaftlich am Erhalt der Gebäude und an denkmalkonformen Lösungen für eine den aktuellen Anforderungen geschuldete Instandsetzungsstrategie interessiert. Dieses Engagement betraf in erster Linie die Produktionsstätte der Brauerei an der Landsberger Straße, die dringend erforderliche Neueinrichtung der Wirtschaftsbereiche am historisch so bedeutenden Hirschgarten, aber auch die vielen Stadtteilgasthäuser der Brauerei. Hier hat er auch die Möglichkeiten der Edith-Haberland-Stiftung stets zum Wohle der Denkmäler zu nutzen gewusst.

Dieses leidenschaftliche Engagement hatte eine der Wurzeln sicher darin, dass für Dr. Inselkammer gerade im wirtschaftlichen Betrieb der Brauerei stets das authentische, unverfälschte Produkt im Mittelpunkt stand. Wem

Dr. Jannik Inselkammer
(Foto: privat)

es einmal vergönnt war, durch seine Mitarbeiter den Produktionsprozess und die darin verwirklichte Philosophie einer weit zurückreichenden Brautradition vermittelt zu bekommen, der hat spüren dürfen, dass hier der Wert des Authentischen, des aus der Tradition sich speisenden Produkts die zentrale Rolle gespielt hat. Diese Verbundenheit mit authentischen Werten war es auch, die Dr. Inselkammer wie selbstverständlich für die anstehenden denkmalfachlichen Fragestellungen stets in den Vordergrund rückte. Es bedurfte im Gespräch mit ihm keiner langen Erklärungen, dass Denkmalpflege mit dem Bewahren des original Überkommenen zu tun hat und dass Kopien und Nachbauten nicht das Anliegen eines wertebewussten Umgangs mit Denkmälern sind. Hier trafen sich in kongenialer Weise der Geschäftsmann und der den Denkmalwerten aufgeschlossene Eigentümer. Ergebnis waren stets unter denkmalfachlichen Aspekten respektable Maßnahmen, die im Kontext der Stadt sicher langfristig Bestand haben werden.

Der so plötzliche und unvorhersehbare, viel zu frühe Tod von Herrn Dr. Jannik Inselkammer hat uns Denkmalpflegern einen nicht nur gewogenen, sondern einen echten Freund genommen, der mit seiner zupackenden, spontanen Art bei jeder Begegnung zu begeistern wusste. Wir, das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, werden ihm stets ein ehrendes Angedenken bewahren.

Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil,
Generalkonservator

ÜBER DEN ZAUN

Baudenkmäler im Dorfkern – Bürger retten das Dorf Valendas in Graubünden

Valendas, Kanton Graubünden, Schweiz. Dorfplatz mit Dorfbrunnen (Foto: Valendas Impuls)

An Ideen und Projekten für Neubauten fehlt es im Zusammenhang mit der Entwicklung eines Dorfes meistens nicht. Etwas schwieriger wird es dann schon, wenn es um die Erhaltung und Belebung von historischen Gebäuden im Dorfkern geht. Die wichtigste Frage bei allen Aktivitäten ist aber immer wieder, wie können welche Projekte erfolgreich umgesetzt werden? Der Verein Valendas Impuls wählt ganz unterschiedliche Strategien und hat damit Erfolg.

Sensibilisierung der Bevölkerung

Im kleinen Bündner Bergdorf Valendas kennt man sich. Dorfpolitik wird auf der Straße und im Dorfrestaurant gemacht. Hier wird diskutiert, kritisiert und hier findet ein Teil der Meinungsbildung statt. Nur wer die Bevölkerung und die Dorfpolitiker hinter sich hat, kann öffentliche Selbsthilfeprojekte erfolgreich umsetzen. Mit verschiedenen Maßnahmen informiert der Verein Valendas Impuls deshalb die Bevölkerung, sensibilisiert und animiert sie zum Mitmachen.

Der Verein Valendas Impuls startete 2003 mit einem umfangreichen Fragebogen. Was bewegt die Einwohnerinnen und Einwohner? Wo drückt der Schuh? Was sollte angepackt werden? Wer ist bereit, selbst einen Beitrag zu leisten? Dies nur einige Fragen an die Einwohnerinnen und Einwohner von Valendas. Der große Anteil an Rückmeldungen überraschte uns sehr und motivierte uns auch, unsere Arbeit aufzunehmen. An verschiedenen offenen Arbeitssitzungen wurden die Themen weiter erarbeitet und präzisiert und zusammen mit dem Schweizer und dem Bündner Heimatschutz sowie der Denkmalpflege Graubünden eine Machbarkeitsstudie über eine nachhaltige Entwicklung des Dorfkerns in Auftrag gegeben.

Die Studie zeigt auf, wie denkmalpflegerisch und architektonisch auf sehr hohem Niveau von der neuen Nutzung dieser historischen Häuser ein Impuls für das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben in Valendas und ein nachhaltiger Beitrag für einen Kultur- und naturnahen Tourismus ausgehen soll. Zusätzlich sind weitere Maßnahmen untersucht worden, wie die Infrastruktur im Dorfkern nachhaltig entwickelt werden kann. Das Ergebnis der Studie zeigt die Ausstellung „Erwachen zu neuem Leben, Dorfentwicklungskonzept Valendas“.

Der Verein Valendas Impuls realisiert auch die Herausgabe von zwei Büchern über Valendas (Augenschein in Valendas [2004] und Valendas – Die Welt im Dorf, ein

Fotoband [2011]). Seit 2007 werden die Valendas Musiktage durchgeführt. In der Zwischenzeit hat sich das daraus entstandene Brunnenfest mit dem Brunnenkonzert zu einem Dorffest entwickelt.

Mit all diesen Aktivitäten wird der Bevölkerung aufgezeigt, dass Valendas ein besonderer Flecken in den Bündner Bergen ist und dass sie stolz auf ihr Dorf sein dürfen.

Einbinden von Politik, Behörden und Institutionen

Dank Beziehungen zur nationalen Politik gelang es uns, den gesamten Ständerat anlässlich der Session in Flims nach Valendas einzuladen. So konnten wir den nationalen Politikern vor Ort die Probleme eines von Abwanderung betroffenen Bergdorfes aufzeigen. Auch hier waren die Rückmeldungen sehr positiv und nachhaltig. Nicht zu unterschätzen und sehr hilfreich war auch die Medienpräsenz. Immer wieder haben wir auch die Regierungsräte des Kantons Graubünden in Valendas begrüßen dürfen. Auch das ist ein wichtiger Bestandteil der Öffentlichkeitsarbeit. Ebenfalls wichtig sind der „Draht" und die direkte Verbindung zur Gemeindepolitik. Ebenfalls wichtig ist es, Denkmalpflege und Heimatschutz von Anfang an in die Entwicklung und Umsetzung von Projekten einzubinden.

Drei Projekte und die unterschiedlichen Wege zur Erhaltung und Nutzung

Am Beispiel von drei Projekten zeigen wir auf, dass es nicht nur ein Erfolgsrezept für die Umsetzung von Projekten gibt, sondern dass für jedes einzelne Projekt die richtige Trägerschaft gefunden werden muss. Nur so ist eine erfolgreiche Umsetzung möglich. Dieser „Aufgleisung" der einzelnen Projekte muss unbedingt genügend Zeitraum geschenkt werden.

1. Backhaus „Pfisteri"

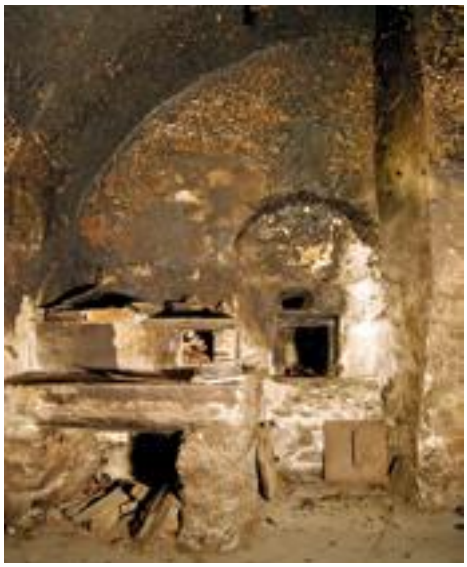
Auch in Valendas kommt das Brot heute vom Bäcker oder es wird im elektrischen Backofen in der Küche gebacken. Damit verlieren die alten Holzbacköfen und Backhäuschen ihre Bedeutung. Einige wurden bereits abgerissen, andere werden dem Zerfall überlassen. Glücklicherweise konnte der Verein Valendas Impuls das Backhaus im Oberdorf, welches verschiedenen Besitzern gehörte, 2005 als Schenkung übernehmen. Nun galt es, dieses spezielle Gebäude zu erhalten und wieder nach seiner ursprünglichen Zweckbestimmung zu nutzen. Die Lage direkt am Weg in den Winkel sowie die spezielle Ausstattung mit zwei Backöfen erlaubten eine vielseitige Nutzung. Ziel war es auch hier, das Gebäude zu erhalten und wieder mit Leben zu füllen.

Detaillierte Abklärungen ergaben, dass für eine umfassende und nachhaltige Sanierung mit Kosten von ca. CHF 55 000 gerechnet werden musste. Ein Projekt in dieser Größenordnung kann ein Verein selber ohne Weiteres umsetzen. Dieser Betrag wurde durch Spenden, Beiträge von Denkmalpflege und Fronarbeit aufgebracht. Im Herbst 2006 konnten die Renovierungsarbeiten abgeschlossen werden. Seither steigt wieder regelmäßig Rauch aus dem Kamin unseres Backhauses.

Bachhuus/Pfisteri, erbaut um 1660, während der Renovation 2006 (Foto: Valendas Impuls)

2. Gasthaus am Brunnen

Die Gemeinde Valendas schenkte dem Verein Valendas Impuls das zentral am Dorfplatz gelegene und seit einigen Jahren leer stehende Engihuus mit der Auflage, das historische Gebäude im Interesse der Dorfgemeinschaft zu nutzen. Das Projekt umfasst ein Restaurant für spontane Geselligkeit, einen Saal-Neubau für Feste und Veranstaltungen, sieben sehr spezielle Gästezimmer und einen Info-Punkt für Valendas und die Region. Das Gasthaus am Brunnen soll mithelfen, Arbeit im Dorf zu erhalten und zusammen mit dem Projekt „Fauna und Flora Valendas/ Rheinschlucht" direkte Wertschöpfung zu generieren für Bauern, Tourismusanbieter, Produkte-Hersteller, Kulturschaffende, einheimische Zulieferer und kreative Köpfe. Für die Restaurierung und Erweiterung wurde der renommierte Bündner Architekt Gion A. Caminada gewonnen. Ein Glücksfall: Caminada baut für Einheimische und Gäste von Valendas einen kraftvollen Ort der Begegnung und ein Impuls-Zentrum. Der Kostenvoranschlag für den gesamten Um- und Neubau beläuft sich auf knapp CHF 4 Mio.



Gasthaus am Brunnen: Alte Feuerstelle im bald 500-jährigen Haus (Foto: Valendas Impuls)

Türralihuus vor und nach der Außenrenovation (Foto: Valendas Impuls)

Die Umsetzung eines Projektes in dieser Größenordnung ist für einen Verein mit 230 Mitgliedern nicht möglich. Deshalb wurde für die Realisierung dieses Projektes die „Stiftung Valendas Impuls“ ins Leben gerufen. Diese steuerbefreite Stiftung unterliegt der Aufsicht des Kantons und ist somit besser geeignet, die notwendigen Mittel zu generieren. Der Stiftungsrat kann zielgerichtet mit Fachpersonen aus Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und, ganz wichtig, aus einheimischen Bewohnern zusammengesetzt werden. Nur so entsteht ein Netzwerk, welches einerseits ermöglicht, die notwendigen Finanzmittel aufzutreiben und sich andererseits auch nach der Umsetzung für einen erfolgreichen Betrieb einsetzt. Dank des breit abgestützten und gut dokumentierten Projektes und auch dank des anerkannten und bekannten Architekten ist es gelungen, den Um- und Neubau zu finanzieren. Vielen Geldgebern war dabei wichtig zu spüren, dass das Projekt von der einheimischen Bevölkerung getragen wird und dass eine große Nachhaltigkeit nachgewiesen werden kann. Ganz wichtig war dabei, dass man potentiellen Geldgebern das Projekt vor Ort vorstellen und dass diese den speziellen Ort erspüren konnten. Ganz unterschiedliche Institutionen und gemeinnützige Stiftungen haben sich beteiligt. Einen namhaften Beitrag leisten auch Privatpersonen mit einer speziellen Bindung zu Valendas. Am 28. Juni 2014 wird der Begegnungsort „Gasthaus am Brunnen“ unter Beisein prominenter Persönlichkeiten aus Politik und Gesellschaft eröffnet und der Bevölkerung übergeben. Damit ist ein wichtiger Schritt zur Belebung des historischen Dorfkerns und des Dorfplatzes getan.

3. Türralihuus

Das markante Türralihuus am Dorfplatz stand seit vielen Jahrzehnten leer und bröckelte vor sich hin. Aufgrund der Initiative des Vereins Valendas Impuls hat die Stiftung „Ferien im Baudenkmal“ des Schweizer Heimatschutzes dieses Objekt erworben. Nach der Renovation werden darin zwei außergewöhnliche Ferienwohnungen zur Verfügung stehen. Die historische Substanz wird sorgfältig renoviert und mit zeitgenössischen Küchen- und Badeinrichtungen ergänzt. Die zukünftigen Gäste erwartet ein besonderes Ferienerlebnis. In den getäfelten und bemalten Räumen mit mehreren Öfen wird sich die Atmosphäre eines reichen Bürgerhauses des 18. Jahrhunderts nachempfinden lassen. Die geschätzten Renovationskosten betragen weit mehr als CHF 2 Mio. und müssen über Spenden gedeckt werden. Auch für eine schweizweit tätige Stiftung ist die Bereitstellung einer solchen Summe nicht ganz einfach zu bewerkstelligen und benötigt viel Zeit. Die Eröffnung ist auf Herbst 2014 geplant. Das Türralihuus mit dem Angebot Ferien im Baudenkmal ist eine gute Ergänzung zum Nachbarhaus, dem Begegnungsort „Gasthaus am Brunnen“.

Erwachen zu neuem Leben

Mit der Renovation der historischen Häuser durch verschiedene Institutionen sollen auch private Hausbesitzer animiert werden, ihre zum Teil ungenutzten Gebäude fachgerecht zu renovieren und mit Leben zu füllen. Zurzeit wird die „Alte Taverne“, ein Wohnhaus von 1610, fachgerecht restauriert und soll dann als Wohnhaus wieder mit Leben gefüllt werden. Es ist zu hoffen, dass weitere folgen werden. Eine große Herausforderung ist es, für jedes Projekt die richtige Trägerschaft zu finden und gleichzeitig die einheimische Bevölkerung auf dem Weg einer nachhaltigen Dorfentwicklung mitzunehmen. Doch nur so kommen wir dem Ziel, einer nachhaltigen Entwicklung von Valendas im Einklang mit der Natur und getragen von der einheimischen Bevölkerung, näher.

Christian Läng und Walter Marchion

Verein Valendas Impuls, Walter Marchion, Präsident,
Bahnhofstrasse 35, CH-7122 Valendas
www.valendasimpuls.ch / www.stiftungvalendas.ch

Dinosaurier, Bausteine und Narren – Untertägige Steinbrüche in der niederländischen Provinz Limburg

Direkt westlich von Aachen grenzt Limburg als südlichste Provinz der Niederlande an die Bundesrepublik Deutschland. Montanarchäologisch internationale Bekanntheit erlangte die Region durch den neolithischen Silexbergbau von Rijckholt-St. Geertruid bei Maastricht, der seit Jahrzehnten detailliert dokumentiert wird und umfangreicher publiziert ist. Besonders eindrucksvoll sind jedoch die Befunde der untertägigen Steinbrüche, die sicher bis ins Mittelalter zurückreichen und eine wechselvolle Geschichte erlebt haben. Abgebaut wurde ein regional als Mergel bezeichneter Kalkstein, der in seichten Meeren der Kreidezeit vor über 120 Millionen Jahren entstand. Neben Schalentieren finden sich auch Skelettreste des Mosasaurus, der „Echse von der Maas“. Unter Tage ist zudem die wichtige erdgeschichtliche Grenze zwischen Kreide- und Tertiärzeit sichtbar, die den Übergang vom Erdmittelalter zur Erdneuzeit markiert.

Mergelabbau von den Römern bis in die Neuzeit

Römischer Abbau lässt sich vor allem indirekt durch Werkstücke bzw. Baubefunde nachweisen, ist in den Steinbrüchen jedoch nur vage erfasst. Die mittelalterliche Gewinnung ist in Valkenburg aan de Geul unterhalb der Burg dokumentiert worden, welche die Stadt einst beherrschte und bis ins Hochmittelalter zurückreicht. Mit dieser Anlage ist eine Sage von Geisterrittern verknüpft, die plötzlich im Rücken der Feinde auftauchten und ebenso wie vom Erdboden verschluckt wieder verschwanden. Möglicherweise nutzten sie bereits damals vorhandene Abbaustellen unter Tage. Abgesehen von der Burg ist auch die mittelalterliche Stadtbefestigung aus dem anstehenden Gestein errichtet worden.

Im Sint Pietersberg bzw. unter dem Plateau von Caestert (abgeleitet von lat. *castrum*) bei Maastricht hat sich ein ausgedehntes System aus Abbaukammern und Pfeilern von rund 200 km Gesamtlänge erhalten, von dem allerdings Teile dem modernen Kalkabbau zum Opfer gefallen sind. Die Abbaue der Caestert-Grube setzen direkt am felsigen Steilufer der Maas an. Mittels Winden wurden die gewonnenen Bausteine in eigens dafür angelegten, steil abfallenden Rinnen zur Maas heruntergelassen und dort auf Schiffe verladen.

Unter Tage haben sich frühneuzeitliche Inschriften und Zeichnungen erhalten, so unter anderem Darstellungen der verwendeten Werkzeuge, von religiösen und allegorischen Themen sowie von Narren. Grenzen unterschiedlicher

Oben: Über Tage angeschnittener Abbau in der Caestert-Grube
Rechts oben: Narr und Blockbrecher in der Caestert-Grube
Rechts unten: Galgen, Räder und Kreuze als Markierung der Abbaugrenzen in der Caestert-Grube
(Fotos: M. Straßburger, BLfD)

Abbauberechtigungen wurden mit Kreuzen und vor allem bildhaften Androhungen drastischer Strafen wie Hängen oder Rädern gekennzeichnet.

Abgesehen von Arbeitsspuren, Zähltafeln und Inschriften der Steinbruchbetreiber zeugen Schleifspuren der Karrenräder und Abdrücke von Eisenketten an bzw. in den Wänden von einer regen Abbautätigkeit während der Neuzeit. Neben Bausteinen wurde auch Mergel schlechterer Qualität für die Düngung der Felder gewonnen.

Wohnungen, Zufluchtsstätten und Bunker

Die „Blokbreker" (Blockbrecher) wohnten in Geulhem in kleinen, aus dem Fels gearbeiteten Wohnungen (Foto 4). Während der „Franzosenzeit" (1792–1801) dienten die Steinbrüche den Bewohnern der Umgebung als Zufluchtsstätten. Graffiti von Soldaten in zeitgenössischen Uniformen dokumentieren die damaligen Konflikte. Zudem wurden ganze Kapellen aus dem Fels geschlagen und mit Malereien ausgeschmückt, um die in dieser Zeit verbotenen Gottesdienste abhalten zu können. Die alten Abbaue der Caestert-Grube dienten im Zweiten Weltkrieg unter anderem als Route für Schmuggler und Spione, da das unterirdische System unter der belgischen Grenze hindurch reicht. In Valkenburg aan de Geul wurde während des Kalten Krieges eine Bunkeranlage unter Tage gebaut und im Sint Pietersberg unter anderem das Hauptquartier der Northern Army Group (NORTHAG) eingerichtet.

Aus dem Fels geschlagene Wohnung in Geulhem (Foto: M. Straßburger, BLfD)

Graffiti von Soldaten in der „Geulhemmer Groeve"

Kapelle in der „Geulhemmer Groeve" (Fotos: M. Straßburger, BLfD)

Touristenströme unter Tage

Bereits im 19. Jahrhundert begann die touristische Nutzung der Steinbrüche. Ab 1925 besuchten die einheimische Bevölkerung und Touristen unterirdische Theatervorstellungen in der heutigen Caverne de Geulhem. Die mit Touristen begangenen Routen unter Tage wurden mit Bildern und Reliefs versehen. Durch die Gemeentegrot (Gemeindehöhle) in Valkenburg schleust man jährlich mehr als 100 000 Besucher, wodurch jedoch auch die montanarchäologische Substanz in Mitleidenschaft gezogen wird. Andere Steinbrüche werden heute für die Champignonzucht genutzt. Lediglich ein Steinbruch in Sibbe auf dem Gebiet der Stadt Valkenburg ist noch in Betrieb.

Erforschung und Sicherung

Seit mehreren Jahren erfolgt eine intensive und systematische Erforschung durch Jacquo Silvertant, John van Schaik, Kevin Amendt, die ihre Ergebnisse in zahlreichen Artikeln und einem Buch zur Gemeentegrot in Valkenburg publiziert haben. Die Informationen fließen daneben in denkmalpflegerische und touristische Konzepte ein. Wegen der umfangreichen montanarchäologischen Denkmäler hielt das Institut Europa Subterranea bereits häufiger Symposien in Valkenburg ab.

So bedeutend die untertägigen Steinbrüche als montanarchäologische Befunde auch sind, sie stellen teilweise eine nicht zu unterschätzende Gefährdung der öffentlichen Sicherheit dar: Die Vorgänge bei der Bildung von Tagesbrüchen laufen hier kombiniert mit Karstprozessen ab, wodurch diese noch schwerer zu bewerten sind, als es ohnehin der Fall ist. Dies führt dazu, dass Sicherungsarbeiten erforderlich werden, die einen unvermeidbaren, massiven Eingriff in die Denkmalsubstanz darstellen und den Totalverlust des Befundes zum Ergebnis haben können.

Martin Straßburger

BERICHTE

Baudenkmäler vorbildlich instandgesetzt: Verleihung des Baupreises der Sparkassenstiftung Miltenberg-Obernburg

Nach einer mehrjährigen Pause hat die Sparkassenstiftung Miltenberg-Obernburg, vertreten durch Landrat Schwing und Thomas Feußner von der Sparkasse Miltenberg-Obernburg, ihren Baupreis wieder der Auszeichnung von Baudenkmälern gewidmet. Im Rahmen eines kleinen Festaktes im Panoramasaal der Sparkasse Miltenberg konnten am 12. März 2014 vier Preisträger ausgezeichnet werden, drei davon erhielten zusätzlich je ein Preisgeld von 1500 €. Insgesamt galt es aus über 20 Projekten auszuwählen, was dem Kuratorium (Architekt Steffen Knapp; Architekt Karlheinz Paulus; Architekt Klaus Wolf; Kreisbaumeister Andreas Wosnik; Dr. Martin Brandl, BLfD, sowie Philipp Ehni und Konrad Weis; Sparkasse Miltenberg-Obernburg) angesichts der guten Qualität der eingereichten Vorschläge nicht leicht fiel. Schließlich konnte ein Preis in der Kategorie Altbausanierung vergeben werden, die drei übrigen Preise waren Baudenkmälern gewidmet. In der Laudatio hob Martin Brandl die besondere Bedeutung öffentlicher Anerkennung für Engagement von Privatleuten in der Denkmalpflege hervor und würdigte die einzelnen Preisträger.

Zunächst galt die Aufmerksamkeit dem Altbau (Mömlingen, Hauptstraße 81), der von den Eheleuten Giegerich mit hohem Zeit- und Geldaufwand instandgesetzt worden ist. Schon lange hatte das Ehepaar nach seinem „Traumhaus“ gesucht: Aus Fachwerk sollte es sein, und sie selbst wollten möglichst viel in Eigenleistung reparieren und instandsetzen. Mit großem Engagement und quasi rein autodidaktisch eigneten sie sich die nötigen Grundkenntnisse an, was nicht nur von Talent, sondern auch sozialer Kompetenz zeugt: Denn es waren letztlich viele Bekannte und Freunde, die voller Begeisterung mithalfen, Spezialwerkzeuge zur Verfügung stellten oder einfach nur emotionalen Rückhalt boten. Finanziellen Rückhalt boten auf alle Fälle Mittel der Städtebauförderung, an denen auch maßgeblich die Gemeinde Mömlingen beteiligt war. Gleichwohl blieb mehr als genug Arbeit an Familie Giegerich hängen – hatte sie sich doch in einen letztlich äußerst problematischen Kandidaten verliebt: Ein stattliches Fachwerkhaus aus der Zeit um 1800 an der Hauptstraße in Mömlingen, das fast musterartig alle möglichen, denkbaren Schäden aufwies. Darunter waren vor allem starke Verformungen, aber auch viele unsachgemäße Ein- und Umbauten, die dem mehr als 200 Jahre alten Haus schon fast den Garaus gemacht hätten. Wie gesagt, nur fast: Denn insbesondere Herr Giegerich ließ sich von keiner noch so schockierenden Erkenntnis über den Zustand seines Patienten abschrecken und schaffte es – zusammen mit seiner Frau – im wahrsten Sinne des Wortes Zug um Zug, nicht nur Wände wieder gerade zu rücken, sondern auch im Inneren und Äußeren dem Haus wieder ein ansprechendes Aussehen zu geben.

Alle Preisträger mit den Vorständen der Sparkassenstiftung Miltenberg-Obernburg, v.l.n.r: Philipp Ehni, Familie Giegerich, Dr. Thomas Bretz, Bernd Fäth und Jochen Pfeifer, Bürgermeister Michael Günther sowie Landrat Roland Schwing (Foto: Sparkasse Miltenberg-Obernburg)

Natürlich waren hierfür neue Materialien und Ausbauteile nötig, wie man z. B. an den mit Liebe zum Detail ausgesuchten Fenstern bis hin zu den Griffoliven sieht. Aber auch die Wiederverwendung alles Brauchbaren war den Bauherrn ein Anliegen: Reduce, Reuse, Recycle (Reduzieren, Wiederverwenden, Wiederverwerten) – dieses Schlagwort der Abfallwirtschaft wurde in der Hauptstraße 81 mehrfach in die Tat umgesetzt: So fanden der Tonziegelbelag vom Dachboden, mit viel Mühe von den Giegerichs per Hand gereinigt, eine zweites Leben als nunmehr solider und schmucker Bodenbelag im Hausflur. Aber auch stark mitgenommene Holzbalken, denen schwere Lasten nicht mehr zuzumuten sind, fanden als originelle Waschbecken und Zahnbürstenhalter im Bad quasi einen qualifizierten Rentnerjob.

Häuser können selbst Patienten sein, jedoch sieht das vorbildlich sanierte Baudenkmal in der Kirchenstraße 2 in Klingenberg am Main jeden Tag echte Patienten auf zwei Beinen ein- und ausgehen. Die Rede ist von einem äußerst schmucken Fachwerkhaus aus der ersten Hälfte des 17. Jh. an zentraler Stelle inmitten der Altstadt. Schon lange hatte Dr. Thomas Bretz mit dem Gedanken einer Praxiserweiterung geliebäugelt und ihn schließlich in die Tat umgesetzt. Das benachbarte Baudenkmal, ebenfalls ein Fachwerkhaus von 1580, hatte er bereits vor vielen Jahren umgebaut. Mit sehr hohem finanziellem Aufwand ist es ihm gelungen, in das kleinräumige Fachwerkhaus ansprechende Praxiszimmer zu integrieren und dabei den Baubestand zu respektieren. Dank einer guten Planung durch das Architekturbüro Wolf konnten ehemalige Wohnräume zu Behandlungszimmern umgewidmet werden: Trotz der notwendigen, modernen kliniktauglichen Ausstattung entsteht so eine einmalige Atmosphäre, die die beim einen oder anderen vielleicht vor-

Links: Zahnarztpraxis in Klingenberg, Kirchenstraße 2. Mitte: Fachwerkhaus in Mömlingen, Hauptstraße 81. Rechts: Eschau, Rathaus von 1690 mit wiederangebrachtem Erker (Fotos: Sparkasse Miltenberg-Obernburg)

handene Furcht vor Zahn- und Kieferbehandlungen sicher mildert: Die freundliche Gestaltung der Räume, die Kleinteiligkeit, all das erinnert nicht so sehr an eine Zahnarztpraxis, sondern immer noch an ein Wohnhaus. Was man nicht sieht, zur Funktion einer Praxis aber notwendig ist, sind die aufwendigen Haus- und Lüftungstechniken, die geschickt in wenigen Winkeln verborgen werden konnten. Hervorgehoben sei auch der Fachwerkgiebel mit seinen Leinölfarben, der zusammen mit der benachbarten Kirche einen wunderschönen Blickfang bildet. Die Instandsetzung der Kirchenstraße 2 widerlegt auf eindrucksvolle Weise das gelegentlich geäußerte Vorurteil, dass alte Häuser, zumal wenn sie Baudenkmäler sind, für eine moderne, zeitgemäße Nutzung nicht in Frage kommen. Hier ist es sogar gelungen, High-Tech Medizin des 21. Jahrhunderts mit einem Fachwerkbau des 17. Jahrhunderts zu vereinen.

Vorurteile widerlegt haben auch Bernd Fäth und Erik Pfeifer aus Obernburg, die sich der Häuser Pfaffengasse 22 und 24 angenommen haben. Beide schon länger denkmalbegeistert und denkmalerfahren, haben sie Häuser im Ensemble, quasi aus „der zweiten Reihe“ als Instandsetzungsprojekt gewählt. Es handelt sich um Häuser, die auf den ersten Blick nicht viel herzumachen scheinen, Häuser jedoch, die für unsere Stadtbilder so unendlich wichtig und wertvoll sind, Häuser eben, die ohne großen Bauschmuck oder sonstige Besonderheiten daherkommen, dafür aber besonders typisch und charakteristisch für das Gesicht einer Stadt wie Obernburg sind. Mit großem Engagement begannen beide die Vorbereitungen, die hier vor allem im Abbruch und der Entmüllung der Grundstücke bestanden. Immer kleinteiliger hatten die Vorgängergenerationen vor allem die Hausrückseiten bebaut, so dass kaum mehr Platz für Licht und Luft blieb. So ist es nicht nur gelungen, die Häuser wieder als äußerst attraktive und erfolgreiche Mietobjekte für Familien zu revitalisieren, sondern auch jeder Mietpartei mitten in Obernburg einen großzügigen und charmant gestalteten Freisitz anbieten zu können. Dies alles bei individueller Gestaltung der einzelnen Häuser, die mit großer Sorgfalt und Hingabe ans Detail erfolgte. Hervorgehoben sei die überzeugende zeitgemäße Gestaltung der Hofseite mit neuen Mitteln und Materialien: Der hier zuvor stehende Scheunenbau war nicht zu halten, überdies auch keine Zierde. In einem solchen Fall ist sensibler Ersatz gefragt, der hier in einer zeitgemäßen Interpretation der einstigen Scheune erfolgt: Viel Licht und Luft strömt nun in helle, großzügige Wohnräume, die mit den erhaltenen Zimmern der Fachwerkhäuser ein harmonisches Ganzes bilden.

Die Gemeinde Eschau, vertreten durch 1. Bürgermeister Günther, erhielt zwar kein Preisgeld, aber ebenfalls eine Anerkennungsurkunde für die gelungene Revitalisierung des örtlichen Rathauses. Rathäuser sind, gerade in unseren kleineren Gemeinden, oft so etwas wie die gute Stube geworden. Häufig ist die Verwaltung an anderer Stelle tätig, und so erleben diese oft Jahrhunderte alten Gebäude als Bürgertreff, Vereinsräume, Musikschule oder Krabbelgruppentreff eine Renaissance. In Eschau ist zudem in der einladenden Erdgeschosshalle das Standesamt untergebracht. Die jetzt durch das Büro Stendel abgeschlossene Renovierung hat dem alten Rathaus, errichtet wohl zwischen 1670 und 1690, sein einst liebenswürdiges und unverwechselbares Aussehen wiedergegeben: der typische Erker oder „Ausguck“, der zum Raum neben dem eigentlichen Ratssaal gehört, ist wieder zurückgekehrt! Vor vielen Jahren, als es noch keine Ortsumfahrung gab, rumpelte mindestens einmal ein rücksichtsloser Lastwagen gegen dieses Schmuckstück, so dass die Gemeinde sich 1978 veranlasst sah, den Erker abzubauen und einzulagern – ein echtes Opfer des modernen Verkehrs eben! Die Zeiten haben sich geändert, der Verkehr ist ruhiger geworden, und so konnte im Zuge der nun anstehenden Renovierung und haustechnischen Ertüchtigung der Erker wieder angebracht werden. Gleichzeitig wurden die Fenster vorbildlich erneuert, ein neues, elegantes Heizsystem installiert und die Außenfarbigkeit erneuert. So bildet das Eschauer Rathaus wieder einen anziehenden und attraktiven Blickpunkt, der mit viel Leben gefüllt ist.

Vorstand und Kuratorium gratulierten allen Preisträgern und ihren Angehörigen, die neben der Urkunde und dem Preisgeld auch alle eine Plakette zur Montage an ihren vorbildlich instandgesetzten Anwesen erhielten.

Martin Brandl

Thingplätze und Weihestätten der NS-Zeit in Bayern

Zur Tagung „Unter der Grasnarbe. Freiraumgestaltungen in Niedersachsen während der NS-Diktatur als denkmalpflegerisches Thema“ in Hannover (26.–29. März 2014)

Fragestellungen in Bayern

Anders als in manch anderen Bundesländern unterscheidet das bayerische Denkmalschutzgesetz strikt zwischen Bau- und Bodendenkmälern. Allerdings kommt es immer wieder vor, dass bestimmte Objektgattungen nach Art. 1 Abs. 1 DSchG unbestreitbar Denkmaleigenschaft besitzen, bei der Erfassung und denkmalfachlichen Bewertung jedoch erhebliche Probleme bereiten, da sie auf den ersten Blick weder allein das Eine noch das Andere sind. Es handelt sich um flächige Objekte bewusst gestalteten Raumes, die oft mit wenig fassbarer Substanz in die Landschaft hineinmodelliert wurden und funktional ohne Hochbauten und dementsprechend auch ohne archäologisch nachweisbare Strukturen im Boden auskommen. Während Gartenanlagen und Platzräume traditionell in den Zuständigkeitsbereich der Baudenkmalpflege fallen, können beispielsweise „Versammlungsplätze“, die vor allem ideellen und historischen Wert besitzen, nicht pauschal allein der Bau- oder der Bodendenkmalpflege zugeordnet werden.

Ein Problemfeld, mit dem sich das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege derzeit befasst, ist die denkmalfachliche Bewertung sogenannter Thingplätze der Frühzeit des Nationalsozialismus (1934–1936) in Bayern. Ohne auf die vielfältigen Erscheinungsformen solcher Thingstätten an dieser Stelle näher eingehen zu können, handelt es sich regelhaft um bewusst gewählte Plätze, nach Möglichkeit mit guter Fernsicht, an denen mit möglichst wenig Aufwand meist nach Art eines griechischen Theaters ein Zuschauerraum für bis zu mehreren zehntausend Personen in die Landschaft platziert wurde, um dort sog. Thingspiele zur Stärkung der Volksgemeinschaft aufzuführen. Architektonisch etwas komplexer ausgestaltet war zumeist nur der Bühnenbereich. Nach 1945 wurden diese Anlagen großteils ihrer wenigen Steinein-

Braunschweig, ehem. Reichsjägerhof, 1934 von Architekt Herzig im Hudewald des Klosters Riddagshausen als Geschenk an Hermann Göring errichtet (Fotos: BLfD, Christian Later, 2014)

Braunschweig, Thingstätte am Nußberg, 1934/35. Ehem. Treppenabgang zu den Rängen

bauten (wenn überhaupt vorhanden) wieder beraubt, sodass sie heute als meist rasenbedeckte Negativformen in der Landschaft erhalten sind. Die besonders schönen Beispiele Passau, Eichstätt und Bad Windsheim wurden von Hermann Kerscher unter dem Titel „Kulturlandschaftsforschung oder Topographie des Terrors?“ an dieser Stelle schon eingehend vorgestellt (DI Nr. 151, März 2012, S. 25–27).

Themen der Tagung

Um Anregungen für den denkmalpflegerischen Umgang mit solchen und artverwandten Objekten zu erhalten, bot sich die Teilnahme an der vom 26.–29. März in Hannover veranstalteten Tagung „Unter der Grasnarbe. Freiraumgestaltung in Niedersachsen während der NS-Diktatur als denkmalpflegerisches Thema“ buchstäblich an. Das Listenreferat des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege war bei der vom Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege, der VGH-Stiftung und der Leibnitz-Universität Hannover durchgeführten Tagung durch *Anke Borgmeyer* (Teilliste A) und *Christian Later* (Teilliste B) vertreten.

Eingeleitet wurde die Tagung am Mittwoch mit dem öffentlichen Abendvortrag von *Moshe Zimmermann* (Jerusalem) mit dem Titel „Am Bahnsteig der Erinnerung. Jüdische Räume – Erinnerungsreiche Leere“, der Möglichkeiten von Raumgestaltung zur Erinnerung an die „Endlösung der Judenfrage“ thematisierte. Die Fachtagung am Donnerstag und Freitag umfasste mehrere Themenblöcke, die der fachlichen Durchleuchtung der Schwerpunkte Freiraum- und Gartengestaltungen während des Nationalsozialismus’ in Niedersachen dienten, aber ebenso auf die Fragestellungen zu diesem Thema in anderen Bundesländern angewandt werden können. Die Titel der einzelnen Vorträge und die Referenten können über die Internetseite des Niedersächsischen Landesamtes für Denkmalpflege www.denkmal-

pflege.niedersachsen.de abgefragt werden. Die Publikation der Beiträge ist geplant.

Die Tagung begann am Donnerstag mit einem einführenden Themenblock zur „Politik, Architektur und Landschaftsgestaltung in den 1930er Jahren“, stellte in einem zweiten Themenblock „Denkmalpflegerische Entscheidungen – kontrovers diskutiert“ vor, um den ersten Tag mit der Vorstellung von „Scheinbar unbelasteten Objekten“ zu beenden. In diesen Sequenzen wurde überwiegend den Fragen nach Art und Ort der Objekte sowie eventuellen Traditionslinien nachgegangen, vor welchem geschichtlichen Hintergrund bzw. mit welcher ideologischen Absicht sie entstanden sind, oder wer geplant und realisiert hatte. Auch wurde der Frage nachgegangen, ob und wie man Opfer- und Täterorte von sozialpsychologisch und historisch hohem Wert, aber kaum erhaltener Substanz als Kulturdenkmal begründen kann.

Der Freitag vertiefte die Thematik mit weiteren Einzelbeispielen und begann mit Beiträgen zu „Freiraumgestaltungen als Teil von Architektur und Städtebau“. Ein weiterer Themenblock behandelte „Ein problematisches Erbe – Beispiele in Niedersachsen“, dem „Ein Blick über die Grenzen. Beispiele aus Deutschland“ folgte. Es standen Fragen nach dem denkmalpflegerischen Umgang mit diesen Objekten im Vordergrund. Welche sind als Baudenkmal erkannt, und welche Desiderate gibt es in diesem Zusammenhang? Wie sehen die Orte heute aus? Es zeigte sich, dass auch die Kollegen in den anderen Bundesländern angesichts rudimentärer Substanz und Überlagerungen von Nachnutzungen vor Definitionsproblemen stehen, auch wenn der in Bayern nicht bekannte Begriff des „Kulturdenkmals“ hier mehr Spielraum lässt. Mit dem Thema „Werten, schützen, bewahren“, dem der abschließende Vortrag gewidmet war, wurde auch die Frage der Vermittlung von „unbequemen“ Denkmälern behandelt. Zudem kamen viele der in den Fragerunden nach den einzelnen Vorträgen angerissenen Probleme so gezielt auf den Punkt, dass eine Abschlussdiskussion kaum noch notwendig war.

Passau, Thingstätte, 1934/35. Baustrukturen im östlichen Bühnenbereich, Bruchsteinmauerwerk und betonierter Schacht (Fotos: BLfD, Christian Later, 2014)

Passau, Thingstätte, 1934/35. Gesamtansicht nach Süden. Im Bereich des Bühnenbaus sind im Rasen noch deutlich die ehemaligen Steinstufen erkennbar

Der Samstag führte die Tagungsteilnehmer auf einer Tagesexkursion ins Braunschweiger Land. Auf dem Weg dorthin wurde das Schlageter-Denkmal bei Peine besichtigt, benannt nach dem 1923 als Saboteur und Terrorist hingerichteten Albert Leo Schlageter, der nach 1933 von der NSDAP zum Märtyrer und Freiheitskämpfer hochstilisiert wurde. In Braunschweig waren die Bauten des Luftflottenkommandos II, das Franzsche Feld (ein gewaltiger Aufmarschplatz mit Redekanzel) und die 1934/35 errichtete Thingstätte auf dem Nußberg, der 1934 für Göring gebaute, aber nie genutzte Reichsjägerhof, die als Eliteschmiede für die Hitlerjugend konzipierte, aber wegen Kriegsbeginn nie eingeweihte Reichsjugendakademie und die 1936–41 errichtete Mustersiedlung Mascheroder Holz Ziel der Exkursion. Bei Helmstedt wurden die Lübbensteine besichtigt, zwei neolithische Großsteingräber, die 1935/36 vollständig ergraben wurden, um sie anschließend in eine Thingstätte einzubeziehen. Letztere gedieh glücklicherweise nie über das Planungsstadium hinaus. Der Rückweg nach Hannover führte noch durch die Fallschirmjägerkaserne Mariental.

Fazit

Alles in allem brachte der Tagungsbesuch in den Vorträgen und der Diskussion mit Kollegen viele Anregungen für den Umgang mit den bayerischen Thingstätten und vergleichbaren Anlagen nationalsozialistischer Freiraumgestaltung. Es wurde deutlich, dass derartige Objekte, die nach dem Bayerischen Denkmalschutzgesetz nur schwer zu definieren sind, nicht als Einzelfälle geprüft werden können. Vielmehr ist eine bayernweite Behandlung mit Blick in die anderen Bundesländer notwendig, um Kriterien zu erarbeiten, mithilfe derer der Erhaltungszustand und die historische Bedeutung der jeweiligen Einzelobjekte überhaupt erst richtig eingeschätzt werden kann. Dies wird Aufgabe der kommenden Monate sein.

Anke Borgmeyer und Christian Later

Vierte Informationsveranstaltung für bayerische Grabungsfirmen am BLfD

Am 29. Januar 2014 fand zum 4. Mal ein Treffen mit den Grabungsfirmen in der Dienststelle des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in München statt. So zahlreich wie nie folgten fast 80 Vertreter der in Bayern tätigen Grabungsfirmen der Einladung und wurden von Landeskonservator *Prof. Dr. C. Sebastian Sommer* in der Säulenhalle begrüßt.

Zunächst stellte *Sommer* wichtige Neuerungen im BLfD vor und unterstrich die Bedeutung der Publikation „Aus gutem Grund – Bodendenkmalpflege in Bayern", die auch an die Grabungsfirmen versandt wurde. Sommer bedankte sich für den großen Rücklauf nach dem Aufruf zu Beginn des Jahres 2013, die ausstehenden Grabungsdokumentationen abzugeben. Er sieht in der Weiterführung und Erfüllung der Vorgaben, z. B. bei der zeitnahen Erstellung der Grabungsdokumentationen durch die Grabungsfirmen, einen guten Weg zu einer erfolgreichen Durchführung des Erlaubnisverfahrens.

Ein erster Block war in gewohnter Weise rückblickend den Ergebnissen zur Grabungsüberwachung, Dokumentationsprüfung und Fundeingangskontrolle gewidmet. Seit mehreren Jahren werden die Kontrollen standardisiert durchgeführt, um die Qualität zu erhöhen. Dabei zeichnet sind in den genannten drei Bereichen ein eindeutiger Trend ab. Die Zahl der durch das BLfD überwachten archäologischen Ausgrabungen ist angestiegen, wobei die Zahl der Mängel sinkt *(Tilman Wanke)*. Die festgestellten Mängel umfassten vor allem ungenügendes Zeitmanagement, fehlende Arbeitspläne, schlechte Fotoqualität (ohne Stativ), ungünstige Abraumlagerungen und ungeschützte Grabungsflächen. Die im vergangenen Jahr erhobenen Daten zu den Dokumentations- *(Peter Freiberger)* und Fundeingangskontrollen *(Stephanie Gasteiger)* bestätigten diesen positiven Trend. Die weiterhin hohe Zahl der abgeschlossenen und abgegebenen Grabungsdokumentationen und Fundeingänge (2013: 506 Fundeingänge mit 3032 Euronormboxen) belegen zum einen eine nun konsequentere Umsetzung der Vorgaben und zum anderen, dass die Dokumentationen aus den Vorjahren weitgehend abgegeben wurden. Die durchschnittliche Bearbeitungszeit der Grabungsdokumentation bis zur Abgabe beim BLfD hat sich auf 54 Tage verkürzt.

Eine Vorstellung der durch das BLfD entwickelten Datenbank, in der alle Daten zu archäologischen Befunden und Funden aus archäologischen Ausgrabungen gesammelt werden *(Silke Jantos)*, stieß auf großes Interesse und regte eine intensive Diskussion an. Die weiteren Entwicklungsschritte werden Anregungen aufnehmen, um eine sinnvolle Nutzbarkeit zu gewährleisten. Für den Testbetrieb haben sich bereits einige Firmen gemeldet.

Der Bitte, zur Fortschreibung der Dokumentations- und Fundvorgaben Anregungen und Wünsche vorzubringen, waren einige Firmen gefolgt. In mehreren Sitzungen wurden die Vorschläge diskutiert, in die Vorgaben aufgenommen oder im Arbeitsablauf zukünftig eingeplant. Andere Vorschläge mussten aus verschiedenen Gründen unberücksichtigt bleiben. Alle Anregungen wurden vorgestellt, die jeweilige Entscheidung kurz begründet *(Stephanie Gasteiger/Agnes Rahm/Dr. Ruth Sandner)*. Auch wenn nicht alle Vorschläge eingepflegt werden können, sind weiterhin Anregungen gewünscht. Die ausführliche Darstellung beim diesjährigen Treffen sollte zeigen, dass jeder Vorschlag diskutiert und seine Umsetzung abgewogen wird, auch wenn die Ergebnisse zukünftig nicht mehr in dieser Ausführlichkeit dargestellt werden.

Dr. Jochen Haberstroh skizziert den Wunsch nach einer regelhaften Grundlagenermittlung als Ergänzung zu den Vorgaben bei Planungen im Bestand. Dazu zählen Maßnahmen, in deren Nachbarschaft bereits archäologische Sicherungsmaßnahmen durchgeführt wurden, aber auch Projekte, die in Baudenkmälern oder Bestandsbebauung stattfinden. Die Anforderungen beinhalten die Recherche des Flurkartenauszugs, der Ausführungsplanung inkl. der Entwässerungsanlagen, bisherige Grabungsergebnisse, Urkatasterauszug, Einmessen des Baumbestandes bei Stockrodung etc. Dies soll bei Maßnahmen, die ohne denkmalfachliche Leistungsbeschreibung vergeben werden, eine konkretere Einschätzung des Arbeitsumfangs ermöglichen.

Die Fortbildung zum Umgang mit menschlichen Knochen auf Grabungen übernahmen *Dr. Michaela Harbeck* von der Anthropologischen Staatssammlung und *F. Neuberger*. Ein Schwerpunkt wurde auf die Darstellung der modernen Analysemethoden (DNA) von Knochenmaterial und auf eine Beschreibung der Bergungsbedingungen gelegt. Für genetische Untersuchungen ist es z. B. wichtig, dass beim Bergen von menschlichen Schädeln grundsätzliche Kontaminationen vermieden werden müssen. Neuberger stellte die Aufgaben von freiberuflich tätigen Anthropologen dar, die auf der Grabung z. B. bei schlecht erhaltenen Skeletten die In-situ-Befundung bereits übernehmen.

Zum Abschluss beantwortete *Dr. Stefanie Berg-Hobohm* weitere Fragen der Grabungsfirmen zu Leistungsbeschreibungen. Das Fehlen von Leistungsbeschreibungen für Grabungen hängt damit zusammen, dass Maßnahmeträger häufig direkt eine Grabungsfirma beauftragen und sich vorab nicht mit dem BLfD abstimmen. Bei staatlichen Maßnahmeträgern dagegen wird durch das BLfD für jedes Projekt ein denkmalfachliches Anforderungsprofil erstellt. Die Fragen der Grabungsfirmen betrafen den Dokumentationsassistenten, der unabhängig von der Leistungsbeschreibung zukünftig in der Dokumentationsvorgabe gefordert wird, die Ablöse, die Unterkunftskosten und die Rechnungskontrolle.

Trotz der terminlichen Verschiebung auf den Beginn eines neuen Jahres belegen die zahlreichen Teilnehmer von insgesamt 30 in Bayern tätigen Fachfirmen und Vertretern von Kommunalarchäologien, dass das Firmentreffen im BLfD zum jährlichen Austausch als mittlerweile etabliert gelten darf. Einer Wiederholung steht nichts im Wege – wir bitten schon jetzt fürs kommende Treffen um Vorschläge, Anregungen und Themen.

Stefanie Berg-Hobohm und Ruth Sandner

Denkmalschutzmedaille 2014 – Dank an die Vergangenheit, Geschenke für die Zukunft

Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle zeichnet 27 Preisträger aus

27 Persönlichkeiten, die sich in herausragender Weise um Denkmalschutz und Denkmalpflege in Bayern verdient gemacht haben, sind am 8. Mai 2014 mit der Denkmalschutzmedaille ausgezeichnet worden. Der Bayerische Staatsminister für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst, Dr. Ludwig Spaenle, verlieh die Medaille in der Säulenhalle des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in München. Seit 1978 wird diese Auszeichnung vergeben; sie würdigt Bauherren, die ein Denkmal mit besonderem Einsatz instandgesetzt haben, Ehrenamtliche in der Denkmalpflege, Heimatpfleger, Vereine in Bau- und Bodendenkmalpflege und Medienvertreter, die den bayerischen Denkmälern große Aufmerksamkeit widmen. Staatsminister Dr. Spaenle unterstrich die große Bedeutung, die der Einsatz der 27 mit

Bürgermeister Dr. Karl Dürner, Gde. Schwindegg, zwischen Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle (links) und Generalkonservator Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil (Foto: Peter Hemtza)

der Denkmalschutzmedaille Ausgezeichneten für die Kulturlandschaft Bayerns hat: „Diese gelungenen Projekte sind die beste Werbung für die Anliegen der Denkmalpflege." Generalkonservator Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil zitierte in seiner Ansprache auch Altbundespräsident Dr. Richard von Weizsäcker: „Denkmalpflege betreiben wir als Dank an die Vergangenheit, aus Liebe zur Gegenwart und als Geschenk für die Zukunft."

Die Träger der Denkmalschutzmedaille 2014

- Gleich zwei Denkmäler haben *Brigitte* und *Stefan Bär* in Fürth instandgesetzt: Das Geburtshaus des Theologen Wilhelm Löhe und die ehemalige Drogerie Heinrichs. Die beiden historischen Gebäude prägen das Bild der Fürther Königstraße in besonderer Weise.
- Chefredakteurin *Bettina Bäumlisberger* hat die Denkmalschutzmedaille für den Münchner Merkur entgegengenommen: Die Zeitung wurde für die langjährige journalistische Begleitung denkmalpflegerischer Themen gewürdigt.
- *Dr.-Ing. Norbert Bergmann* hat einen Bergbauernhof in Niederbayern instandgesetzt: Der historische Holzblockbau bei Markt Schwarzach (Lkr. Straubing) ist mit traditionellen Handwerkstechniken repariert und so als authentisches Zeugnis bäuerlichen Lebens im 19. Jahrhundert bewahrt worden.
- Die *Gemeinde Schwindegg* im Landkreis Mühldorf a. Inn ist dank des Einsatzes ihres *Bürgermeisters Dr. Karl Dürner* um einen Ort der Kommunikation und des gesellschaftlichen Austausches bereichert: Die Gemeinde hat die über 400 Jahre alte Hoftaverne des Schlosses gekauft und als „Bürgerschänke" nutzbar gemacht.
- *Birgit* und *Peter Fröhlich* haben in Bamberg mit großem Einsatz ein unbewohnbares Denkmal gerettet: Das ehemalige Gärtnerhaus in der Tocklergasse ist authentisch erhalten worden und ermöglicht nun ein besonderes Wohnerlebnis.
- Über 40 Jahre lang hat *Alwin Geiger* als Kreisheimatpfleger im Landkreis Cham gewirkt. Leider ist er im März 2014 verstorben. Die Denkmalschutzmedaille für sein Lebenswerk in der Denkmalpflege nahm deshalb seine Enkelin Franziska Winter entgegen.
- Im 19. Jahrhundert war dem um 1550 errichteten Gebäude in Coburg, das *Achim Gottfried* gekauft und instandgesetzt hat, eine zweite Fassade vorgehängt worden. Dadurch hatte es einen vornehmen Anschein erhalten – die „Schönheitskur" brachte aber auch statische Probleme mit sich. Mit herausragendem Einsatz hat Achim Gottfried dem Denkmal nun zu einer sicheren Zukunft verholfen.
- *Friedrich Heidecker* und der von ihm begründete *Träger- und Förderverein ehemalige Synagoge Obernbreit e.V.* haben das einstige Gotteshaus sehr sorgfältig instandgesetzt: Das Denkmal im Landkreis Kitzingen ist als Dokument mit all seinen Alters- und Gebrauchsspuren erhalten geblieben, heute wird es als Veranstaltungsraum genutzt.
- Das Ökonomiegebäude des Provinz- und Missionshauses Heilig Kreuz ist ein für die Stadt Altötting prägendes Gebäude. Die *Schwestern vom Heiligen Kreuz*, vertreten

Staatsminister Spaenle mit Fritz Muggenthaler (Foto: Peter Hemtza)

Von Links: Bettina Bäumlisberger, Chefredakteurin beim Münchner Merkur (Foto: Münchener Zeitungs-Verlag GmbH). Oberin Sr. Chiara Hoheneder (Foto: Peter Hemtza). Alwin Geiger (†), ehem. Kreisheimatpfleger, Lkr. Cham (Foto: privat). Albert Wechs, Kreisheimatpfleger, Lkr. Oberallgäu (Foto: Peter Hemtza)

Staatsminister Spaenle mit Familie Weidmüller (Foto: Peter Hemtza)

durch *Oberin Sr. Chiara Hoheneder*, haben es instandgesetzt und für die Stadt damit ein bedeutendes Denkmal bewahrt.

- *Angela* und *Hermann Hollberg* haben in Schambach bei Treuchtlingen den Gasthof zum Goldenen Ritter nicht nur instandgesetzt, sondern auch revitalisiert. Seit seiner Erbauung 1763 ist das Jurahaus im Familienbesitz. Von einer 50-jährigen Pause im 20. Jahrhundert abgesehen, wird es seither als Gasthaus genutzt.
- Das ehemalige Amtsschloss Arnstein (Lkr. Main-Spessart) blickt auf eine lange Geschichte zurück: Die ältesten Bauteile sind um das Jahr 1000 errichtet worden. *Claudia* und *Stephan Illsinger* widmen sich mit großem Einsatz und mit viel Feingefühl der Instandsetzung des beeindruckenden historischen Gebäudekomplexes, der sein heutiges Aussehen um 1540 erhalten hat.
- *Albert Köstler* hat sich als Bürgermeister des Marktes Neualbenreuth (Lkr. Tirschenreuth) über viele Jahre intensiv für die Denkmalpflege eingesetzt: Vier Denkmäler sind heute in neuer Nutzung – die Alte Posthalterei als Fremdenverkehrsamt und Heimatmuseum, der Sengerhof als Veranstaltungsraum, ein ehemaliges Egerer Amtshaus als Rathaus und der ehemalige Schulstadel als Kinderkrippe.
- Mehr als 90 Tonnen Schutt mussten *Anja* und *Stefan Kramer* aus ihrem Denkmal in Thurnau (Lkr. Kulmbach) entfernen, bevor sie mit der Instandsetzung beginnen konnten. Vier Jahre lang haben sie mit herausragendem Einsatz für den Erhalt dieses Wohnhauses gearbeitet, das heute wieder ein besonderes Schmuckstück des Ortes ist.
- Über 700 Jahre reicht die Geschichte des Moarhofs bei Samerberg (Lkr. Rosenheim) in die Vergangenheit zurück. *Simone* und *Wolfgang Kuffner* haben den mächtigen Einfirsthof, der sein heutiges Aussehen 1848 erhielt, sorgsam instandgesetzt: mit ökologischen und regionalen Materialien und mit traditionellen Handwerkstechniken. Die Tenne dient heute als Veranstaltungsraum mit Blick auf die Chiemgauer Alpen, der Wohnteil ist das Zuhause der jungen Familie.
- Mit dem Kauf von Schloss Eichhof bei Coburg hat *Thomas Kurrer* dem fast 600 Jahre alten Denkmal zu einer sicheren Zukunft verholfen: Sollte es 1972 schon abgebrochen werden, so ist es heute mustergültig instandgesetzt. Thomas Kurrer arbeitete für die Rettung des Anwesens eng mit regional ansässigen Handwerkern zusammen und hat der Region mit seinem Einsatz ein besonderes Denkmal bewahrt.
- Das Denkmal von *Edith* und *Jörg Ludwig* in der Landshuter Kirchgasse ist nach langem Leerstand heute ein Ort für interkulturelle Begegnungen und Ausstellungen: Die Eheleute haben im Erdgeschoss eine Galerie eingerichtet, die oberen Geschosse des Gebäudes aus dem 14. Jahrhundert bewohnen sie selbst.
- Das ehemalige Gasthaus „Wolfsschlucht“ in Hersbruck lädt seine Besucher zu einer Zeitreise ein: So viele Details haben sich aus der Geschichte des 1610 errichteten Hauses erhalten, dass es in vielen Bereichen kaum verändert wirkt. Mit großem Engagement haben sich *Fritz Muggenthaler und seine Familie* für den Erhalt dieses Denkmals eingesetzt.
- *Albrecht Fürst zu Oettingen-Spielberg* hat mit enormem Einsatz in nur acht Jahren die Schlossanlage Oettingen (Lkr. Donau-Ries) um das Residenzschloss aus dem 17. Jahrhundert instandgesetzt. Dazu gehören neben dem eigentlichen Schlossbau der Prinzessinnen- und Fremdenbau, die Pferdestallungen, eine Remise sowie der Schlosshof mit dem imposanten Marienbrunnen (vgl. S. 55).
- *Johann Popp* ist seit Jahrzehnten für die Baudenkmäler seiner Heimat, der Region um Gössenheim im Landkreis Main-Spessart, aktiv: In seiner Zeit als Erster Bürgermeister Gössenheims hat er die Instandsetzung der dortigen Zehntscheune aus dem 16. Jahrhundert und ihre Umnutzung zum Rathaus vorangetrieben. Parallel setzt er sich mit dem „Homburg- und Denkmalschutzverein Gemünden e.V.“ für den Erhalt der Burgruine Homburg ein.
- Die Büroräume von *Anja* und *Norbert Raith* und *Christian Gehr* befinden sich im ehemaligen Krankenhaus von Kelheim. Erbaut im 19. Jahrhundert, erstrahlt das Gebäude,

das zuletzt in desolatem Zustand war, heute wieder im ursprünglichen Glanz. Die historische Authentizität haben die drei Bauherren dabei sorgsam bewahrt.

• Vier Denkmäler hat der Verein „*Lebenshilfe Donau-Ries e.V.*“ in Nördlingen instandgesetzt: die drei Beck'schen Häuser in der Bräugasse 8, 10 und 12 sowie ein weiteres Gebäude in der Bergerstraße 4. Der Verein, der seit 1968 Menschen mit geistiger Behinderung und ihre Angehörigen betreut, hat in diesen Gebäuden Therapieangebote eingerichtet und diese somit im Stadtzentrum verankert. Geschäftsführer *Günter Schwendner* hat die Denkmalschutzmedaille stellvertretend für den Verein entgegengenommen.

• Die Sendung „freizeit“ im Bayerischen Fernsehen begibt sich auch auf die Spuren der Geschichte: *Max Schmidt*, Moderator und Gesicht der Sendung, hat u. a. historische Gasthäuser und unbekannte Denkmäler in Bayern besucht. *Herbert Stiglmaier* hat für die Redaktion Freizeit des Bayerischen Fernsehens die Denkmalschutzmedaille erhalten.

• Das ehemalige Kastnerhaus am Marktplatz von Langquaid im Landkreis Kelheim diente im 18. Jahrhundert als wittelsbachisches Amts- und Verwaltungshaus. Mit großem persönlichem Einsatz hat *Robert Wagner* als gelernter Zimmerer das Gebäude instandgesetzt. Heute wird es u. a. als Gemeindebücherei genutzt.

• *Albert Wechs* ist sei mehr als 30 Jahren Kreisheimatpfleger im Landkreis Ostallgäu. Große Bedeutung hatte für ihn als Schreinermeister während dieser langen Zeit immer der Baustoff Holz: Die Reparatur historischer Fenster ist einer der Schwerpunkte seiner Arbeit. Zur Würdigung seiner langjährigen Tätigkeit überreichte ihm Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle nun die Denkmalschutzmedaille.

• Das ehemalige Fischerhaus von *Ilse* und *Richard Weidmüller* in Regensburg ist seit vielen Jahrzehnten in Familienbesitz. Im Kern noch aus der Barockzeit, zeigt sich die Fassade seit 1907 im neubarocken Stil. Mit großem Einsatz haben die Eheleute Weidmüller ihr Denkmal instandgesetzt und authentisch erhalten.

• Das „Abenteuer Archäologie“ einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen – dieses Ziel hat sich der *Arbeitskreis Geschichte und Archäologie Coburg* gesetzt. Seit vielen Jahren ist der Verein aktiv in der Vermittlung tätig und begeistert erfolgreich für die Geschichte der Region. Für seine Verdienste erhielt der Arbeitskreis nun die Denkmalschutzmedaille.

• Vor 110 Jahren entstand auf dem Friesenhof bei Beratzhausen eine kleine Kapelle. Das neugotische Gotteshaus hat *Heiner Zimmermann* nun sorgsam instandgesetzt und wieder zu einem richtigen Schmuckstück im Landkreis Regensburg gemacht.

Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege präsentiert alle Preisträger und ihre Projekte in der Broschüre **Denkmalschutzmedaille 2014**. Diese Broschüre finden Sie auf unserer Internetseite als PDF zum Herunterladen. Gerne senden wir sie Ihnen jedoch auch kostenfrei zu.

Dorothee Ott

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege
Hofgraben 4, 80539 München
Telefon: 089/2114-247, Telefax: 089/2114-403
E-Mail: pressestelle@blfd.bayern.de
Internet: www.blfd.bayern.de

„Archäologie und Ehrenamt“ in Bayern goes Austria

Erfahrungsaustausch in Oberösterreich

Die seit 2006 bestehende Gesellschaft für Archäologie in Oberösterreich (GesArchOÖ) hatte die beiden Referenten des Sachgebiets Ehrenamt in der Bodendenkmalpflege im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, Dr. Sabine Mayer und Dr. Ralf Obst, am 20. und 21. Februar 2014 zu einem Workshop mit dem Thema „Archäologie und Ehrenamt“ nach Linz-Leonding eingeladen.

Am Donnerstagabend begann der Einsatz im Nachbarland mit einem etwa einstündigen Vortrag der beiden bayerischen Ehrenamtsbetreuer über die Tätigkeit des Sachgebiets vor einem sehr interessierten Publikum, worunter sich auch viele Vertreter der Bundesarchäologie und des Landesmuseums sowie Fachkollegen und ehrenamtlich Engagierte befanden. Die an die Präsentation anschließenden Fragen aus dem Auditorium waren so zahlreich, dass ihre Beantwortung teilweise auf den nächsten Tag verschoben werden musste. Der gesamte Freitag war der Diskussion und dem Erfahrungsaustausch mit einer Gruppe von Facharchäologen aus mehreren österreichischen Bundesländern gewidmet. Es zeigte sich, dass auch bei den Kollegen in Österreich der Wunsch besteht, ein ähnliches Konzept zur Betreuung und Förderung des ehrenamtlichen Engagements wie in Bayern zu etablieren. Die Erfahrungen aus dem Modellprojekt „Archäologie und Ehrenamt“ und nunmehr zwei Jahren Sachgebiet „Ehrenamt in der Bodendenkmalpflege“ wurden deshalb als wertvolle Informationsquelle gesehen.

Dabei unterscheidet sich die Ausgangssituation für eine Kooperation zwischen amtlicher Archäologie und Bodendenkmalpflege und ehrenamtlichem Engagement von den Verhältnissen in Bayern. Insbesondere die im Österreichischen Denkmalschutzgesetz festgeschriebene generelle Erlaubnispflicht für die „Nachforschung“ nach Bodendenkmälern – auch derjenigen ohne Metallsuchgerät – führt dazu, dass die Anzahl ehrenamtlich Mitwirkender wesentlich überschaubarer ist. Der Personenkreis der in der Bodendenkmalpflege ehrenamtlich Tätigen reduziert sich folglich meist auf einzelne Personen, die Lesefunde aufsammeln oder sonstige Beobachtungen melden, sowie auf ortsgeschichtlich-historische Vereine, die jedoch kaum archäologische Methoden zur Erfassung der Bodendenkmäler einsetzen.

Ein Online-Zugang zu Denkmaldaten, wie er in Bayern durch den Bayerischen DenkmalAtlas für jedermann gewährleistet ist, existiert in Österreich noch nicht. Dieser ist allerdings in Kombination mit den Geoportalen anderer

Fachgebiete ein überaus nützliches Arbeitsmittel und bildet inzwischen die Grundlage zahlreicher ehrenamtlicher Initiativen zur Erfassung und Erforschung der Bodendenkmäler. Trotz der vorhandenen Bereitschaft fehlen vielen interessierten Laien in Österreich somit konkrete Möglichkeiten, sich stärker zu engagieren, und vor allem eine staatlich organisierte fachliche Unterstützung. Die noch junge GesArchOÖ kann die genannten Hindernisse für eine flächendeckende Förderung ehrenamtlichen Engagements kaum allein beseitigen, doch hat der Workshop gezeigt, dass sie sich der Unterstützung von Kollegen aus dem Bundesdenkmalamt und dem Landesmuseum sicher sein kann. Die Referenten des BLfD stehen den österreichischen Kollegen und Ehrenamtlichen jedenfalls auch weiterhin gerne mit Rat und Tat zur Seite.

Sabine Mayer

Grabungsperspektiven

Tagung der Fachgruppe Archäologische Ausgrabungen des VDR in Halle (Saale)

Die alle zwei Jahre stattfindende Fachtagung der Fachgruppe Archäologische Ausgrabungen des Verbandes der Restauratoren (VDR) führte auch in diesem Jahr mit einer Teilnehmerzahl von knapp 150 Personen wieder viele interessierte Grabungstechniker, Archäologen und Kollegen fachnaher Bereiche zusammen. Unter dem Titel „Grabungsperspektiven“ fanden vom 2. bis 5. April 2014 im Landesmuseum für Vorgeschichte in Halle (Saale) spannende Vorträge und Diskussionen sowie Führungen und Exkursionen statt.

Tagungsort, Führungen und Exkursionen

Der Tagungsort, welcher mittlerweile als Heimatstadt der Himmelsscheibe von Nebra weltbekannt ist, kann sich nicht nur mit dem Titel des ersten Museumsgebäudes für Vorgeschichte in Deutschland rühmen, sondern beherbergt zudem eine der ältesten, umfangreichsten und bedeutendsten archäologischen Sammlungen des Landes.Eine Führung durch die aktuelle Sonderausstellung „3300 BC – Mysteriöse Steinzeittote und ihre Welt“ gab Einblicke in die bizarren Rituale des jungsteinzeitlichen Kultplatzes von Salzmünde und bot im Anschluss viel Stoff für Diskussionen. Die Exkursion führte die Teilnehmer in das westlich von Halle liegende Landschaftsschutzgebiet Dölauer Heide, welches in der Jungsteinzeit besiedelt und Standort von prähistorischen Befestigungsanlagen der Baalberger und der Bernburger Kultur war. Zur Zeit der Schnurkeramiker entstanden hier mindestens 36 Grabhügel mit Steinkisten, die teilweise in der Frühbronzezeit für Nachbestattungen genutzt wurden. Zum Abschluss der Exkursion konnte mit der gotischen Kapelle „Unser Lieben Frauen“ in Mücheln eines der wenigen noch existierenden baulichen Zeugnisse der Templer in Deutschland besichtigt werden.

Exkursion in die Dölauer Heide mit Besichtigung der Grabhügel (Foto: BLfD, Mareike Beiersdorf)

Überblick zu den Vorträgen

Die Vorträge der Teilnehmer aus verschiedenen Bundesländern umspannten wieder einmal ein breites Spektrum an interessanten Ausgrabungen, neuen Techniken und Herangehensweisen. Passend zum Thema „Grabungsperspektiven“ wurden Vorträge zur Dokumentation in 3D, aus der Luft und zu Ausgrabungen unter Wasser gehalten. Während Mitarbeiter des Landesamtes Sachsen-Anhalt über eine Technik referierten, mit der sie große Blockbergungen von den Grabungen an die Wände der Ausstellungsräume bringen, stellten Studenten und Dozenten der HTW Berlin das Studium der Grabungstechnik und ihre Projekte vor. Die große Anzahl an Vorträgen über die Dokumentation mit der Methode Structure from Motion (SFM), 3D-Laserscannern oder Archäokoptern verdeutlicht, dass diese Techniken immer öfter auf Ausgrabungen angewendet werden und Grabungstechniker sowie Archäologen deshalb wohl auch in Zukunft immer stärker beschäftigen werden. Vorträge über die Ausgrabung eines mittelalterlichen Holzkellers aus Lübeck oder die Bergung einer 60 cm dicken Kulturschicht mit Hilfe sogenannter Bigbags am Bodensee zeigten, dass in der Archäologie immer mit Überraschungen zu rechnen ist. Überrascht hat viele Teilnehmer auch der Vortrag von Kriminalhauptkommissar Kahl, der seine Arbeit in der Arbeitsgruppe Forensische Archäologie des BKA vorstellte. Der Fachbereich nutzt archäologische Theorien und Methoden zur Spurensuche und um vergrabene menschliche Überreste oder Gegenstände spurenschonend freizulegen und zu dokumentieren. Das BLfD war auf dieser Tagung mit insgesamt zehn Mitarbeitern vertreten, von denen sich Agnes Rahm und Tilman Wanke mit Vorträgen über die Qualität und die Archivierung von Digitalfotos einbrachten, während Dr. Christoph Steinmann die Problematik der Nachvollziehbarkeit z. B. einiger Arbeitsschritte, Befundzusammenhänge oder Herangehensweisen nach Abschluss einer Ausgrabung „nur“ anhand der Grabungsdokumentation erörterte. Nach dieser erfolgreichen Tagung dürfen wir uns alle auf ein Wiedersehen in zwei Jahren freuen.

Mareike Beiersdorf

POSTSCRIPTUM

Schätze aus dem Bildarchiv

Stadt und Landkreis Landsberg am Lech
Im Laufe der zweiten Jahreshälfte 2014 erscheint der Topographieband zu den Bau- und Bodendenkmälern von Stadt und Landkreis Landsberg am Lech. Aus diesem Anlass zeigen wir hier einige Fotoschätze zum Thema – allesamt entstanden vor mehr als 100 Jahren. Sie zeigen u. a. das ehem. Gerber- oder sog. Hexenviertel beim Schönen Turm vor Abriss und Umbau, offensichtlich einsturzgefährdete Türme und Mauern der einstigen Stadtbefestigung, das alte Lechwehr, noch völlig unverbaute Landschaft vor der Stadt, das Wohnhaus des „Lechhansl“ in Lechmühlen und eine Fischeridylle bei St. Jakob in Schondorf am Ammersee.

Markus Hundemer

1

2

3

4

1 Landsberg am Lech, Bäckerturm, um 1905, Gelatinetrockenplatte
2, 3 Landsberg am Lech, Stadtbefestigung, vor 1900, Albuminpapier
4 Landsberg am Lech, Stadtansicht mit altem Wehr, Um 1900, Gelatinetrockenplatte
5 Schondorf am Ammersee, Gemarkung Unterschondorf, Gasthof und Fischerhäuser bei der romanischen Kirche St. Jakob, um 1890, Albuminpapier
6 Landsberg am Lech, ehem. Gerber- bzw. sog. Hexenviertel beim „Schönem Turm“, um 1900, Foto: Franz Paul Burgholzer, Gelatinetrockenplatte
7 Landsberg am Lech, Bayertor, Ansicht des äußeren Vortores, um 1880, Albuminpapier
8 Landsberg am Lech, Hauptplatz mit Rathaus, um 1900, Gelatinetrockenplatte
9 Landsberg am Lech, Stadtansicht von Westen, um 1900, Gelatinetrockenplatte
10 Lechmühlen, Wohnhaus des Malers Johann Baptist Baader, gen. „Lechhansl“ (1717–1780), um 1900, Foto: Franz Paul Burgholzer, Gelatinetrockenplatte

© Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

5

6

7

8

9

10

Denkmalrätsel

1

Wieder haben wir aus der laufenden Digitalisierung der fotografischen Altbestände fünf unbeschriftete Aufnahmen ausgewählt zu denen wir fragen:

Wer kennt das Denkmal?

Alle bislang ungelöst gebliebenen Denkmalrätsel können unter www.blfd.bayern.de/download_area/fotos/index.php „Denkmalrätsel“ eingesehen werden. Wir freuen uns über jede Information!
Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Bildarchiv,
Hofgraben 4, 80539 München. Tel. 089/2114-382 bzw. -261
E-Mail: markus.hundemer@blfd.bayern.de

Auflösung der Denkmalrätsel in Heft 157, März 2014, S. 87:
1) Bayerische Landesschule für Körperbehinderte, Kurzstraße 2, München; 2) Schloss Trebsen in Sachsen; 3) und 4) bleiben leider ein Rätsel; 5) Pfarr- und Wallfahrtskirche zur Schmerzhaften Muttergottes und St. Ulrich in Maria Steinbach, Lkr. Unterallgäu

Als Gewinner eines Buchpräsentes wurden ausgelost:
Dr. Tilo Schöfbeck, Schwerin; Richard Strobel, Alzenau;
Erwin Rösch, Wattendorf. Es sei allen ganz herzlich Dank gesagt für ihre Beteiligung und Mithilfe.

Markus Hundemer und Marion-Isabell Hoffmann

2

3

© Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Bildarchiv

4

5

Im Reich der Sinne

Denkmalpflegerisch „einleuchtendes“
Lichtkonzept.
Oben: Walderbach, Kloster
Rechts: Ansbach, Retti-Palais
(Fotos: Bernd Symank, BLfD)

Oben: Der „Glöckner“ von Erpfting,
Kath. Wallfahrtskapelle Maria Eich
(Foto: Michael Forstner, BLfD)

Beide Fotos links:
Abgelegt und aufgegessen.
„Kirchliches“ Interieur in Wenzenbach,
Schloss Schönberg
(Foto: Bernd Symank, BLfD)

Links unten: Vom Spiritus erleuchtet.
Regensburg, St. Kassian
(Foto: Bernd Symank, BLfD)

Rechts unten: Stiller Ort.
Sakristei am Bodensee
(Foto: Eiden)

Das kulinarische Denkmal

Pichelsteiner – Eintopf mit Tradition

Einer der beliebtesten und deutschlandweit bekannten Eintöpfe ist der Pichelsteiner. Das Rezept dazu taucht zum ersten Mal 1894 in einem Kochbuch auf (Lindauer Kochbuch), doch war es schon vorher in der Bevölkerung bekannt. Die wahrscheinlichste Entstehungsgeschichte geht auf die Jahre um 1850 zurück. Demnach stammt das Gericht von der Wirtin Auguste Winkler, die bis zu ihrem Tod 1871 in Grattersdorf im Bayerischen Wald ein Gasthaus betrieb. Der Büchelstein, der Hausberg des Ortes, stand als Namensgeber Patron. Dort wurde ab 1839 auf einer Waldwiese das Büchelsteiner Fest gefeiert, zu dem das „Freilichtkochen“ des „Büchelsteiner Fleischgerichts“ oder einfach „Büchelsteiners“ gehörte. Ab 1874 trafen sich die Bürger der nahe gelegenen Stadt Regen, anlässlich der Ende Juli gefeierten Kirchweih in gemütlicher Runde zum „Pichelsteiner Essen“. Damit begründeten sie das bis heute alljährlich gefeierte Pichelsteinerfest, das sich dieses Jahr zum 140. Mal jährt.

Pichelsteiner Eintopf – gekocht und fotografiert von Elke Fuchs

Auch während des Ersten Weltkrieges war der Eintopf fester Bestandteil der deutschen Küche. Im 1915 in Hamburg erschienenen „Kriegskochbuch. Anweisungen zur einfachen und billigen Ernährung“ gehört er zu den Gerichten, die der Bevölkerung für ihre Lebenshaltung (während der Zeit begrenzter Mittel) empfohlen wurden. Heute werden meist drei verschiedene Fleischsorten für das Rezept verwendet. Zu Kriegszeiten war der Fleischgebrauch hingegen eingeschränkt.

AS

Zutaten nach der Ausgabe „Kriegskochbuch“ von 1915:
(für 4 Personen): ½ Pfund Schweinefleisch oder Rindfleisch, 2 ½ Pfund geschälte Kartoffeln, 3 mittlere Mohrrüben, 1 Stück Sellerie, 1 mittelgroße Zwiebel, etwas Petersiliengrün, 5 Eßlöffel Fett oder 100 Gramm Mark, ¼ Liter Fleischbrühe oder Wasser, Salz, Pfeffer, Paprika

Zubereitung: Das Fleisch wird vorbereitet, in Würfel geschnitten, die Kartoffeln in Scheiben, das Suppengrün in feine Würfelchen oder ebenfalls in Scheiben. In einem gut verschließbaren Topf legt oder gießt man das Fett, gibt eine Lage Kartoffeln darauf, dann Fleisch und Suppengrün, Salz und Pfeffer. Man fährt mit dem Einschichten fort und legt als oberste Bedeckung Kartoffeln, gießt Fleischbrühe oder Wasser über und kocht das Pichelsteiner stark an, dann wird es bei mäßiger Hitze fertig gedämpft. Öffnen des Tiegels ist zu vermeiden. Kochzeit 1 ½ bis 2 Stunden.

(zit. nach Bayrischer Verein für wirtschaftl. Frauenschulen auf dem Lande)

TERMINE

Termine 2014/15

14. September
Tag des offenen Denkmals. Thema „Farbe“

16.–17. Oktober
Werkstattgespräch „Kontaminiert – Dekontaminiert“

24.–25. Oktober
Tagung „Archäologie in Bayern“ in Treuchtlingen

2015
Montagsvorträge im BLfD: 9. Februar, 23. Februar, 2. März, 9. März, 16. März, 23. März

Großbaustelle 793 – das Kanalprojekt Karls des Großen zwischen Rhein und Donau

Ausstellung im BLfD München, 5. Sept.–10. Okt. 2014

Die vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum (RGZM) in Mainz erarbeitete Sonderausstellung über eines der bekanntesten bayerischen Bodendenkmäler, den Karlsgraben in der Nähe von Treuchtlingen in Mittelfranken, wird zwischen dem 5. September und 10. Oktober 2014 am Sitz des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in München zu sehen sein. Eröffnung ist am 4. September durch Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle. In Kooperation mit der Münchner Volkshochschule im Gasteig werden begleitend zur Ausstellung drei Vortragsabende angeboten.

Zuvor wird die Sonderausstellung vom 30. April bis zum 15. August im Römisch-Germanischen Zentralmuseum im Museum für Antike Schiffahrt in Mainz als Beitrag zum 1200. Todestag Karls des Großen gezeigt. Im Jahr 793 sollte die europäische Wasserscheide zwischen Altmühl und Rezat durch den Bau des Karlsgrabens überwunden und die Schifffahrt zwischen Nordsee und Schwarzem Meer ermöglicht werden. Das auf Veranlassung Karls des Großen

realisierte Bauvorhaben hat bis heute deutliche Spuren in der Landschaft hinterlassen.

Im Mittelpunkt der Ausstellung stehen allerdings weniger die Funde als vielmehr die modernen Methoden der Archäologie und der Geowissenschaften, mit deren Hilfe eines der bedeutendsten wasserbaulichen Projekte des frühen Mittelalters „zum Sprechen“ gebracht wird. Die Ausstellung führt die Besucherinnen und Besucher in den laufenden Forschungsprozess der beteiligten Archäologen, Geoarchäologen, Geophysiker und Historiker. So geht man dabei den Fragen nach, wie man zu Zeiten Karls des Großen einen Kanal baute und welche Auswirkungen dieses Bauvorhaben auf die umgebende Siedlungslandschaft hatte. Man zeigt, welche planerischen und technischen Voraussetzungen für den Kanalbau notwendig waren, versucht aber auch die Art und Weise seiner Nutzung, wirtschaftliche und machtpolitische Aspekte zu klären.

Seit September 2012 wird das Bodendenkmal durch ein Forscherteam der Universitäten Jena und Leipzig, des Leibniz-Instituts für Photonische Technologien Jena und des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms „Häfen von der Römischen Kaiserzeit bis zum Mittelalter“, an dem das RGZM maßgeblich beteiligt ist, untersucht.

Stefanie Berg-Hobohm

5. September – 10. Oktober 2014
Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege
Hofgraben 4, 80539 München
Mo bis Do 10–18 Uhr, Fr 10–16 Uhr
(Tag der deutschen Einheit geschlossen), Eintritt frei
Führungen am 9.09., 15.09., 22.09., 29.09. und 6.10.2014 um 18.00 Uhr, Anmeldung erforderlich bei
Dr. Stefanie Berg-Hobohm, Tel.: 089 2114-246,
E-Mail: stefanie.berg-hobohm@blfd.bayern.de oder
Alexandra Beck, Tel.: 089 2114-260,
E-Mail: alexandra.beck@blfd.bayern.de
Weitere Führungen nach Vereinbarung.
Informationen: www.blfd.bayern.de

Gekrönt auf Erden und im Himmel – Das heilige Kaiserpaar Heinrich II. und Kunigunde

4. Juli – 12. Oktober 2014
Ausstellung im Diözesanmuseum Bamberg

Domplatz 5, 96049 Bamberg
www.dioezesanmuseum-bamberg.de
Di bis So 10–17 Uhr, montags geschlossen
Führungen: Sonntags 14 Uhr und nach Vereinbarung,
Tel. 0951 502-2512

Kontaminiert – Dekontaminiert

Strategien zur Behandlung biozidbelasteter Ausstattungen. Tagung im Rahmen der Werkstattgespräche des BLfD, 16./17. Oktober 2014

Bis in die 1990er Jahre wurden im Holzschutz in erheblichem Umfang chemische Wirkstoffe eingesetzt, deren Gefahrenpotenzial man erst im Lauf der Zeit erkannte. Die damit einhergehenden Schädigungen belasten heute zahlreiche Bau- und Kunstwerke, sie können die Gesundheit des Menschen beeinträchtigen und nicht zuletzt den Biokreislauf der Natur. Die Dekontaminierung biozidbelasteter Ausstattungen spielt in der Denkmalpflege eine stetig zunehmende Rolle. Im privaten wie öffentlichen Bereich sind dabei immer wieder komplexe Entscheidungen zu treffen. Was bedeutet der Hinweis auf Kontamination eines Baudenkmals für den Bauherrn, für die ausführen den Firmen oder für die geplante Nutzung? In jedem Einzelfall gilt es, in der Praxis Lösungsansätze und Umsetzungsstrategien speziell zu entwickeln.

Die Tagung des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege widmet sich den Themen, die bei dieser Arbeit Entscheidungsgrundlagen bilden: Hierzu gehören eine allgemeine Auseinandersetzung mit den klassischen Holzschutzmitteln und deren Wirkstoffen, der Gesundheits- und Arbeitsschutz, die Vorbereitung und Planung von Maßnahmen in kontaminierten Gebäuden. Aufgezeigt werden

aktuelle Methoden der Analytik, die Bewertung der Analyseergebnisse zum Zweck der Gefährdungsbeurteilung sowie zum Monitoring vor, während und nach der Maßnahme. Die Unterschiedlichkeit der betroffenen Objektgruppen – es kann sich z. B. um Dachstühle, Holzdecken oder Böden, um Wandvertäfelungen, Emporen, Mobiliar, Skulpturen, Altäre oder Gestühle handeln – fordert spezifische Methoden zur Eliminierung bzw. zur Abreicherung der Biozide. Deshalb erläutern Experten Verfahren, die heute für die Dekontaminierung zur Verfügung stehen und diskutieren deren Möglichkeiten und Grenzen. Die umfangreiche Thematik wird durch Beispiele aus der Praxis illustriert, die von Naturwissenschaftlern, Restauratoren, Ingenieuren, Architekten und Denkmaleigentümern vorgestellt werden. Die Veranstaltung präsentiert den gegenwärtigen Stand der Entwicklung zur Lösung der Probleme in der Denkmalpflege.

Losgelöst vom eigentlichen Tagungsprogramm findet am Donnerstag Abend in der Alten Münze, dem Hauptsitz des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, ein Festvortrag von Prof. Erich Schöndorf statt, der als Staatsanwalt Anfang der 1990er Jahre im „Holzschutzmittel-Verfahren" die Anklage vertrat.

Katharina von Miller und Rupert Karbacher

Datum: 16.–17. Oktober 2014

Tagungsort: Literaturhaus, Salvatorplatz 1, 80333 München

Abendveranstaltung: BLfD, Säulenhalle, Hofgraben 4, 80539 München

Tagungsgebühr: 120 €/ ermäßigte Tagungsgebühr (Studenten/Praktikanten/Volontäre) 50 €

Teilnahmegebühr für die Abendveranstaltung mit anschließender Verköstigung: 20 €/ermäßigt: 15 €

Anmeldung (erforderlich) bis 18.08.2014,

Kontakt und Informationen:
daniela.bruder@blfd.bayern.de; lisa.miethe@blfd.bayern.de
www.blfd.bayern.de

Programm Donnerstag, 16. Oktober 2014

10.00 Grußwort *Generalkonservator Mathias Pfeil*
10.10 Begrüßung und Einleitung
Dr. Martin Mannewitz, Dr. Katharina von Miller

Geschichtlicher Überblick
10.20 Ein kleiner Streifzug durch die Holzschutz-Geschichte nebst einigen unnötigen Seitensprüngen
Prof. Dr. Achim Unger
11.00 Der Einsatz historischer Biozide an Kunst- und Kulturgut und die Folgen für Materialien und Objekte
Dipl.-Rest. (FH) Helene Tello
11.45 Holzschutzmittel in der österreichischen Denkmalpflege (ca. 1850–1980)
Dr. Manfred Koller
12.15 Anwendung von Biozid im Schweizerisches Nationalmuseum
Dr. Marie Wörle
14.00 Aktuelle Holzschutzmittel und deren Anwendung
Dr. Robby Wegner

Arbeitssicherheit
14.30 Gesundheitliche Risikobewertung und Schutzmaßnahmen, Toxikologische Aspekte
Dr. Heiko Schneider
15.00 Kontaminierte Bereiche:
Immer nur Schwarz oder Weiß?
Udo Tostmann M.A.

Analytik
15.40 Analytik und Erfolgskontrolle im Umgang mit kontaminierten Objekten
Dipl.-Ing. (FH) Erich Jelen
16.30 Mobile Röntgenfluoreszenzanalyse und begleitende Methoden zur Bestimmung von Bioziden in Artefakten
Dr. Oliver Hahn

Methoden der Dekontaminierung Teil I
17.00 Schadstoffmaskierung als Möglichkeit der Erhaltung von Holzkonstruktionen
Uwe Sallmann
17.40 Xylamon, Hylotox, Paratectol: Verfahren zur Sanierung biozid belasteter Gebäude und Einzelobjekte, Arbeiten im kontaminierten Bereich
Dipl.-Ing. Holger Schmidt

Abendvortrag
19.30 Der Holzschutzmittelskandal in den 1980er Jahren und seine juristische Aufarbeitung
Prof. Dr. Erich Schöndorf

Programm Freitag, 17. Oktober 2013

Methoden der Dekontaminierung Teil II
09.00 Möglichkeiten der Fest-Flüssig-Extraktion von biozidbelastetem Kunst- und Kulturgut aus Holz
Prof. Dr. Achim Unger
09.30 Thermische Verfahren und Sorbentien zur Dekontaminierung
Dipl.-Ing. (FH) Erich Jelen
10.00 Einsatz des infrarotnahen Reinigungslasers, Vakuumwaschverfahren mit Mikroemulsionsbildung, Unterdruckverfahren mit Lösemitteln
Dipl.-Rest. (FH) Karsten Püschner, Dipl.-LC Annegret Fuhrmann, Prof. Dr. Christoph Herm

Praxisbeispiele
11.00 Arbeiten an kontaminierten Objekten (Bsp. Moosburg, Schaftlach, Pürten)
Rainer Neubauer, Katja Rüsch
11.30 Holzwege? Erfahrungsbericht zu Dekontaminierungsmaßnahmen an Kunst- und Kulturgut in Sachsen
Dipl.-Rest. Manfried Eisbein
12.00 Holzschutz der 1960er Jahre im Markgräflichen Opernhaus Bayreuth
Dipl.-Rest. Martin Hess
13.30 Dekontaminierung der holzsichtigen Ausstattung der Dreieinigkeitskirche in Regensburg
Dr. Katharina von Miller, Dr. Wolf Mehrer, Dipl.-Rest. (FH) Marc Pfeifer, Dipl.-Rest. (FH) Stefan Puppich, Anke Romanow M.A.
14.20 Schlusswort *Rupert Karbacher*

LITERATUR

Passaus Denkmäler im Buch

Vorstellung der Denkmaltopographie der Dreiflüssestadt am 4. April 2014 in Passau

Passau, das barocke Kleinod „unter Wasser“ – so jedenfalls flimmert es in unregelmäßigen Abständen immer wieder durch die Wohnzimmer der Republik –, liegt äußert markant und bilderbuchmäßig schön, früher auch mal strategisch wirksam, auf Landzungen zwischen den Flüssen Donau, Inn und Ilz – welche, wie es jeder Stadtführer schreibt oder verkündet, leicht an den drei unterschiedlichen Farben erkennbar sind. Nun hat auch Passau seine Denkmaltopographie erhalten, einen Band aus der Reihe „Denkmäler in Bayern“, in der alle Landkreise und kreisfreien Städte Bayerns im Gesamtrahmen einer bundesweiten Veröffentlichung vorgestellt werden sollen. Die Denkmaltopographie basiert auf der bayerischen Denkmalliste, die derzeit etwa 112 000 Bau- und 49 000 Bodendenkmäler umfasst. 25 solcher politischer Einheiten Bayerns konnten in den letzten 30 Jahren bearbeitet werden, Passau ist der 26. Band und nach Landshut (1988) und dem Landkreis Kelheim (1992) der dritte aus Niederbayern.

Und was ist in dem Band nicht alles geboten! Zwar haben die Besiedlungsperioden im Neolithikum und in der Spätlatènezeit nicht die kräftigsten Spuren in der Altstadt hinterlassen, die römischen Kastelle aber und Zivilsiedlungen hier an der Grenze zwischen den ehemaligen Provinzen Raetien und Noricum sind reichlich belegt. Bischofssitz schon im 8. Jahrhundert und vermutlich Herzogspfalz, befestigter mittelalterlicher Warenumschlagplatz an Handelswegen in den Osten, Zentrum des Hochstifts mit repräsentativem barocken Ausbau, Besetzung schließlich aller wehrtechnisch und stadttopographisch interessanten Punkte mit profanen und kirchlichen Gebäuden – alle diese Perioden und Ereignisse haben sich in der Stadt in baulichen Strukturen manifestiert und bauliche Denkmäler hinterlassen. Erhalten ist ein unvergleichliches kulturlandschaftliches Ensemble: die mittelalterliche Altstadtstruktur, erhalten sind die Residenzbauten der Bischofsstadt, sind Kirchen und Konvente und mit dem historischen Rathaus das bürgerliche Verwaltungszentrum. Außerhalb der Bewehrung der Altstadt entstanden das wittelsbachische St. Nikola, am jenseitigen Innufer eine Handwerkerstadt (Innstadt), am gegenüberliegenden Uferstreifen an der Donau (Anger) und vor allem entlang der Ilzmündung Ansiedlungen von Fischern und Bootsbauern, Wirten, Fährleuten und Säumern – eine Infrastruktur für die Handelsrouten. Die hier vorgelegte Denkmaltopographie der Altstadt mitsamt ihren zahlreichen Ortsteilen, ein umfangreiches Werk in zwei Teilbänden mit zusammen über 900 Seiten, beschreibt und erläutert die erhaltenen baulichen Anlagen und die Bodendenkmäler dieser gewachsenen Denkmallandschaft, illustriert durch eine reiche Bebilderung, durch Fotografien, Karten, Pläne. Beiträge zur historischen Topographie, zur Archäologie, Geschichte und Kunstlandschaft, Register, Karten und Ensemblepläne decken übergeordnete Zusammenhänge auf, in die sich die Einzeldenkmäler einfügen.

Dem im November 2013 aus dem Landesamt für Denkmalpflege ausgeschiedenen Generalkonservator Prof. Dr. Egon Johannes Greipl, der die Herstellung des Bandes noch zu Zeiten von Altoberbürgermeister Albert Zankl angeregt und seine Verwirklichung zusammen mit Oberbürgermeister Jürgen Dupper verfolgt hat, war es ein Herzensanliegen, das Erscheinen noch vor Antritt seines Ruhestandes zu erleben. Es ist nahezu gelungen. Die Herstellung der Bände dauert naturgemäß mehrere Jahre, ein Heer von Mitarbeitern aus dem Landesamt, verschiedenen städtischen und bischöflichen Behörden, Museen und Archiven, der Universität, von Kunsthistorikern und Archäologen, Historikern, Fotografen, Geografen usw. waren damit beschäftigt. Die anlässlich der Erarbeitung solcher Bände generell durchgeführte Überprüfung des Denkmalbestandes konnte hier im Rahmen der seit mehreren Jahren laufenden Nachqualifizierung der Denkmalliste des Freistaates und ihre Aufbereitung für eine Internetdarstellung vorgenommen werden. Die fotografische Erfassung der Denkmäler ist den ortskundigen Fotografen Michael Geins, Passau, und Dionys Asenkerschbaumer, Kellberg, zu verdanken. Die Erläuterungstexte stützten sich wie bei den Vorgängerbänden auf die aktuelle Forschungslage und eine Durchsicht der Akten der Baubehörden und Archive. Hierfür konnten die Kunsthistoriker Dr. Peter Morsbach für die Baudenkmäler der Altstadt und der meisten Ortsteile, Frau Dr. Irmhild Heckmann von der Universität Passau für die Innstadt und St. Severin gewonnen werden. Damit hat die Universität als Mitherausgeber beträchtlich zum Gelingen des Vorhabens beigetragen. Die Bodendenkmäler erforschten Dr. Christian Later vom BLfD und der Stadtarchäologe Dr. Jörg-Peter Niemeier. Eine Reihe fundierter Kenner der Passauer Geschichte und Kunstgeschichte lieferten einführende Beiträge. Die zahlreichen Karten wurden von den Geografen Roland Wanninger und Johannes Valenta angefertigt, die aufwendige Redaktionsarbeit und die Umsetzung zum Buch erfolgte durch die Kunsthistorikerin Danica Tautenhahn M.A. und das Publikationsreferat des Landesamtes.

„Eine neue Grundlage für die praktische Pflege der Denkmäler wollte ich schaffen“, stellte Greipl in einem Interview in der Passauer Neuen Presse vom 10. April 2014 als ein Hauptziel dieser Publikation vor. Und: Ein weiteres Ziel war, „… ein Medium zu schaffen, das der Öffentlichkeit noch viel mehr als bisher den einmaligen Wert der Denkmäler vermitteln kann.“ Die Öffentlichkeit ist nämlich die andere Seite der Medaille, kann doch eine amtli-

che Denkmalpflege nur dann ordentliche Erfolge erzielen, wenn die Bevölkerung, die in und mit den Denkmälern lebt, hinter ihr steht. Und der beste Weg, die Denkmäler seiner Heimat zu schätzen und sich für sie einzusetzen, sich mit ihnen als Teil dieser Heimat zu identifizieren, ist deren Kenntnis. „Heimat“, betont auch der jetzige Generalkonservator des Landesamtes Dipl.-Ing Architekt Mathias Pfeil in seinem Vorwort, „macht sich eben auch

Vorstellung der Denkmaltopographie Stadt Passau im Großen Rathaussaal. Generalkonservator Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil schreibt sich ins Goldene Buch der Stadt ein, stehend von links die Autoren Dr. Jörg-Peter Niemeier, Dr. Peter Morsbach, Dr. Irmhild Heckmann, OB Jürgen Dupper, Autor Dr. Christian Later, der Verleger Fritz Pustet und der Präsident der Passauer Universität Prof. Dr. Burkhard Freitag (Fotos: BLfD, Karlheinz Hemmeter)

und besonders an der bebauten Umwelt fest – Ethnologen und Anthropologen nennen das im weitesten Sinn Raumorientierung –, Orientierung also an den herausgehobenen Gebäuden, den dominanten Objekten, an Orten, an denen Geschichte ‚haftet‘, also an den Denkmälern. Wenn aber die Denkmäler eines Dorfes, einer Stadt verloren gehen, geht nicht nur die Identität des Orts verloren, sondern auch die Möglichkeit der Identifizierung.“ Stephansdom, Domherrenhöfe, bischöfliche Residenz, Kloster Niedernburg, Kirchen, Bürgerhäuser und Bauernhöfe sind nicht nur Spitzenwerke der Gotik, des Barocks, des 19. oder 20. Jahrhunderts, die Ausstattungen nicht nur irgendwelche Kunstwerke alter Meister: Es sind vielmehr die Denkmäler der Bürger, die von den früheren Bewohnern der Stadt geschaffen oder angeschafft wurden, für die auswärtige Künstler von weither angereist sind und für die große Geldsummen aufgebracht wurden. „Heute“, so wieder Pfeil, „wo vieles nur noch nach seinem pekuniären Wert bemessen wird, muss die Denkmalpflege ideelle Werte als tragende Säulen unserer Identität verstärkt vermitteln.“ Und dazu will die Denkmaltopographie beitragen.

Der Große Rathaussaal in Passau mit seiner beeindruckenden historistischen Ausstattung von 1890 war am 4. April 2014 ein würdiger Ort für die Vorstellung des Werkes. Die das Geschehen flankierenden Leinwandgemälde des Historienmalers Ferdinand Wagner „Kriemhilds Einzug in Passau“ und die „Hochzeit Kaiser Leopolds I. mit Pfalzgräfin Eleonore 1676 in Passau“, unterstrichen die geschichtliche Bedeutung der Stadt – und naturgemäß ihrer hier in Wort und Bild verewigten Denkmäler. Natürlich hatte es sich kaum ein geladener Gast nehmen lassen, dem Ereignis beizuwohnen: die beteiligten Mitarbeiter der Stadtverwaltung und des Landesamtes, die Autoren und Fotografen und einige lokale VIPs. Oberbürgermeister Jürgen Dupper, der Präsident der Universität Passau Prof. Dr. Burkhard Freitag, Generalkonservator Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil und Fritz Pustet für den Verlag Friedrich Pustet, die sich in lobenden Worten über das gelungene Ergebnis so unendlich vieler Arbeitsstunden freuten, hielten am Ende die beiden Bände strahlend in die klickenden Kameras.

Denkmalverzeichnisse hat es seit 1882 gegeben, auch Historiker, die sich um die Erforschung der Geschichte der Stadt Passau und ihrer Denkmäler verdient gemacht haben, in jüngerer Zeit waren das Prof. Egon Boshof und die Mitautoren der 1999 herausgegebenen Stadtgeschichte. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege hat im Laufe der letzten hundert Jahre Gesamtüberblicke über den Denkmälerbestand der Stadt erarbeitet und veröffentlicht: 1919 den Inventarband von Felix Mader im Rahmen der „Kunstdenkmäler von Bayern“, 1986 die nach dem neu geschaffenen Denkmalschutzgesetz notwendig

gewordene Liste der Bau- und obertägigen Bodendenkmäler im Band Niederbayern. Immer wieder im Rahmen der Verwaltungstätigkeit des Amtes ergänzt und weitergeschrieben, kann diese Liste nun, wiederum auf den neuesten Stand gebracht, über die Homepage des BLfD im BayernViewer-denkmal tagesaktuell aufgerufen werden. Die neue Denkmaltopographie ist ein Denkmälerverzeichnis der Stadt in einer ausführlich erläuterten und großartig bebilderten Version. Als Zusammenfassung der bekannten historischen Informationen – natürlich im Rahmen der lexikalisch möglichen Darstellung – ist sie jedem Freund der Heimat, jedem Besucher der Stadt und jedem Denkmalinteressierten ein unabdingbares Nachschlagewerk und – mit dem Zeitschnitt 2014 – ein historisches Grundlagenwerk für jede weitere Forschung.

Karlheinz Hemmeter

Buchvorstellung „Die jüngerurnenfelderzeitliche Siedlung von Burgweinting-Kirchfeld“ mit Autor Joachim Zuber (dritter von links) (Foto: Peter Ferstl, Stadt Regensburg)

Vorstellung des Bandes „Frühmittelalterliche Adelsgräber aus Ergolding“ mit Autor Hubert Koch (zweiter von rechts) und Mitarbeitern des BLfD (Foto: BLfD, Christoph Steinmann)

Buchvorstellungen in Regensburg

In der Dienststelle Regensburg hat das neue Jahr gleich mit mehreren Buchvorstellungen begonnen. Mit dem am 9. Januar 2014 präsentierten Band 21 der vom Stadtarchiv Regensburg herausgegebenen „Regensburger Studien“ *Joachim Zuber, Die jüngerurnenfelderzeitliche Siedlung von Burgweinting-Kirchfeld* liegt nun die erste wissenschaftliche Auswertung der Großgrabung Burgweinting vor. In dem wenige Kilometer östlich von Regensburg gelegenen Baugebiet finden seit 20 Jahren kontinuierlich Ausgrabungen der Stadt Regensburg in Kooperation mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege statt. Die auf einer mittlerweile 70 Hektar großen Fläche angetroffenen Befunde decken einen Zeitraum von 5000 Jahren ab, vom Neolithikum bis ins frühe Mittelalter. Zu den wichtigsten Ergebnissen gehört unbestritten die urnenfelderzeitliche Siedlung, die der Autor zum Dissertationsthema an der Universität Marburg gewählt hatte. Sein zur Buchvorstellung in die Königliche Villa angereister Betreuer, Prof. Dr. Andreas Müller-Karpe hob dabei die überregionale Bedeutung dieser Siedlung hervor, die in ihrer Vollständigkeit einzigartig in Europa und im Nahen Osten ist.

Die Fertigstellung von zwei weiteren Büchern aus dem Programm des Verlags Dr. Faustus feierte man am 16. April 2014 in der Königlichen Villa: Erschienen ist der 10. Band der Reihe *Beiträge zur Archäologie in der Oberpfalz und in Regensburg*, eine Sammlung von 19 Aufsätzen aus allen Regionen der Oberpfalz. Thematisch ist alles dabei: Von der Frage nach der Domestizierung des Wolfes im Paläolithikum bis hin zu der Heizanlage des 18. Jahrhunderts im Refektorium des Klosters Speinshart.

Für Niederbayern stellt die Publikation von Hubert Koch *Frühmittelalterliche Adelsgräber aus Ergolding* eine echte Bereicherung dar, denn darin werden grafisch ansprechend und dank zahlreicher interdisziplinärer Untersuchungen sehr facettenreich einige der spektakulärsten Bestattungen des späten 7. Jahrhunderts vorgestellt.

Silvia Codreanu-Windauer

Römische Funde aus Dambach am Limes

Materialheft Nr. 100: die Dissertation von Valeria Selke

Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege kann als Herausgeber einen Meilenstein feiern: Mit der Dissertation von Valeria Selke über die römischen Funde aus Dambach ist der Jubiläumsband Nummer 100 der Materialhefte zur bayerischen Archäologie erschienen – 62 Jahre nach dem im Jahr 1952 gedruckten ersten Band dieser archäologischen Monografienreihe. Das BLfD blickt mit dieser Jubiläumsnummer auf sechs Jahrzehnte Publikationstätigkeit im Dienst der archäologischen wissenschaftlichen Forschung zurück. Alle diese Bände, überwiegend primäre Materialeditionen, sind in Studium und Wissenschaft bis heute nicht wegzudenken.

Mit Valeria Selkes Dissertation über die älteren, meist leider ohne Kontext geborgenen Funde – in der Masse im Rahmen bodendenkmalpflegerischer Katastrophen der Frühzeit ausgebaggert und tumultuarisch geborgen – kommen wir dem Verständnis eines lange die Forscher irritierenden Ortes und seiner Stellung im Rahmen der Geschichte und Entwicklung des Limes ein gutes Stück näher. Mit der Vorlage dieses reichhaltigen Materials ergibt sich wegen der hier überzeugend herausgearbeiteten relativ kurzfristigen Belegung ein neuer „Fixpunkt“ für die Datierung später-römischer Komplexe in der ganzen Provinz. Das ist weit über den unmittelbaren Bereich des mittelfränkischen Grenzabschnitts hinaus von Bedeutung.

Die Autorin hatte es sich zur Aufgabe gemacht, sämtliche von 1892 bis 2007 zur Tage gekommenen Funde aus dem römischen Fundplatz Dambach zu bearbeiten. Dieser umfasst neben dem Limeskastell auch mindestens drei Gräberfelder, zwei Vicusareale, ein Amphitheater und den Limes mit Wachtposten 35. Während Ausgrabungsbefunde seit 1892 verhältnismäßig wenig ergiebig waren (die neuen Grabungen ab 2008 mit bedeutenden Holzfunden sind nicht mit behandelt), liegen gewaltige Fundmengen vor. Deren systematische Untersuchung und wissenschaftliche Vorlage darf mit 4023 Katalognummern plus 767 Münzen als Herkulesarbeit bezeichnet werden, die Valeria Selke bravourös gemeistert hat. Auf 172 Tafeln werden die Fundstücke in hervorragender zeichnerischer Qualität abgebildet und in einem straffen Katalog knapp, aber aussagekräftig beschrieben.

Die große Materialbasis erlaubt eine Auswertung auf breiter Grundlage. Sehr sachkundig ordnet die Autorin den Fundplatz Dambach in die Geschichte des römischen Limes ein. Dank dem umfassenden Fundspektrum ist eine verlässliche Datierung möglich, und es erweist sich, dass das Kastell Dambach eine sehr späte Gründung am Limes ist. Es wurde wahrscheinlich erst um die Wende zum 3. Jahrhundert gegründet und Mitte des 3. Jahrhunderts aufgegeben. Mit dem sich also auf die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts beschränkenden Fundplatz ist ein wertvolles Referenzmaterial gegeben, wie es nur selten zu fassen ist und bisher noch kaum vergleichbar aufgearbeitet vorliegt. Valeria Selke hat für die Forschung zur späten Limeszeit einen unverzichtbaren Beitrag geleistet.

DE

„... und es hat doch was gebracht!“

Festschrift für Karl Schmotz zum 65. Geburtstag

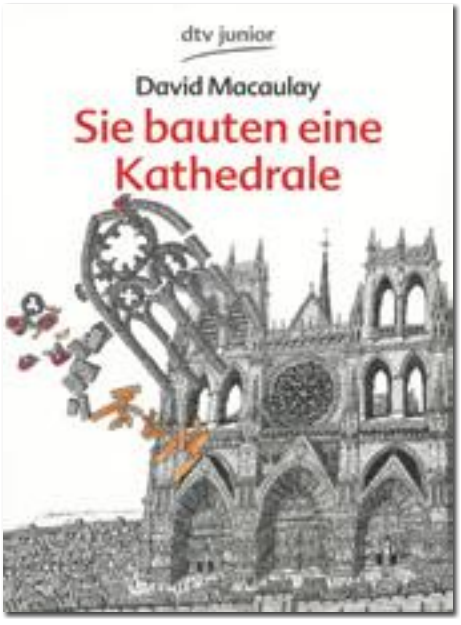
Die Festschrift zur Pensionierung des Deggendorfer Kreisarchäologen – herausgegeben von Ludwig Husty, Walter Irlinger und Joachim Pechtl – beginnt mit zwei Vorworten, zwei Würdigungen, Grußwort und Schriftenverzeichnis. Darauf folgen 33 Aufsätze und ein Autorenverzeichnis. Die Beiträge befassen sich mit frühneolithischen Pollenanalysen, Hausbau der LBK, Keramik der SBK, Oberlauterbacher Ritualbefunden, einem Michelsberger Hockergrab, einer befestigten Altheimer Siedlung, dem Hornsteinbergwerk von Arnhofen, Magnetometerprospektion, Bewaffnung, Beildeponierungen und Keramikdeponierungen der BZ, einem Schwertgrab der UK, der Nynicer Kultur, der Chronologie am Übergang BZ–EZ, eisenzeitlichen Grabhügeln, etruskischen Bronzebecken, Funden in Pfostengruben, einem Eisenhort der Latènezeit, Siedlungsbefunden des SLT, einer Bronzestatuette und Pionierwerkzeug aus Künzing, Befunden aus Römerzeit und FMA in Irl, Gräbern des FMA mit Eberzahn-Paaren, der „Bürg“ bei Irnsing, den ältesten Kirchen in Eger/Cheb, der Begräbniskultur des SMA, dem Goldenen Steig, dem Prämonstratenserstift Osterhofen, der Bayerischen Landesfestung Ingolstadt, Gunther von Niederaltaich sowie mit archäologischen 3D-Modellen anhand digitaler Fotoserien.

Red.

Je höher, desto heiliger

Ein Kinderbuchklassiker: Sie bauten eine Kathedrale

Ein Gebäude, dessen Errichtung mit extremen Mühen und Risiken verbunden und dessen vollständige Finanzierung nicht gesichert ist, bei dem man sich obendrein relativ sicher sein kann, dass man seine Fertigstellung nicht mehr erleben wird: Würden wir so ein Projekt beginnen? Für die Men-



schen im Mittelalter war die Antwort klar: Ja! Mit den gotischen Kathedralen, vor denen wir auch heute noch staunend stehen, haben sie das mehr als einmal bewiesen. Aber wieso nimmt man so ein Mammutprojekt auf sich? Was bedeutet das für das Leben der Menschen und wie läuft die Organisation ab? David Macaulay nimmt in seinem Buch die Leser mit in das Frankreich des 13. Jahrhunderts. Der Ort Chutreaux, seine Bürger und seine Kathedrale sind ein Fantasiemodell, das seine Vorbilder in den berühmten Kathedralen Frankreichs hat. Allein die kurze, kaum unterbrochene Bauzeit ist als Idealfall entworfen.

Damals war für die Menschen der Glaube und die Kirche der entscheidende Maßstab, der das tägliche Leben bestimmte. Nachdem die alte Kathedrale durch einen Blitzeinschlag verwüstet worden war, begann man „die höchste und die schönste, die längste und breiteste Kathedrale in ganz Frankreich“ zu bauen. Im Bewusstsein, ein höheres Ziel zu verfolgen, den Bau zum Ruhm und zur Ehre Gottes zu errichten, war es nicht wichtig, dass sich die Bauzeit über mehr als hundert Jahre hinziehen konnte. Auf dem Weg zur Fertigstellung gibt es zahlreiche Etappen und Schwierigkeiten zu überwinden. Diese stellt David Macaulay anhand vieler detaillierter Federzeichnungen vor, zusammen mit einem jeweils dazugehörigen knappen und anschaulichen Text. Er begleitet damit Schritt für Schritt die Entstehung der Kathedrale bis hin zur Aufstellung der letzten Skulpturen an der Fassade. Dabei lernt man, welche Arbeiter am Bau beteiligt sind und welche Werkzeuge sie benötigen. Man bekommt einen Einblick in die Arbeitsmethoden und Organisationsabläufe, woher Holz und Steine für den Bau kommen und wie diese zur Baustelle transportiert werden. Schon das Fundament, fast 8 m in den Boden gearbeitet, erfordert Präzisionsarbeit, da jeder Fehler den Aufbau in Gefahr bringt. Vom Hochziehen der Wände bis hin zur Konstruktion der Gewölbe und des Daches – überall ist technisches Knowhow gefragt. Wie etwa bekommt man die schweren Steinlasten nach oben auf 40 m Höhe? Wie verglast man Fenster von 18 m Höhe? Auf dies alles und noch viel mehr gibt das kleine Büchlein eine Antwort. Dabei werden wichtige Begriffe erklärt, man erfährt, wie Probleme gelöst werden und wie gefährlich die Arbeit auf einer solchen Baustelle ist. Auch ist der Bau bereits während seiner Entstehung ein wichtiger Teil des täglichen Lebens der Menschen vor Ort. Während das Langhaus noch im Bau ist, feiert man im Chor bereits Gottesdienste. Als die Kathedrale schließlich nach 86 Jahren eingeweiht wird, sind die meisten der Anwesenden die Enkel derer, die bei der Grundsteinlegung dabei waren.

Der Autor und Illustrator David Macaulay, ein amerikanischer Architekt, Grafiker und Kunsthistoriker, ist bekannt für seine außergewöhnlichen Bilder-, Sach- und Kunstbücher. Dieses, 1973 erstmals in englischer, 1974 in deutscher Sprache erschienen, erhielt 1975 den Deutschen Jugendliteraturpreis in der Kategorie Sachbuch und diente als Grundlage für eine 1985 entstandene Filmadaption.Ein Kinderbuchklassiker, der auch heute nichts an Lebendigkeit und Informationsgehalt verloren hat. Geeignet für Kinder ab 10 Jahren.

Angela Schürzinger

Die Temperierung – eine Heizungsmethode in der Diskussion

Heft 8 aus der Schriftenreihe des BLfD erschienen

Der neue Band 8 der Schriftenreihe des BLfD, „Die Temperierung“, der wieder beim Münchner Volk Verlag erschienen ist, enthält die Vorträge einer Tagung vom November 2012 in Benediktbeuern und informiert über den aktuellen Forschungsstand zu diesem durchaus unterschiedlich bewerteten Heizungssystem. Die Temperierung, eine zugleich die Bausubstanz schonende und kostengünstige Technik zur Optimierung des Raumklimas in Museumsräumen, wird seit rund 30 Jahren unter maßgeblicher Beteiligung der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege fortentwickelt. Obwohl sie inzwischen in zahlreichen Gebäuden, neben Museen auch in Kirchen, Burgen und Bürgerhäusern, erfolgreich zum Einsatz gebracht wurde, zeigt die anhaltende Diskussion, dass immer noch Unklarheit über ihren Einsatz und ihre Wirkungsweise besteht. Eine wissenschaftlich fundierte Untersuchung der Methode an Hand der Analyse mehrerer bestehender Anlagen und ihrer Funktionsweise steht bisher noch aus, ist aber für ihre Weiterentwicklung und die Beratungstätigkeit der Denkmalbetreuer unabdingbar.

Neben der Landesstelle haben sich deshalb das Fraunhofer-Institut für Bauphysik in Holzkirchen, der Lehrstuhl für Bauphysik an der Universität Stuttgart und der Lehrstuhl für Restaurierung, Kunsttechnologie und Konservierungswissenschaft an der Technischen Universität in München sowie 18 Museen aus Bayern, die mit einer Temperieranlage ausgestattet wurden, zu einem Forschungsprojekt zur Bewertung des Systems zusammengetan – finanziell unterstützt von der Volkswagen-Stiftung und der Ernst von Siemens Kunststiftung. Die in diesem Rahmen abgehaltene Tagung sollte nun zuerst den aktuellen Entwicklungsstand der Technik klären und die Auswirkungen auf die Bauphysik, das Raumklima und die Sammlungen sowie die Erfahrungen der Nutzer in den letzten 30 Jahren darlegen und so eine Grundlage für die weitere Vorgehensweise bilden.

Die teils kontroversen Beiträge zahlreicher Experten und Museumsleute sind in diesem Band veröffentlicht und liefern die notwendigen Grundinformationen und Erfahrungsberichte für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema. Sie stellen u. a. das nutzerfreundliche und energiesparende Klimakonzept der Landesstelle vor, enthalten Beiträge zur Klimastabilisierung und energetischen Ertüchtigung von Altbauten ohne Gestaltveränderung, zur Temperierung als Mittel präventiver Konservierung sowie Ergebnisse technischer und restauratorischer Untersuchungen bei Bauteiltemperierung in Bezug auf Bauphysik, Feuchtetransport, Raumklimaverhalten, Sammlungsbestände u. ä. in verschiedenen bayerischen und oberitalienischen Beispielen.

Htr

Bezugsmöglichkeiten

Zuber, Joachim: **Die jüngerurnenfelderzeitliche Siedlung von Burgweinting-Kirchfeld**. Regensburger Studien 21, Amt für Archiv und Denkmalpflege Regensburg (ISBN 978-3-943222-05-0, 374 Seiten, 250 Tafeln, 39 €)

Beiträge zur Archäologie in der Oberpfalz und in Regensburg, Band 10 (Verlag Dr. Faustus, Büchenbach 2013, ISSN 1617-4461, 388 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 25 €)

Koch, Hubert: **Frühmittelalterliche Adelsgräber aus Ergolding, Landkreis Landshut**. Mit Beiträgen von Kurt W. Alt, Britt Nowak-Böck, Antja Bartel, Doris Lehmann, Andreas Rott und Michaela Harbeck (Verlag Dr. Faustus, Büchenbach 2014, ISBN 978-3-933474-90-2, 29,80 €)

Selke, Valeria: **Römische Funde aus Dambach am Limes (1892–2007).** Materialhefte zur bayerischen Archäologie 100 (Verlag Michael Laßleben, 2014, ISBN 978-3-7847-5100-9, 350 Seiten, 166 Tafeln, 6 Farbtafeln, 27 Abbildungen, 45 €)

„... und es hat doch was gebracht!“ Festschrift für Karl Schmotz zum 65. Geburtstag, hrsg. von Ludwig Husty, Walter Irlinger und Joachim Pechtl. Internationale Archäologie – Studia honoraria 35 (Verlag Leidorf, Rahden/Westf. 2014, ISBN 978-3-89646-554-2, 500 S., 350 Abb., 28 Tabellen, 45 €)

Macaulay, David: **Sie bauten eine Kathedrale**, 25. Aufl., München 2012 (Original: *Cathedral: The Story of Its Construction*, Boston 1973. Übersetzung: Monika Schoeller, Deutscher Taschenbuch Verlag, ISBN 978-3-423-79500-5, 84 Seiten, mit Schwarz-Weiß-Abbildungen, 7,95 €)

Die Temperierung. Beiträge zum aktuellen Forschungsstand. Inhalte – Projekte – Dokumentationen, Schriftenreihe des BLfD, Nr. 8 (Volk Verlag München, 2014, ISBN 978-3-86222-144-8, 116 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, 13,90 €)

Hinweise auf Publikationen zu denkmalpflegerischen Fragen

(bei der Redaktion eingegangen)

Denkmalpflege

Fassl, Peter/Kanelakis, Barbara (Hrsg.): *10 Jahre Denkmalpreis des Bezirks Schwaben,* Friedberg: Likias-Verlag, 2014 (ISBN: 978-3-9812181-8-3, 208 S., 275 Farbabb., 19,80 €)

Baudenkmal und Energie (hrsg. von der Bayerischen Ingenieurekammer-Bau), München 2014 (Bestellung unter www.bayika.de, 120 S., 1 Exemplar kostenfrei, weitere Exemplare je 10 €/St. inkl. Versandkosten)

Denkmalpflege: Kontinuität und Avantgarde. Dokumentation der Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der BRD vom 16. Juni bis 19. Juni 2013 (hrsg. vom Thüringischen Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie, Arbeitsheft des Thüringischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie N. F. 43), 2013 (ISBN: 978-3-937940-99-1, 287 S., 25 €)

Schönburg, Kurt: *Bauwerksoberflächen schützen und bewahren. Nachhaltige Arbeitstechniken zur Erhöhung der Resistenz* (hrsg. von DIN Deutsches Institut für Normung e.V.), Berlin: Beuth Verlag, 2014 (ISBN: 978-3-410-23249-0, 238 S., 48 €)

Das Buch stellt sämtliche Arbeitstechniken, herkömmliche als auch neuartige, die zur Erhöhung der Resistenz von Bauwerksoberflächen eingesetzt werden können, dar und liefert Handlungsanleitungen, wie die Verfahren geplant, vorbereitet und ausgeführt werden sollten. Sie werden im Hinblick auf ihre Eignung und Anwendbarkeit, Beurteilung und Vorbereitung des Bauteils, Materialeignung und -beschaffung und Qualität beschrieben. Ziel dabei ist, eine hohe, nachhaltige Oberflächenqualität zu erreichen. Die systematische Gliederung des Inhalts ermöglicht ein schnelles und sicheres Auffinden der am besten geeigneten Technologie.

Archäologie

Wolf, Markus: *Aspekte der Stadtwerdung Ingolstadts.* Beiträge zur Geschiche Ingolstadts Band 9/1, Büchenbach: Verlag Dr. Faustus, 2013 (ISBN 3-932113-65-9. 290 S., 80 Textabb. sowie in einer gesonderten Planmappe 21 Beilagen, 55 €)

Orendi, Andrea: *Mittelalterliche Ofenbefunde aus Ingolstadt.* Beiträge zur Geschiche Ingolstadts Band 9/2, Büchenbach: Verlag Dr. Faustus, 2013 (ISBN 978-3-932113-64-2, 183 S., 40 Tafeln, 45 €)

Mit diesen Bänden werden neue Erkenntnisse zu einem weiteren zentralen Kapitel der Stadtgeschichte, der Stadtwerdung, veröffentlicht. Für ein Auswertungsprojekt der Ingolstädter Stadtkerngrabungen am Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters der Universität Tübingen, in enger Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und der Stadt Ingolstadt, sind mehrere archäologische Untersuchungen ausgewählt worden, um gezielt der Frage nach der Entstehung der Stadt Ingolstadt nachzugehen. Sie sollten nicht in der üblichen Art und Weise komplett vorgelegt, sondern durch Markus Wolf nur im Hinblick auf diese Fragstellung bearbeitet werden. Begleitend zu seiner Arbeit untersuchte Andrea Orendi die besonders aussagekräftigen mittelalterlichen Feuerungsanlagen, die in der Ingolstädter Altstadt

ausgegraben wurden. Die beiden Arbeiten gehen in unterschiedlicher Art und Weise an die Grabungsdokumentationen heran. Markus Wolf versucht einen Überblick über die Stratigrafie der Ausgrabungen und veranschaulicht damit auch Möglichkeiten, Probleme und Grenzen der Dokumentationen. Andrea Orendi orientiert sich an den Ofenbefunden als markanten Einzelbefunden und berücksichtigt deren stratigrafische Einbindung nur im Hinblick auf die Fragestellung ihrer Arbeit.
Die Erkenntnisse von Markus Wolf und Andrea Orendi wurden in zwei Teilbänden (Aspekte der Stadtwerdung Ingolstadts/Mittelalterliche Ofenbefunde aus Ingolstadt) zusammengefasst. Sie sind unter der Überschrift „Archäologie einer Herzogsstadt" erschienen und beschreiben die Stadtwerdung und frühe Stadtentwicklung Ingolstadts als wesentlich differenzierteren Prozess, als es die Analyse der Stadtmodelle Jakob Sandtners aus den 1570er Jahren bisher nahelegte. *Gerd Riedel*

Architektur und Kunstgeschichte

Kleine Kirchen von Franz Lichtblau – Eine Werkliste (hrsg. von Andreas Hildmann), Lindenberg i. Allgäu: Kunstverlag Josef Fink, 2013 (ISBN: 978-3-89870-832-6, 160 S., 15 €)

Denk, Claudia/Ziesemer, John: *Kunst und Memoria. Der alte Südliche Friedhof in München*. München, Deutscher Kunstverlag, 2014 (ISBN: 978-3422072275, 560 S., 49,90 €)

Meuser, Natascha (Hrsg.): *Schloss Breitenlohe. Architektur und Baugeschichte*, Berlin: DOM publishers, 2014 (ISBN: 978-3-86922-361-2, 32 S., 8 €)

Geschichte

Trostberg im Wandel. Alte und neue Ansichten einer Stadt (hrsg. von der Stadt Trostberg), Horb am Neckar: Geiger-Verlag, 2012 (ISBN: 978-3-86595-470-1, 96 S., 14,90 €)

Linker, Berndt Michael: *Mindelheim im 20. Jahrhundert. Von bewegten und bewegenden Zeiten einer bayerisch-schwäbischen Kreisstadt*, Lindenberg i. Allgäu: Kunstverlag Josef Fink, 2014 (ISBN: 978-3-89870-828-9, 648 S., 58 €)

Memminger, Josef (Hrsg.): *Überall Geschichte! Der Lernort Welterbe – Facetten der Regensburger Geschichtskultur*, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet, 2014 (ISBN: 978-3-7917-2556-7, 156 S., 19,95 €)

Weithmann, Michael W.: *Passau. Kleine Stadtgeschichte*, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet, 2014 (ISBN: 978-3-7917-2565-9, 160 S., 12,95 €)

Betschart, Hanspeter: *Franziskus in Assisi. Auf den Spuren des großen Heiligen*, Lindenberg i. Allgäu: Kunstverlag Josef Fink, 2014 (ISBN: 978-3-89870-158-7, 52 S., 6 €)

Brinkmann, Ulrich/Bergbauer, Harald: *Mit Bürgersinn wider das Diktat der Ökonomie* (Das Kuratorium für Landschaftsschutz in München, hrsg. von Michael Buhrs), Berlin: Deutscher Kunstverlag, 2013 (ISBN: 978-3-422-07226-8, 96 S., 19,90 €)

100 Jahre Stadt Lindenberg 1914–2014 (hrsg. von der Stadt Lindenberg i. Allgäu), Lindenberg i. Allgäu: Kunstverlag Josef Fink, 2014 (ISBN: 978-3-89870-859-3, 144 S., 4 €)

Sonstiges

Ongyerth, Gerhard/Naeser, Thorsten: *An der Würm. Augenblicke der Kultur zwischen Starnberg, Gauting, Pasing, Oberschleißheim und Dachau*, München: Volk Verlag, 2014 (ISBN: 978-3-86222-122-6, 144 S., 19,90 €)

Der Geograf und Referent für Städtebauliche Denkmalpflege, den Denkmalpflegerischen Erhebungsbogen und die Kulturlandschaftserfassung am BLfD, Dr. Gerhard Ongyerth, hat zusammen mit dem Fotografen Thorsten Naeser ein Buch über die Würm vom Starnberger See bis zur Mündung in die Amper verfasst. Ongyerth stellt in seinen Texten die geschichtliche Entwicklung dieser vielfältigen Kulturlandschaft, die Orte, Bauten und Denkmäler an der Würm mit ihrem Bezug zur Landschaft und den Sagen, die Eigenart und Identität der Menschen dar, erzählt vom Mythos Starnberger See, von großartigen Inszenierungen der Natur, von der Flusslandschaft im Wechsel der Jahreszeiten, von 12 000 Jahren Landschaftsgeschichte. Ungewöhnliche, poetisch ergreifende und künstlerisch überzeugende Fotografien stehen im Dialog zu den Texten, dokumentieren die Eingriffe des Menschen und heben das Schauspiel der Natur schon fast über die Wirklichkeit. Eine erhebende Wanderung an der Würm, zum lesen, betrachten und nacherleben!

Michl, Reinhard: *FischFroschFuchs. Ein Kaleidoskop* (hrsg. vom Bezirk Oberbayern, Kultur- und Bildungszentrum Kloster Seeon), Lindenberg i. Allgäu: Kunstverlag Josef Fink, 2014 (ISBN: 978-3-89870-858-6, 256 S., 27,50 €)

Hamdorf, Friedrich Wilhelm/Leitmeir, Florian: *Die figürlichen Terrakotten der Staatlichen Antikensammlung München* (hrsg. von Florian S. Knauß, Bd. 1 und 2), Lindenberg i. Allgäu: Kunstverlag Josef Fink, 2014 (ISBN: 978-3-89870-870-8, 764 S., 99 €)

Hausladen, Gerhard/Klimke, Klaus/Schneegans, Jakob/Rössel, Timm: *Unterschiedliche Torsysteme in Industriegebäuden unter Berücksichtigung energetischer, bauklimatischer und wirtschaftlicher Aspekte*. Bauforschung für die Praxis Bd. 107, 2013, Fraunhofer IRB Verlag (978-3-81679-155-3,90 S., 30 €)

Patitz, Gabriele/Grassegger, Gabriele/Wölbert, Otto (Hrsg.): *Natursteinsanierung Stuttgart 2014*. Neue Natursteinrestaurierungsergebnisse und messtechnische Erfassung sowie Sanierungsbeispiele. Tagung am 7. März 2014 in Stuttgart, Frauenhofer IRB Verlag (ISBN: 978-3-8167-9167-6, 126 S.)

Die Dreiflüssestadt und ihre Denkmäler

Peter Morsbach / Irmhild Heckmann / Christian Later / Jörg-Peter Niemeier

Kreisfreie Stadt Passau

Herausgegeben vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege
Denkmäler in Bayern, Band II. 25/1 und 2

Die »Dreiflüssestadt« Passau ist kunsthistorisch bedeutsam und hat eine reiche Vergangenheit. Der großformatige Doppelband mit über 3000 Bildern erfasst dieses Wunderwerk einer Stadtlandschaft mit all ihren baulichen und archäologischen Denkmälern, in ihrer Geographie, kirchlichen, wirtschaftsgeschichtlichen und militärhistorischen Entstehung sowie ihrem Bau- und Kunstschaffen.

2 Teilbände
916 S., über 3000 z. T. farb. Abb.
2 großformatige Pläne, Hardcover
ISBN 978-3-7917-2552-9
€ (D) 79,–

VERLAG FRIEDRICH PUSTET
Verlag Friedrich Pustet
D-93008 Regensburg
www.verlag-pustet.de
Tel. 0941/920 22-0
Fax 0941/920 22-330
bestellung@pustet.de

Ein Beitrag zum Erhalt des kulturellen Erbes

Der neue Band der Schriftenreihe gibt einen Einblick in die vielfältigen Varianten der Temperierung und zeigt zudem wie kontrovers die Diskussion – auch international – geführt wird

Die Temperierung
Beiträge zum aktuellen Forschungsstand
116 Seiten, mit zahlreichen Abb.
13,90 Euro,
ISBN 978-3-86222-114-8

volk Verlag

www.volkverlag.de

Soeben erschienen:
Heft 1/2014
zum Thema
»Erster Weltkrieg«

Die Denkmalpflege
Wissenschaftliche Zeitschrift der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland

Jährlich 2 Hefte
Abopreis: 25,– EUR [D] zzgl. Versandkosten

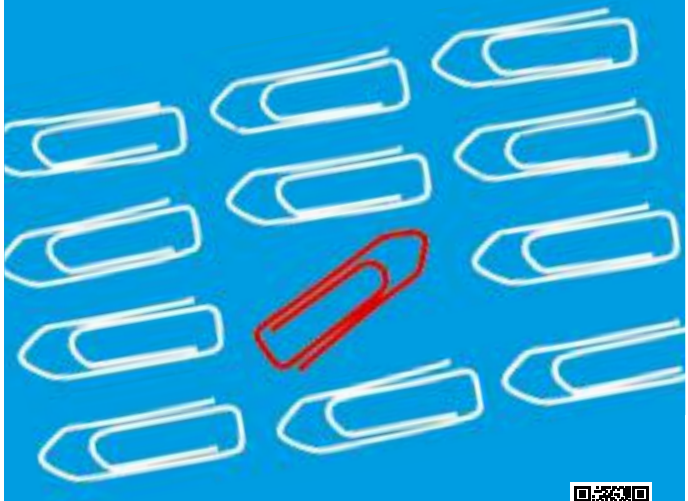
Deutscher Kunstverlag Berlin I München

Vertrieb Zeitschriften:
Deutscher Kunstverlag Bestellservice I Postfach 1331 I D-53335 Meckenheim
Tel. 02225 I 70 85 - 345 Fax 02225 I 70 85 - 399 abo-dkv@gs-d.de
www.deutscherkunstverlag.de

HIGH-TECH-DRUCK

KM

... perfekte **DRUCKTECHNIK**
und individueller **SERVICE**
für anspruchsvolle **KUNDEN**
mit einzigartigen **ERWARTUNGEN.**



Kastner & Callwey Medien
www.kastner-callwey.de